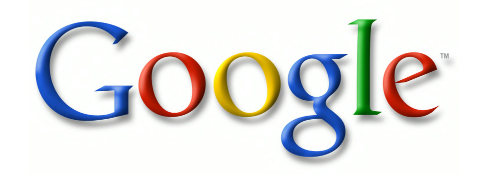




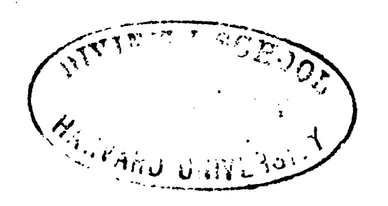
Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1860.

Herausgegeben
von
D. Ferd. Piper.



Berlin, 1860.
Verlag von Wiegandt und Grieben.



Evangelischer Kalender.

Jahrbuch für 1860.

Mit Beiträgen

von

Dorner, Erdmann, Heintz, Krummacher, Lorimer, Lübker, Mayer, M'Crie, Pelt, H. Ranke, Rische, Schenkel, Schmieder, Sixt, Steinmeyer, Ullmann.

Herausgegeben

von

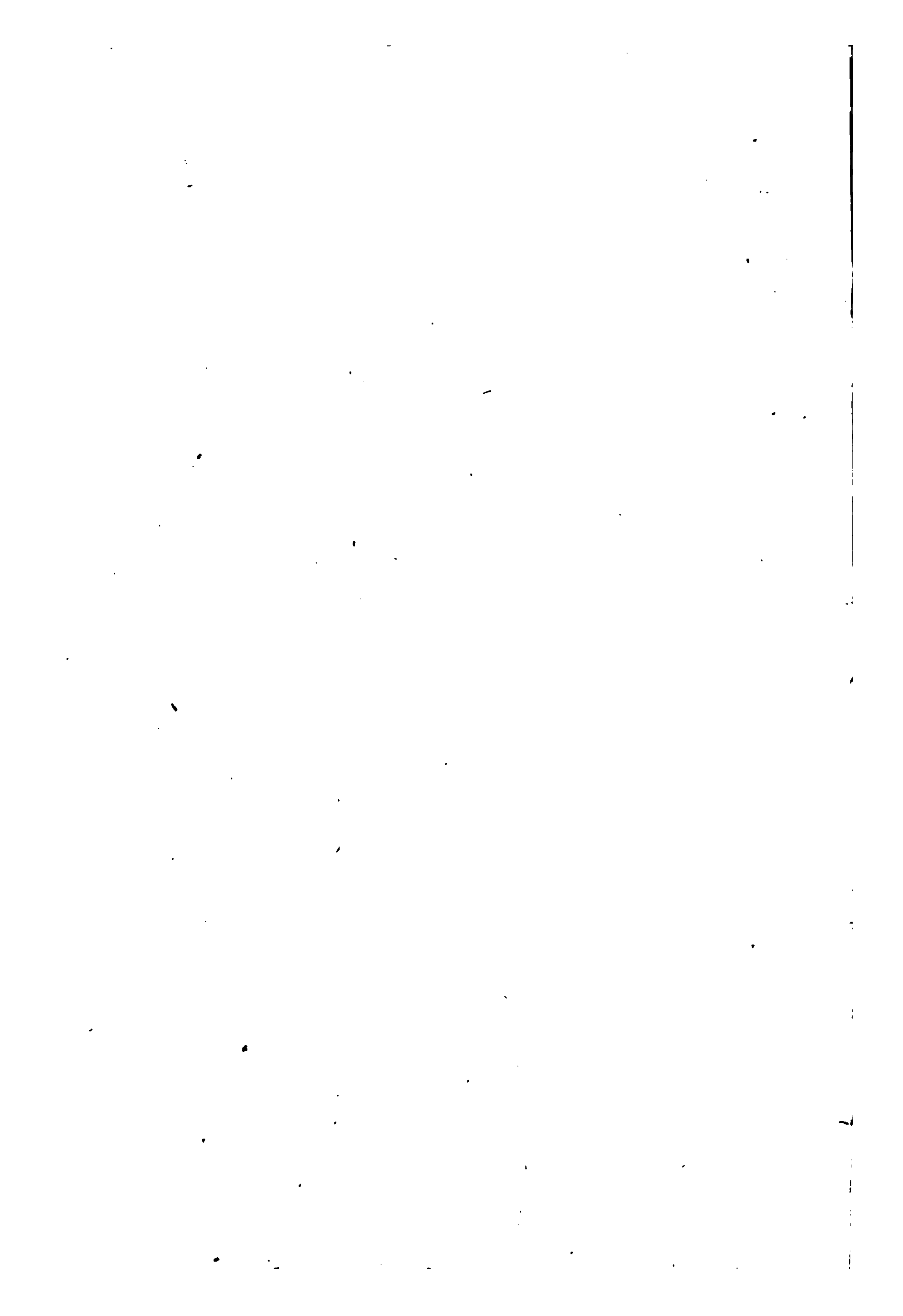
Ferdinand Piper,

der Theologie Doctor und Professor.

Elfter Jahrgang.

Zum Debit im Auslande.

Berlin,
Verlag von Wiegandt und Grieben.



Vorrede.

Neben der ausdauernden Theilnahme trefflicher Männer, unter deren Zusammenwirken die Ausführung der Lebensbilder, welchen dieser Kalender vorzugsweise gewidmet ist, der Vollendung entgegengeht, bin ich erfreut, als eine fernere Bürgschaft dafür, die Erweiterung dieses Kreises bezeichnen zu dürfen, wie sie von Jahr zu Jahr eingetreten ist: besonders aber diesmal sowohl in Deutschland, als im Auslande, namentlich Frankreich und England. So bringt der vorliegende Jahrgang zum erstenmal Beiträge aus der schottischen Kirche (die Lebensbilder des ersten Märtyrers und des Reformators von Schottland), welche englisch abgefaßt waren und übersetzt hier mitgetheilt werden. Es wird erlaubt sein, auch hierin ein Zeichen der Annäherung der stamm- und religionsverwandten Länder zu erblicken, wonach das Verlangen auf beiden Seiten des Kanals im Wachsen ist, — eine Annäherung, die auf jedem Gebiet und zumal auf dem kirchlichen für beide Theile segenverheißend erscheint.

Unter den Wahrheitszeugen, welche als Zierden der deutschen Kirchen im Folgenden geschildert sind, hebe ich Zinzendorf hervor bezüglich des 100jährigen Gedächtnisses seines Todes, das im nächsten Jahre (am 9. Mai) eintrifft: aus diesem Grunde ist sein Lebensbild diesmal aufgenommen. — Noch zwei Säculartage, und zwar 300jährige, stehen in demselben Jahre an, von Genossen der deutschen Reformation, deren Lebensbilder schon früher im Evang. Kalender mitgetheilt sind: der Todestag Johann von Laski's, des Reformators von Ostfriesland und Polen († 8. Januar) im Jahrgang 1856, so wie der Todestag Melanchthon's, des Lehrers von Deutschland († 19. April), im Jahrgang 1851, noch von der Hand des seligen Neander.

Was die Ausführung der Lebensbilder betrifft, so ist bei aller Zustimmung, deren im Wesentlichen sie sich zu erfreuen

haben, zuweilen hinsichtlich der Darstellung eine Mahnung gehört, die zuletzt in einer kurzen Anzeige des vorigen Jahrgangs folgenden Ausdruck gefunden hat*): „leider ist die Form mehrerer Beiträge auch in diesem Jahrgang noch immer zu doctrinär-professorenmäßig und macht vieles sonst höchst Gediegene darin für den gebildeten Laien ungenießbar.“ Der Herr Recensent räth daher dem Herausgeber, seine Mitarbeiter doch mehr und mehr darauf aufmerksam zu machen. — Ich stehe nicht an, diesen Anspruch hiemit an seine Adresse zu bringen, zugleich aber auch dem Urtheil der Leser zu unterstellen. Diese werden bezeugen, daß wohl durchgängig in den Beiträgen die Absicht und das Streben sich bekundet, die theologische Forschung in den Dienst der Gemeinde zu stellen. Was weiter zu wünschen ist, die populäre Form ist allerdings gleich bei der ersten Anlage dieser Lebensbilder (Jahrg. 1850. S. 11.) ausdrücklich als Aufgabe hingestellt, und es wird gut sein, immer darauf zurückzukommen. Doch kann der Anspruch darauf auch über das Ziel hinaustreffen: und in dieser Hinsicht ist zweierlei zu bemerken. Einmal sind unter den Gliedern der Gemeinde, denen der Kalender gewidmet ist, christlich gebildete Leser gedacht, die allerdings in jedem Stande gefunden werden können, — unter den Märthyrern der Reformation finden sich schlichte Handwerksleute, die mit dem Bibelworte in der Hand den katholischen Inquisitoren siegreich widerstanden. Aber in der heil. Schrift einheimisch, durch den Umgang mit ihr gereift sein, ist erforderlich, um für die Zeugen der Wahrheit in der Kirche sowohl das wahre Interesse als ein tiefer gehendes Verständniß mitzubringen. Und solchen Lesern zu genügen (nicht denen, die darin noch zurück sind) muß die Aufgabe der Lebensbilder und aller Aufsätze des Evang. Kalen-

*) Im Theol. Literaturblatt, herausgeg. von Zimmermann, 1858 Nr. 48. S. 1119, wo von der Bestimmung der Lebensbilder für das Volk die Rede ist. Einige Erläuterungen hierüber so wie über die Bedingungen einer populären Schreibart habe ich schon in der Vorrede zur 2. Aufl. des Jahrg. 1850. S. VIII—X. gegeben.

ders sein, die für den ganzen Kreis der Gemeinde, also auch für die wissenschaftlich und theologisch Gebildeten bestimmt sind, und nur dann der Kirche bleibend angeeignet werden können, wenn sie auf den höhern Standpunkt der Erkenntniß zielen, und, ohne beim ersten Anlauf erschöpft zu werden, wiederholter Lesung noch ergiebig sind. Anderntheils wird die Ausarbeitung dieser Aufsätze, da der Grundsatz vorangestellt ist, daß alle geschichtliche Kunde für die evangelische Gemeinde mit wissenschaftlicher Strenge aus den ersten Quellen geschöpft sei, vorzugsweise denen zufallen, die aus solchem Schöpfen eine Lebensaufgabe machen. Wenn hiernach beides, der wissenschaftliche Gehalt und die populäre Form, nicht gleichmäßig mit einander zu haben sind; so wird die letztere Forderung einstweilen sich beschränken müssen, da ohne die unbedingte Aufrechterhaltung der ersten Forderung die ganze Sache zu Boden fällt. Während aber auf die Weise die Hauptaufgabe ausgeführt wird, also ein zuverlässiges und gesichtetes Material in übersichtlicher Form sich darbietet, wird, wie man vertrauen darf, es in der Gemeinde nicht an Männern fehlen, die damit hauszuhalten wissen und dies geschichtliche Zeugenthum in alle Kreise derselben einzuführen bereit sind.

Ich stimme ganz dem bei, was von Director Ranke zu Berlin in dieser Hinsicht bemerkt ist, nehmlich über die Frage, „ob nicht der gesammte Ton dieser Lebensbilder zu hoch gegriffen und für einen Kalender, der für das Volk bestimmt ist, unpassend sei," in einer eingehenden Besprechung der sämmtlichen Jahrgänge dieses Kalenders, insbesondere der beiden letzten*), worin dies Unternehmen der Schule zur Pflege empfohlen wird. Gern hebe ich aus dem Eingang derselben noch den Gedanken hervor, daß „das eigentliche Eindringen dieses Werks in Herz und Leben der evangelischen Gemeinden erst von der Zukunft und namentlich dann zu erwarten sei, wenn

*) In der Zeitschr. für das Gymnasialwesen, herausgegeben von Mützell, 1859. Apr. S. 308 f.

schon die Jugend dafür gewonnen und damit vertraut gemacht wird.“ Und möchte dies denen zur Beherzigung stellen, denen die Pflege der Jugend vertraut ist und die mit mir überzeugt sind, daß die tiefere Einführung in die geschichtlichen Erinnerungen der Kirche, ihrer Lehrer und Zeugen, von grundlegender Bedeutung für das Wachsthum am Evangelium und die Anhänglichkeit an die Kirche sind.

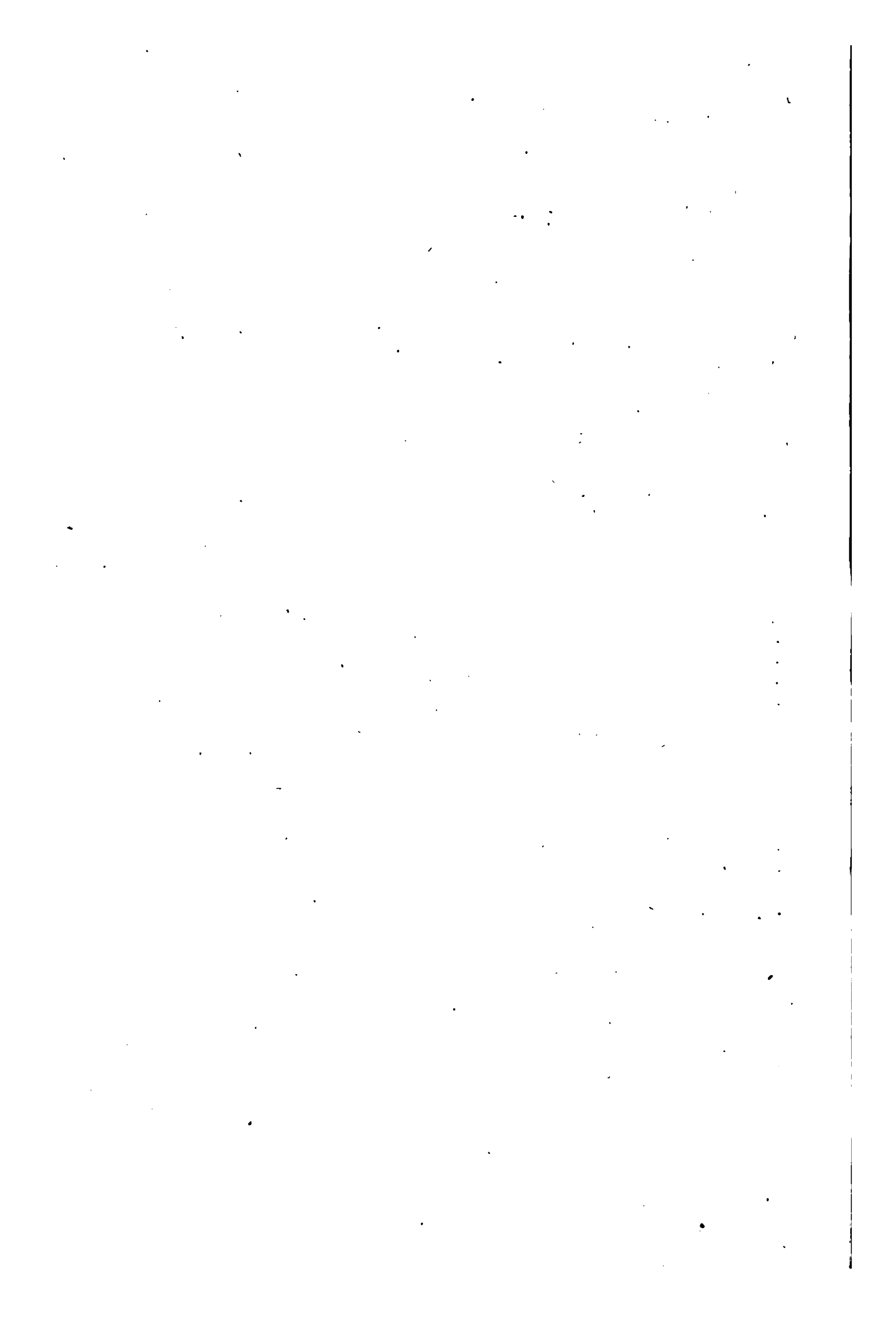
Schließlich erlaube ich mir auf ein Hülfsbüchlein aufmerksam zu machen, welches beim Gebrauch dieses Kalenders gute Dienste thun wird, den „Immerwährenden Kalender für evangelische Christen, ein Gedenkbüchlein treuer Zeugen der Wahrheit aus allen Zeiten der christlichen und vorchristlichen Vergangenheit“, von L. A. K. (Pfarrer Knapp in Ulm.) Ulm, Wohler'sche Buchhdl., worin das geographisch und chronologisch geordnete Verzeichniß der Wahrheitszeugen aus dem ersten Jahrgang des Evang. Kalenders nach der Reihenfolge der Monate umgearbeitet ist.*)

*) In dieser Umarbeitung sind in dem verbesserten evang. Kalender einige Aenderungen vorgenommen, namentlich am 2. Januar die Märtyrer der heil. Bücher durch Abel und am 3. Januar Gordius (dessen Schilderung der vorliegende Jahrg. bringt) durch Henoch ersetzt. Beide Namen jedoch, Abel und Henoch, sind im Kalender ziemlich neuen Ursprungs. Und vornehmlich die Märtyrer der heil. Bücher, auch gerade an der Stelle, möchte ich nicht ausfallen lassen nach der principiellen Bedeutung, welche sie für die protestantische Kirche haben, wie in der Vorrede zum vorigen Jahrgang (S. III.), in welchem sie auch geschildert sind, nachgewiesen ist.

Berlin, den 10. August 1859.

F. Piper.

Inhalt.



Das 1860ste Jahr

seit unsers Herrn Jesu Christi Geburt ist ein Schalt-Jahr von 366 Tagen.

Zeit- und Festrechnung.

	Gregorianischer Kal.	Julianischer Kal.
Güldene Zahl	18	18
Epakten	VII	XVIII
Sonnencirkel	21	21
Sonntags-Buchstabe	A. G.	C. B.
Ostersonntag	8. April.	3. April.

Von den Jahreszeiten.

Frühlingsanfang: den 20. März um 9 Uhr 51 Min. Morgens.
Sommersanfang: den 21. Juni um 6 Uhr 28 Min. Morgens.
Herbstanfang: den 22. September um 8 Uhr 39 Min. Abends.
Wintersanfang: den 21. December um 2 U. 28 Min. Nachm.

Von den Finsternissen.

Es begeben sich in diesem Jahre vier Verfinsterungen, zwei an der Sonne und zwei am Monde, von denen in unsern Gegenden die zweite Sonnen- und die erste Mondfinsterniß sichtbar sein wird.

Die erste bei uns sichtbare Mondfinsterniß trifft ein den 7. Februar Morgens: der Anfang derselben ist um 1 Uhr 55 Min. mittl. Berl. Zeit, die Mitte der F., da der Mond $9\frac{8}{10}$ Zoll am nördl. Rande verfinstert erscheint, um 3 Uhr 22 Min., das Ende der F. um 4 Uhr 49 Min.

Die zweite bei uns sichtbare Sonnenfinsterniß trifft ein den 18. Juli Nachmittags, welche in Europa, Nord-Amerika, dem größten Theil von Afrika und dem westlichen Theil von Asien sichtbar sein und in einigen Gegenden ringförmig erscheinen wird. Anfang und Ende derselben finden statt:

	Anfang	Ende
für Berlin	um 2 U. 40 M.	4 U. 41 M.
- Königsberg	- 3 - 13 -	5 - 4 -
- Bonn	- 2 - 10 -	4 - 19 -
- Wien	- 3 - 1 -	5 - 4 -
für München	2 U. 37 M.	4 U. 43 M.
- Paris	1 - 48 -	4 - 3 -
- Genf	2 - 11 -	4 - 25 -

der wahren Zeit jedes dieser Oerter; ihre Größe beträgt zwischen $6\frac{8}{10}$ Zoll, die sie in Königsberg, $8\frac{6}{10}$ Zoll, die sie in Berlin und $10\frac{1}{10}$ Zoll, die sie in Paris erreicht.

Die beiden andern bei uns nicht sichtbaren Finsternisse sind:
Die erste Sonnenfinsterniß in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar.
Die zweite Mondfinsterniß den 1. August Nachm.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die zwölf himmlischen Zeichen.

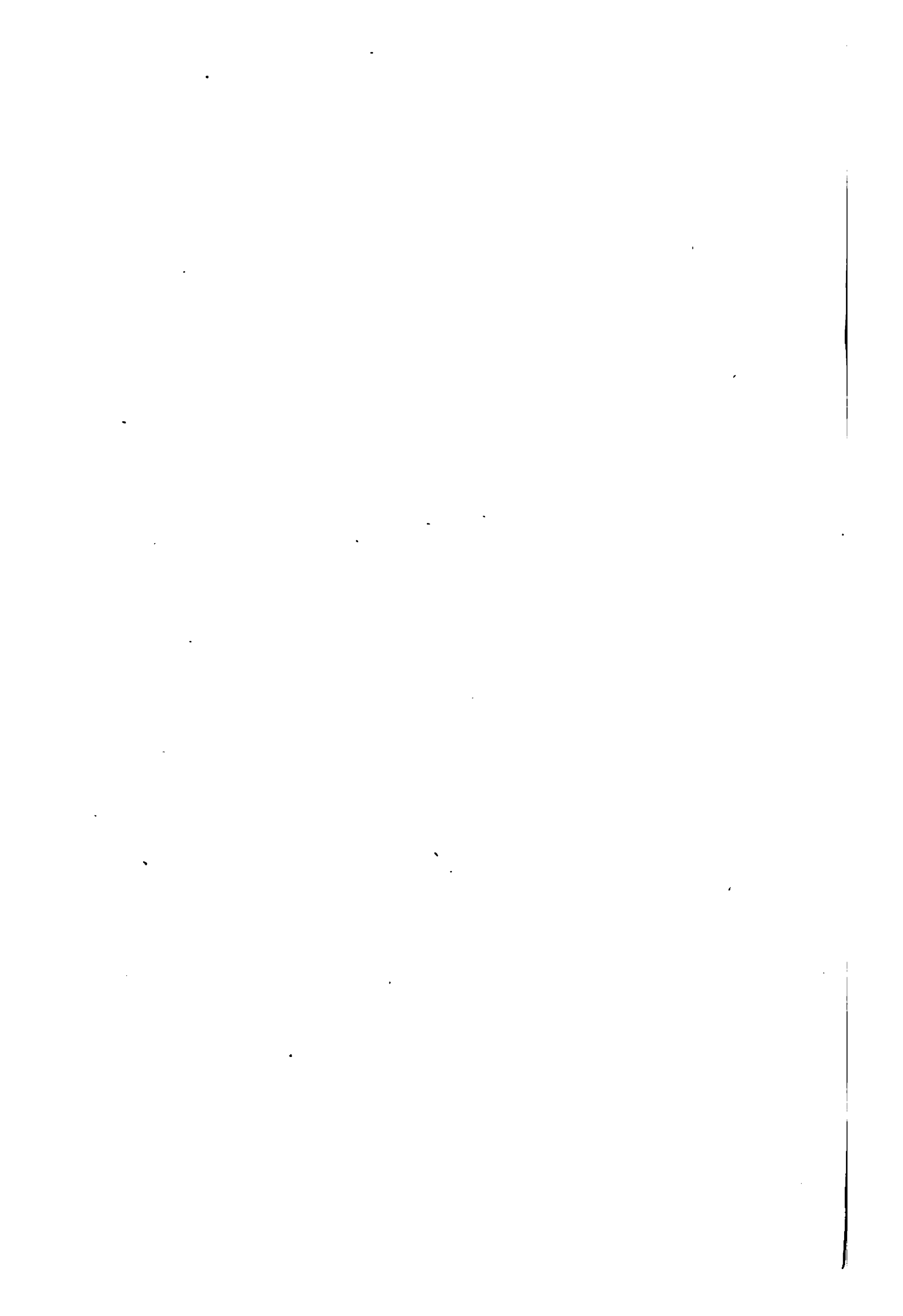
♈ Widder	♋ Krebs	♎ Waage	♑ Steinbock
♉ Stier	♌ Löwe	♏ Scorpion	♒ Wassermann
♊ Zwillinge	♍ Jungfrau	♐ Schütz	♓ Fische

Sonne und Planeten.		Die Mondviertel.
☉ Sonne	♃ Jupiter	● Der neue Mond
☿ Mercur	♄ Saturn	☽ Das erste Viertel
♀ Venus	⛢ Uranus	○ Der volle Mond
♂ Mars	☾ Mond.	☾ Das letzte Viertel.

---

1. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. U. M.	Utg. U. M.	Lauf	Monds- Sch. U. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
1. W.		Neujahr. Ev. Von der Beschneidung Christi, Luc. 2. Ep. Gal. 3.							
Sonnt.	1	Neujahr	8 13	3 54	♈	Mg.		1 Neuj. Immanuel	1857
Mont.	2		8 13	3 55	♈	1 10		2 Märt. d. h. Büch.	1859
Dienst.	3		8 13	3 56	♉	2 26		3 Gordius	1860
Mittw.	4		8 13	3 57	♉	3 45		4 Titus	1850
Donn.	5		8 12	3 58	♊	5 6		5 Simeon	1853
Freit.	6	Erschein.	8 12	4 0	♊	6 23		6 Erschein. Christi	1857
Sonn.	7	Chr.	8 12	4 1	♋	Aufg.		7 Widukind	1851
2. W.		1. Epiphan. Ev. Jesus als Knabe im Tempel, Luc. 2. Ep. Röm. 12.							1859
Sonnt.	8		8 11	4 3	♋	Ab.	○	8 Severinus	
Mont.	9		8 11	4 4	♌	5 17	V. M.	9 Catharina Zell	1853
Dienst.	10		8 10	4 5	♌	6 51	Ab.	10 Paulus Eins.	1853
Mittw.	11		8 10	4 7	♍	8 23	4 16	11 Fructuosus	
Donn.	12		8 9	4 8	♍	9 52		12 Joh. Chastellain	1850
Freit.	13		8 8	4 10	♎	11 18		13 Hilarius	1855
Sonn.	14		8 8	4 11	♎	Mg.		14 Felix	1857
3. W.		2. Epiphan. Ev. Von der Hochzeit zu Cana, Joh. 2. Ep. Röm. 12.							
Sonnt.	15		8 7	4 12	♏	12 42	☾	15 Johann Laski	1856
Mont.	16		8 6	4 14	♏	2 6	L. V.	16 Georg Spalatin	
Dienst.	17		8 5	4 16	♏	3 29	Mg.	17 Antonius	1854
Mittw.	18		8 4	4 18	♐	4 47	7 51	18 Joh. Blackader	1855
Donn.	19		8 3	4 19	♐	5 55		19 (Babylas (Isab. od. Elisab.)	1860 1856
Freit.	20		8 2	4 21	♑	6 49		20 Fabian, Sebastian	1855
Sonn.	21		8 1	4 23	♑	Untg.		21 Agnes	1851
4. W.		3. Epiphan. Ev. Von d. Aussätz. u. Gichtbr. Matth. 8. Ep. Röm. 12.							
Sonnt.	22		8 0	4 25	♒	Ab.		22 Vincentius	1854
Mont.	23		7 59	4 26	♒	5 0	●	23 Jesaias	1859
Dienst.	24		7 57	4 28	♒	6 13	N. M.	24 Timotheus	1850
Mittw.	25	Pauli Be-	7 56	4 30	♓	7 24	Mg.	25 Pauli Bekehrung	1850
Donn.	26	kehr.	7 55	4 32	♓	8 34	1 10	26 Polycarpus	
Freit.	27		7 54	4 34	♈	9 44		27 Joh. Chrysost.	
Sonn.	28		7 52	4 35	♈	10 54		28 Karl der Große	1851
5. W.		4. Epiphan. Ev. Christ. stillt Wind u. Meer, Matth. 8. Ep. Röm. 13.							
Sonnt.	29		7 51	4 37	♈	Mg.		29 Juvent. u. Max.	
Mont.	30		7 49	4 39	♉	12 7	E. V.	30 Johann Freder	
Dienst.	31		7 48	4 41	♉	1 23	☽ Mg. 6 4	31 Hans Sachs	1859

☿ sichtbar in der ersten Hälfte des Monats Morgens, am längsten (½ St.) zu Anfang, wo er vor 6¼ U. in S. O. z. O. aufgeht.
♀ geht Abends um 6½ U. in W. S. W. unter.
♂ geht Morg. um 3 U. in S. O. z. O. auf.
♃ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 11ten in ☍ ☉ kommt.
♄ geht Abends um 6¼ U. in O. N. O. auf.



2. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Utg. u. M.	Lauf	Monds- Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Mittw.	1		7 46	4 43	♊	2 42		1 Ignatius	
Donn.	2	Mar. Rein.	7 45	4 45	♊	3 59		2 Mariä Reinig.	
Freit.	3		7 43	4 47	♋	5 9		3 Anschar	1850
Sonn.	4		7 41	4 49	♋	6 5		4 Rhabanus Maur.	1851
6. W.	Septuages.	Ev. Von d. Arbeit. im Weinb., Matth. 20. Ep. 1. Cor. 9.							
Sonnt.	5		7 40	4 51	♌	Aufg.		5 Ph. Jac. Spener	
Mont.	6		7 38	4 52	♌	Ab.		6 Amandus	
Dienst.	7		7 36	4 54	♍	5 48	○	7 Georg Wagner	
Mittw.	8		7 34	4 56	♍	7 21	V. M.	8 Maria Andreä	1851
Donn.	9		7 32	4 58	♎	8 51	Mg.	9 Johann Hooper	1850
Freit.	10		7 31	5 0	♎	10 20	3 28	10 Frdr. Ch. Oetinger	1853
Sonn.	11		7 29	5 2	♎	11 48		11 Hugo v. St. Victor	1850
7. W.	Sexages.	Ev. Von vielerlei Acker, Luc. 8. Ep. 2. Cor. 11.							
Sonnt.	12		7 27	5 4	♏	Mg.		12 Johanna Grey	1855
Mont.	13		7 25	5 6	♏	1 14	☾	13 Chr. Fr. Schwartz	1856
Dienst.	14		7 23	5 8	♐	2 36	L. V.	14 Brun v. Querfurt	1856
Mittw.	15		7 21	5 10	♐	3 48	Ab.	15 Jacob vom Loh	
Donn.	16		7 19	5 11	♑	4 46	7 44	16 Matth. Desübas	
Freit.	17		7 17	5 13	♑	5 30		17 Patric. Hamilton	1860
Sonn.	18		7 15	5 15	♑	6 2		18 Simeon	1852
8. W.	Estomihi.	Ev. Jesus verkünd. sein Leiden, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 13.							
Sonnt.	19		7 13	5 17	♒	6 24		19 Mesrob	1857
Mont.	20		7 11	5 19	♒	Untg.		20 Saboth	1858
Dienst.	21	Fastnacht	7 9	5 21	♓	Ab.	●	21 Mauritius	
Mittw.	22		7 7	5 23	♓	6 23	N. M.	22 Didymus	1858
Donn.	23		7 5	5 25	♓	7 33	Ab.	23 Bart. Ziegenbalg	1852
Freit.	24	Schalttag	7 2	5 27	♈	8 43	8 33	24 Ethelbert	
Sonn.	25	Matthias	7 0	5 28	♈	9 55		25 Matthias	1859
9. W.	Invocav.	Ev. Von Christi Versuchung, Matth. 4. Ep. 2 Cor. 6.							1858
Sonnt.	26	Bußt. in Baiern u. Würtemberg	6 58	5 30	♉	11 9		26 Casp. Olevianus	
Mont.	27		6 56	5 32	♉	Mg.		27 Berthold Haller	1853
Dienst.	28		6 54	5 34	♉	12 26	E. V.	28 Martin Butzer	1858
Mittw.	29		6 52	5 36	♊	1 42	☽ Ab. 8 48	29 J. de Monte Corv.	1855

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 19ten obere ☌☉).
♀ geht Abends um $8\frac{1}{4}$ U. in W. unter.
♂ geht Morg. um $2\frac{3}{4}$ U. in S. O. z. O. auf.
♃ geht Morg. um $5\frac{1}{4}$ U. in N. W. unter.
♄ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 12ten in ☍☉ kommt.

März 1860. Lenzmonat.

3. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf.	Monds- Sch. u. M.	Monds- Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Donn.	1		6 49	5 38	♊	2 53		1 Suidbert	1858
Freit.	2	Bußt. in M.-Schwer. u. in S.-Meining.	6 47	5 40	♋	3 53		2 Johann Wesley	1853
Sonn.	3		6 45	5 41	♋	4 40		3 Balthilde	1859
10. W.		Reminisc. Ev. Vom Canan. Weibe, Matth. 15. Ep. 1 Theß. 4.							
Sonnt.	4		6 43	5 43	♌	5 13		4 Georg Wishart	1851
Mont.	5		6 40	5 45	♌	Aufg.		5 Thomas v. Aquino	1850
Dienst.	6		6 38	5 47	♍	Ab.		6 Fridolin	1854
Mittw.	7		6 36	5 49	♍	6 14	○	7 Perpet. u. Felic.	1858
Donn.	8		6 33	5 50	♎	7 46	V. M.	8 Zachar. Ursinus	
Freit.	9	Bußt. im Kön. Sachsen	6 31	5 52	♎	9 17	Ab.	9 Cyrill. u. Method.	
Sonn.	10		6 29	5 54	♏	10 47	1 37	10 40 Märtyrer	1860
11. W.		Oculi. Ev. Jesus treibt einen Teufel aus, Luc. 11. Ep. Ephes. 5.							
Sonnt.	11		6 26	5 56	♏	Mg.		11 Wilhelm Hoseus	
Mont.	12		6 24	5 58	♐	12 14		12 Gregor d. Große	
Dienst.	13		6 22	6 0	♐	1 33		13 Rudericus	
Mittw.	14		6 19	6 1	♑	2 39	☾	14 Mathilde	1854
Donn.	15		6 17	6 3	♑	3 28	L. V.	15 Thomas Cranmer	1850
Freit.	16		6 15	6 5	♑	4 4	Mg.	16 Heribert	1852
Sonn.	17		6 12	6 7	♒	4 29	10 2	17 Patricius	1854
12. W.		Lätare. Ev. Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6. Ep. Gal. 4.							
Sonnt.	18		6 10	6 9	♒	4 48		18 Alexander	1853
Mont.	19		6 8	6 10	♓	5 2		19 Maria u. Martha	1851
Dienst.	20		6 5	6 12	♓	Untg.		20 Ambros. v. Siena	
Mittw.	21		6 3	6 14	♓	Ab.		21 Benedictus	1854
Donn.	22		6 1	6 15	♈	6 32	●	22 Nicolaus v. d. Flüe	1851
Freit.	23		5 58	6 17	♈	7 44	N. M.	23 Wolfg. F. z. Anh.	
Sonn.	24		5 56	6 19	♉	8 58	Ab.	24 Florentius	1855
13. W.		Judica. Ev. Von Christi Steinigung, Joh. 8. Ep. Hebr. 9.							
Sonnt.	25		5 54	6 21	♉	10 14	2 50	25 Mariä Verkünd.	1856
Mont.	26		5 51	6 22	♉	11 30		26 Liudger	1852
Dienst.	27		5 49	6 24	♊	Mg.		27 Rupertus	
Mittw.	28		5 46	6 26	♊	12 42		28 Joh. v. Goch	1853
Donn.	29		5 44	6 27	♋	1 45	E. V.	29 Eustasius	
Freit.	30	Bußt. i. S.-Coburg	5 42	6 29	♋	2 35	☽	30 Joh. Heermann	
Sonn.	31		5 39	6 31	♌	3 11	Mg. 7 46	31 Ernst der Fromme	1850

Planeten-Erscheinung.

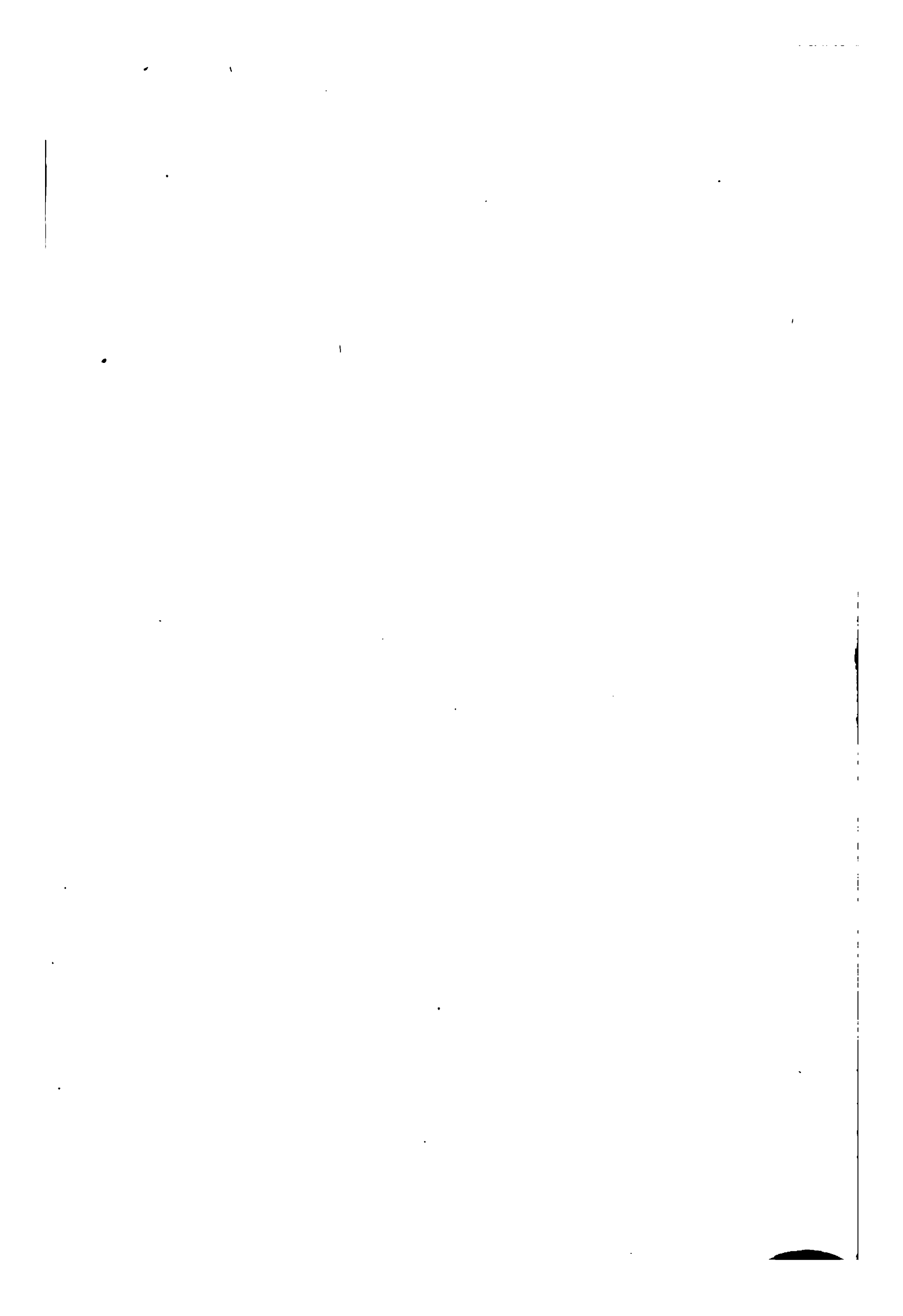
☿ sichtbar vom 3—26sten Abends, am längsten ($\frac{1}{4}$ St.) in der Mitte des Monats, wo er kurz vor 8 U. in W. z. N. untergeht.

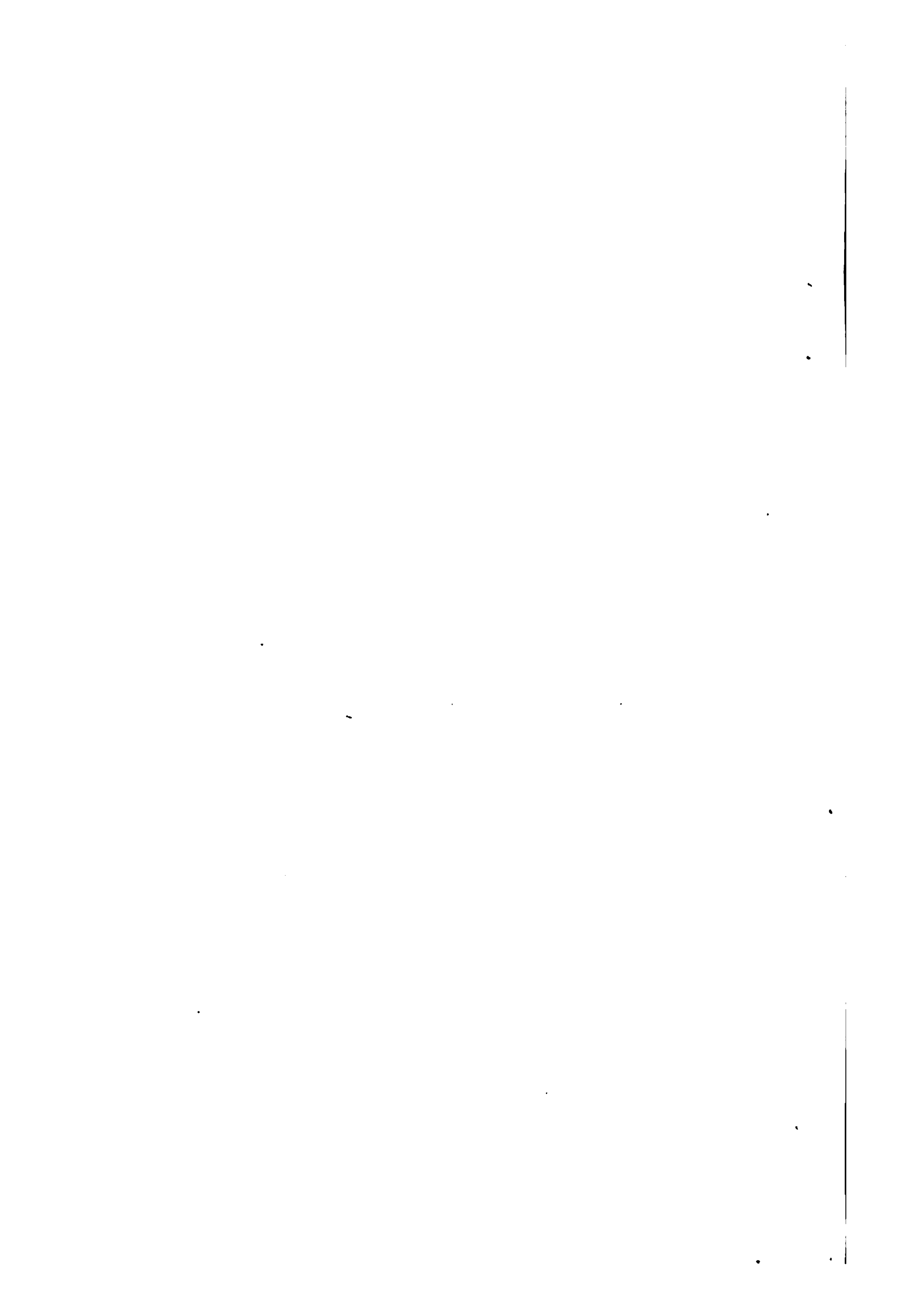
♀ geht Abends um 9¾ U. in W. N. W. unter.

♂ geht Morg. um 2¼ U. in S. O. auf.

♃ geht Morg. um 4 U. in N. W. unter.

♄ geht Morg. um 5½ U. in W. N. W. unter.





April 1860. Ostermonat.

4. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen-Afg. U. M.	Sonnen-Utg. U. M.	Lauf.	Mond-Sch. U. M.	Mond-Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang
14. W.		**Palmarum.** Ev. Von Chr. Einzug in Jerus., Matth. 21. Ep. Phil. 2.							
Sonnt.	1	Bußt. in Hess.-	5 37	6 33	♌	3 38		1 Fritigil	185
Mont.	2	Darmstadt	5 35	6 35	♍	3 58		2 Theodosia	185
Dienst.	3		5 32	6 36	♍	Aufg.		3 Gerh. Tersteegen	185
Mittw.	4		5 30	6 38	♎	Ab.		4 Ambrosius	185
Donn.	5	Gr. donn.	5 27	6 40	♎	6 40	○	5 Christ. Scriver	
Freit.	6	Charfreit.	5 25	6 42	♏	8 11	V. M.	6 Albrecht Dürer	185
Sonn.	7	Bußt.*)	5 23	6 43	♏	9 42	Ab.	7 Olaus Peterson	
15. W.		**Osterfest.** Ev. Von Christi Auferstehung, Marc. 16. Ep. 1 Cor. 5.							
Sonnt.	8	Ostersonnt.	5 21	6 45	♐	11 7	10 54	8 Mart. Chemnitz	
Mont.	9	Ostermont.	5 18	6 47	♐	Mg.		9 Thomas v. Westen	185
Dienst.	10		5 16	6 48	♐	12 21		10 Fulbert	
Mittw.	11		5 14	6 50	♑	1 20		11 Leo der Große	186
Donn.	12		5 11	6 52	♑	2 2		12 Sabas	185
Freit.	13		5 9	6 54	♒	2 31	☾	13 Justin d. Märtyr.	185
Sonn.	14		5 7	6 55	♒	2 52	L. V.	14 Johann Eccart	185
16. W.		**Quasimod.** Ev. Vom ungläubigen Thomas, Joh. 20. Ep. 1 Joh. 5.							
Sonnt.	15		5 5	6 57	♒	3 8	Mg.	15 Simon Dach	185
Mont.	16		5 2	6 59	♓	3 21	2 28	16 Petrus Waldus	185
Dienst.	17		5 0	7 1	♓	3 33		17 Mappalicus	
Mittw.	18		4 58	7 2	♈	3 43		18 Luther z. Worms	186
Donn.	19		4 56	7 4	♈	Untg.		19 Ph. Melanchthon	185
Freit.	20		4 54	7 6	♈	Ab.		20 Joh. Bugenhagen	185
Sonn.	21		4 51	7 7	♉	8 0	●	21 Ans. v. Canterbury	185
17. W.		**Miser. Dom.** Ev. Vom guten Hirten, Joh. 10. Ep. 1 Petr. 2.							
Sonnt.	22		4 49	7 9	♉	9 17	N. M.	22 Origenes	185
Mont.	23		4 47	7 11	♊	10 32	Mg.	23 (Georg / Adalbert von Prag	1860 / 1856
Dienst.	24		4 45	7 13	♊	11 38	6 39	24 Wilfrid	
Mittw.	25	Marcus	4 43	7 14	♋	Mg.		25 Marcus	185
Donn.	26		4 41	7 16	♋	12 32		26 Trudpert	185
Freit.	27		4 39	7 18	♋	1 12	☽	27 Otto Catelin	
Sonn.	28		4 37	7 20	♌	1 41	E. V.	28 Fried. Myconius	
18. W.		**Jubilate.** Ev. Jesus spricht: Ueber ein Kleines, Joh. 16. Ep. 1 Petr. 2.							
Sonnt.	29		4 35	7 21	♌	2 2	Ab.	29 Ludw. v. Berquin	
Mont.	30		4 33	7 23	♍	2 20	3. 29	30 Georg Calixt	185

*) in Mecklenburg-Schwerin, Hannover, S.-Weimar, S.-Gotha, Nassau.

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 2ten untere ☌ ☉).
♀ geht Abends um 11½ U. in N. W. unter.
♂ geht Morg. um 1½ U. in S. O. auf.
♃ geht Morg. um 2 U. in N. W. unter.
♄ geht Morg. um 3½ U. in N. W. z. W. unter.

Mai 1860. Wonnemonat.

5. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Utg. u. M.	Lauf.	Monds- Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Dienst.	1	Ph. Jacob.	4 31	7 25	♍	2 35		1 (Philippus Jacobus	1859
Mittw.	2	Bußt.i.Preuß.	4 29	7 26	♎	2 49		2 Athanas. d. Gr.	1859
Donn.	3	u.A.-Dessau	4 27	7 28	♎	Aufg.		3 Monica	1852
Freit.	4	Bußt. in Hol-	4 25	7 30	♏	Ab.		4 Florian	
Sonn.	5	stein	4 23	7 31	♏	8 37	○	5 Friedrich d. Weise	1854
19. W.	Cantate.	Ev. Von Chr. Hingang zum Vater, Joh. 16. Ep. Jak. 1.							
Sonnt.	6		4 21	7 33	♐	9 58	V. M.	6 Joh. v. Damasc.	
Mont.	7		4 19	7 35	♐	11 5	Mg.	7 (Flavia Domitilla Otto I. der Große	1853 1852
Dienst.	8		4 17	7 36	♑	11 55	7 55	8 Stanislaus	
Mittw.	9		4 16	7 38	♑	Mg.		9 Gregor von Naz.	1852
Donn.	10		4 14	7 40	♒	12 30		10 Johann Heuglin	1858
Freit.	11		4 12	7 41	♒	12 53		11 Johann Arndt	1850
Sonn.	12		4 11	7 43	♒	1 13	☾	12 Meletius der Gr.	
20. W.	Rogate.	Ev. Von der rechten Betekunst, Joh. 16. Ep. Jak. 1.							
Sonnt.	13		4 9	7 44	♓	1 27	L. V.	13 Servatius	
Mont.	14		4 7	7 46	♓	1 39	Ab.	14 Pachomius	1856
Dienst.	15		4 6	7 47	♓	1 50	8 10	15 Moses	1852
Mittw.	16		4 4	7 49	♈	2 1		16 5 Märt. v. Lauf.	1860
Donn.	17	Himmelf.	4 3	7 51	♈	2 13		17 Joachim v. Floris	1855
Freit.	18		4 1	7 52	♉	Untg.		18 80 Märt. unt. Val.	1851
Sonn.	19		3 59	7 54	♉	Ab.		19 Alcuinus	1852
21. W.	Exaudi.	Ev. Von d. Verheiß. d. h. Geistes, Joh. 15. 16. Ep. 1 Petr. 4.							
Sonnt.	20		3 58	7 55	♊	8 17	●	20 Val. Herberger	
Mont.	21		3 57	7 56	♊	9 28	N. M.	21 Constant. u. Hel.	
Dienst.	22		3 56	7 58	♊	10 27	Ab.	22 Castus u. Aemil.	
Mittw.	23		3 54	7 59	♋	11 12	7 40	23 Hieron. Savonar.	1853
Donn.	24		3 53	8 1	♋	11 44		24 Ag. Cazalla u. G.	1858
Freit.	25		3 52	8 2	♌	Mg.		25 August. v. Cant.	
Sonn.	26		3 51	8 3	♌	12 8		26 Beda d. Ehrwrd.	
22. W.	Pfingstfest.	Ev. Von d. Sendung d. h. Geistes, Joh. 14. Ep. Ap. Gesch. 2.							
Sonnt.	27	Pfingstf.	3 50	8 5	♍	12 26	☽	27 Joh. Calvin	1853
Mont.	28	Pfingstm.	3 49	8 6	♍	12 41	E. V.	28 Lanfranc	
Dienst.	29		3 47	8 7	♎	12 55	Ab.	29 Wilhelm Penn	
Mittw.	30		3 45	8 8	♎	1 9	8 58	30 Hieron. v. Prag	
Donn.	31		3 44	8 10	♏	1 25		31 Joachim Neander	1852

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♀ geht kurz vor Mitternacht in N. W. unter und erscheint am 29sten im größten Glanz.

♂ geht ¼ St. nach Mitternacht in S. O. auf.

♃ geht ¼ St. nach Mitternacht in N. W. unter. Am 24sten Bedeckung des ♃ vom Monde von 5¾ bis 6½ U. Abends.

♄ geht Morg. um 1¼ U. in W. N. W. unter.



6. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Untg. u. M.	Lauf	Monds- Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Freit.	1		3 44	8 11	♏	Aufg.		1 J. Frdr. Oberlin	
Sonn.	2		3 44	8 12	♐	Ab.		2 Pothin. u. Bland.	1852
23. W.	Trinitatis. Ev. Von Chr. Gespr. mit Nikod., Joh. 3. Ep. Röm. 11.								1859
Sonnt.	3		3 43	8 13	♐	8 48	○	3 Klotilde	1858
Mont.	4		3 42	8 14	♑	9 45	V. M.	4 Quirinus	
Dienst.	5		3 42	8 15	♑	10 26	Ab.	5 Bonifacius	1856
Mittw.	6		3 41	8 16	♑	10 55	5 39	6 Norbert 1851.	1852
Donn.	7		3 40	8 17	♒	11 16		7 Paul Gerhard	
Freit.	8		3 40	8 18	♒	11 32		8 A. H. Francke	1851
Sonn.	9		3 40	8 19	♓	11 45		9 Columba	
24. W.	1. Trinitat. Ev. Vom reichen Manne, Luc. 16. Ep. 1. Joh. 4.								
Sonnt.	10		3 39	8 19	♓	11 56		10 Fr. I. Barbarossa	1854
Mont.	11	Bettag vor der	3 39	8 20	♓	Mg.	☾	11 Barnabas	1858
Dienst.	12	Erndte in	3 39	8 21	♈	12 7	L. V.	12 Renata v. Ferrara	1857
Mittw.	13	Braunschw.	3 38	8 21	♈	12 19	Ab.	13 Isaac le Febvre	1856
Donn.	14		3 38	8 22	♉	12 32	1 58	14 Basilius der Gr.	
Freit.	15		3 38	8 22	♉	12 47		15 Wilh. Wilberforce	1854
Sonn.	16		3 38	8 23	♉	1 8		16 Benno	
25. W.	2. Trinitat. Ev. Vom großen Abendmahl, Luc. 14. Ep. 1 Joh. 3.								
Sonnt.	17		3 38	8 23	♊	Untg.		17 Johann Tauler	1853
Mont.	18		3 38	8 24	♊	Ab.		18 Pamphilus	1855
Dienst.	19		3 38	8 24	♋	9 7	●	19 Nic. Conc. Paphn.	
Mittw.	20		3 38	8 24	♋	9 45	N. M.	20 27 Märt. in Prag	1855
Donn.	21		3 38	8 25	♌	10 12	Mg.	21 Matth. Claudius	
Freit.	22		3 38	8 25	♌	10 32	6 17	22 Gottschalk	1856
Sonn.	23		3 38	8 25	♍	10 48		23 Gottfr. Arnold	
26. W.	3. Trinitat. Ev. Vom verlornen Schaaf, Luc. 15. Ep. 1 Petr. 5.								
Sonnt.	24	Joh. d. T.	3 39	8 25	♍	11 3		24 Johannes d. T.	1851
Mont.	25		3 39	8 25	♎	11 16		25 Augsb. Cnf. Uebg.	1851
Dienst.	26		3 40	8 25	♎	11 32	☽	26 Joh. Val. Andreä	1851
Mittw.	27		3 40	8 25	♏	11 49	E. V.	27 Sieben Schläfer	1856
Donn.	28		3 41	8 25	♏	Mg.	Mg.	28 Irenäus	1855
Freit.	29	Petr. Paul	3 41	8 25	♏	12 12	1 29	29 Petrus / Paulus	1859 / 1850
Sonn.	30		3 42	8 24	♐	12 42		30 Raymund Lullus	

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 6ten obere ☌☉).
♀ geht Abends um 10¾ U. in N. W. z. W. unter.
♂ geht Abends um 11 U. in S. O. auf.
♃ geht Abends um 10¼ U. in N. W. z. W. unter.
♄ geht Abends um 11¼ U. in W. N. W. unter.

7. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Lauf	Monds-Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
27. W.		4. Trinitat.	Ev. Vom Splitter im Auge, Luc. 6. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	1		3 43	8 24	♐	Aufg.		1 H. Voes u. J. Esch	1858
Mont.	2	Mariä Hms.	3 43	8 23	♑	Ab.		2 Mariä Heims.	
Dienst.	3		3 44	8 23	♑	8 56	○	3 (Otto Bisch. v. Bamb. (Aonius Palearius)	1852 1857
Mittw.	4		3 45	8 22	♒	9 20	V. M.	4 Ulrich	1850
Donn.	5		3 46	8 22	♒	9 38	Mg.	5 J. Oldc. L. Cobh.	
Freit.	6		3 47	8 21	♒	9 52	5 0	6 Johann Huß	1858
Sonn.	7		3 48	8 21	♓	10 3		7 Willibald	
28. W.		5. Trinitat.	Ev. Von Petri reichem Fischzuge, Luc. 5. Ep. 1 Petr. 3.						
Sonnt.	8	Bußt. u. Bet-	3 48	8 20	♓	10 14		8 Kilian	1854
Mont.	9	tag vor der	3 50	8 19	♈	10 25		9 Ephr. v. Syrer	
Dienst.	10	Erndte in	3 51	8 19	♈	10 37		10 Kanut; W. v. Or.	
Mittw.	11	M.-Schwer.	3 52	8 18	♈	10 52	☾	11 Placidus	1859
Donn.	12		3 53	8 17	♉	11 10	L. V.	12 Heinrich II.	1858
Freit.	13		3 54	8 16	♉	11 34	Mg.	13 Eugenius	
Sonn.	14		3 55	8 15	♊	Mg.	6 51	14 Bonaventura	
29. W.		6. Trinitat.	Ev. Von d. Pharisäer Gerechtigkeit, Matth. 5. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	15		3 56	8 14	♊	12 8		15 (Answer Jerusal. Erob. (1099)	1857
Mont.	16		3 58	8 13	♋	Untg.		16 Anna Askew	
Dienst.	17		3 59	8 12	♋	Ab.		17 Sper. u. s. 11 Gef.	1854
Mittw.	18		4 0	8 11	♌	8 13	●	18 Arnulf	
Donn.	19		4 1	8 9	♌	8 36	N. M.	19 Luise Henriette	1850
Freit.	20		4 3	8 8	♍	8 54	Ab.	20 Richard le Feure	
Sonn.	21		4 4	8 7	♍	9 9	3 13	21 Ebh. v. Württemb.	1853
30. W.		7. Trinitat.	Ev. Jesus speiset 4000 Mann, Marc. 8. Ep. Röm. 6.						
Sonnt.	22		4 6	8 5	♎	9 24		22 Mar. Magdalena	1858
Mont.	23		4 7	8 4	♎	9 39		23 Gottf. v. Hamelle	1859
Dienst.	24		4 9	8 3	♎	9 55		24 Thom. v. Kempen	
Mittw.	25		4 10	8 1	♏	10 16	☽	25 Jacobus	1857
Donn.	26		4 12	8 0	♏	10 44	E. V.	26 Christophorus	1855
Freit.	27		4 13	7 58	♐	11 22	Mg.	27 Raym. Palmarius	1853
Sonn.	28		4 15	7 57	♐	Mg.	6 33	28 Joh. Seb. Bach	
31. W.		8. Trinitat.	Ev. Von den falschen Propheten, Matth. 7. Ep. Röm. 8.						
Sonnt.	29		4 16	7 55	♑	12 13		29 Olaus der Heilige	1852
Mont.	30		4 18	7 54	♑	1 16		30 Johann Wessel	
Dienst.	31		4 19	7 52	♒	Aufg.		31 Joh. Casp. Schade	1853

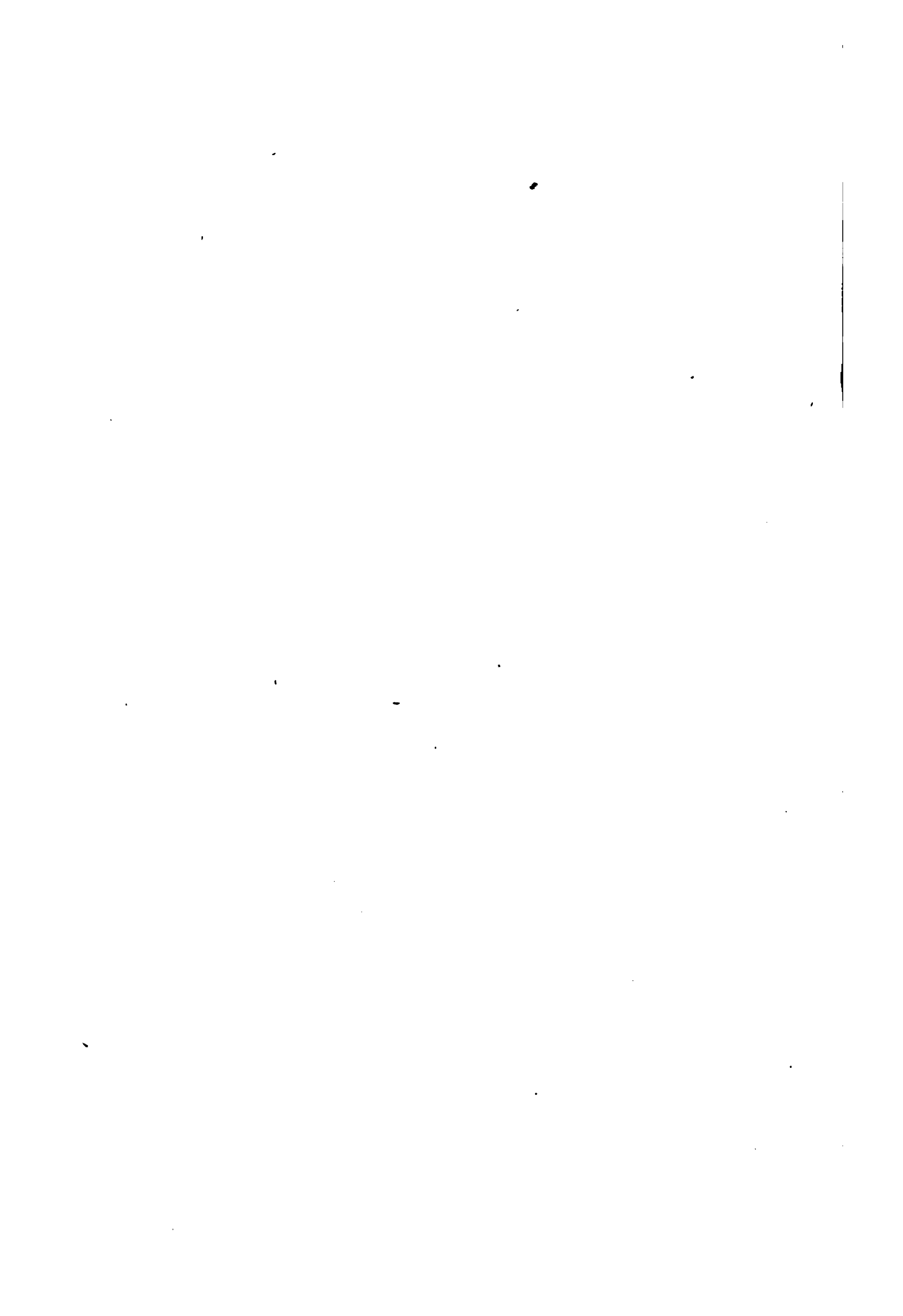
Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.

♀ ist zu Anfang des Monats noch sichtbar, wo sie Abends nach 9 U. in N. W. z. W. untergeht (am 19ten untere ☌☉).

♂ steht die ganze Nacht über dem Horizont, da er am 17ten in ☍☉ kommt.

♃ und ♄ sind in diesem Monat nicht sichtbar (am 29sten ♃☌☉).



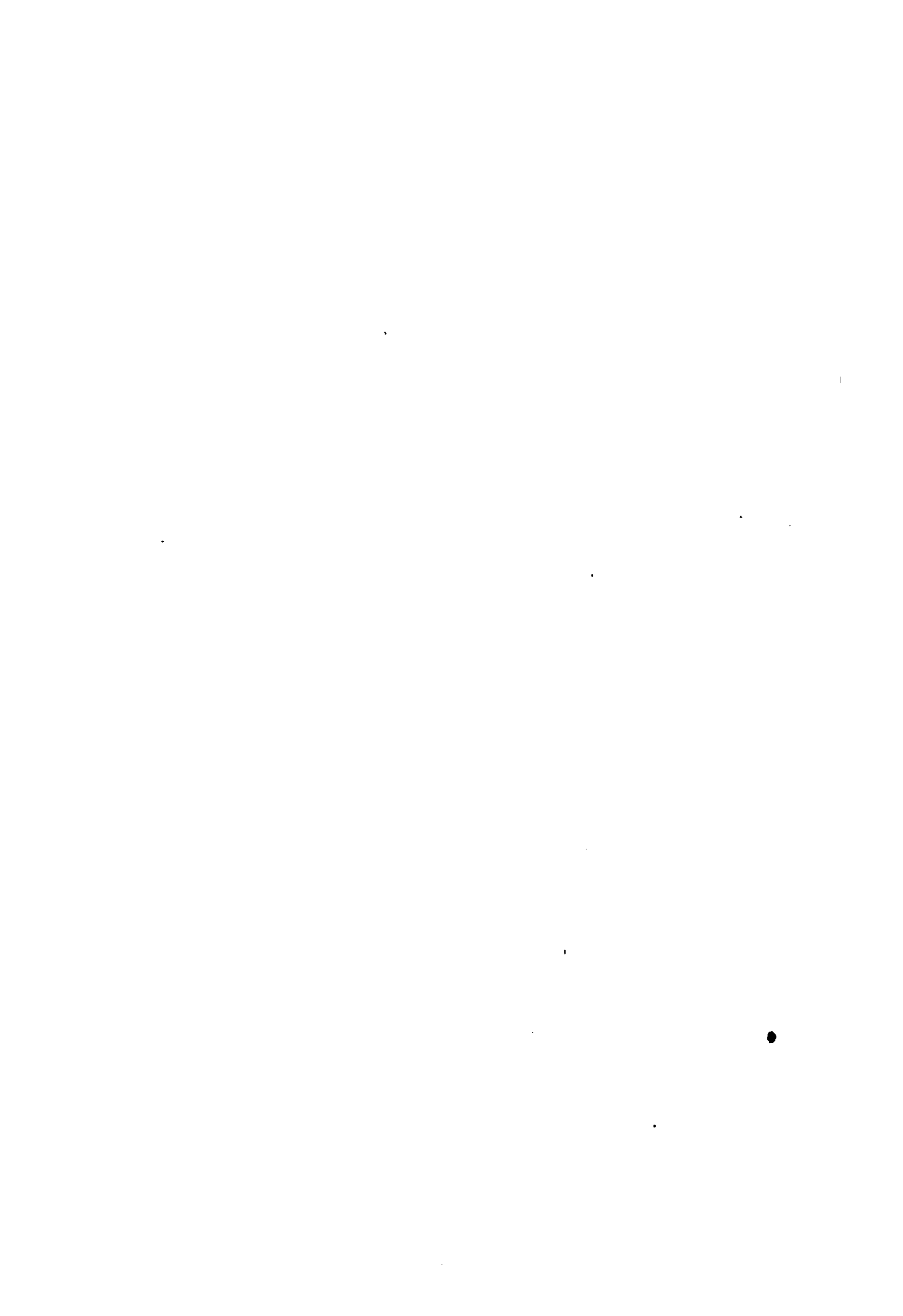
8. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Utg. u. M.	Lauf.	Mond- Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Mittw.	1		4 21	7 50	♒	Ab.	○	1 Maccabäer	1857
Donn.	2		4 22	7 49	♒	7 59	V. M.	2 Märt. unter Nero	1854
Freit.	3		4 24	7 47	♓	8 12	Ab.	3 Wilhelm Thorp	
Sonn.	4		4 25	7 45	♓	8 23	6 27	4 Leonhard Käser	
32. W.	9. Trinitat. Ev. Vom unger. Haushalter, Luc. 16. Ep. 1 Cor. 10.								
Sonnt.	5		4 27	7 43	♈	8 33		5 Evg. Salzburger	1859
Mont.	6	Verkl. Chr.	4 29	7 41	♈	8 45		6 Verklär. Christi	1859
Dienst.	7		4 30	7 40	♈	8 58		7 Nonna	1851
Mittw.	8		4 32	7 38	♉	9 14		8 Hormisdas	1858
Donn.	9		4 33	7 36	♉	9 35	☾	9 Numidicus	
Freit.	10		4 35	7 34	♊	10 4	L. V.	10 (Jerusal. Erober. (70) (Laurentius	1851 1850
Sonn.	11		4 37	7 32	♊	10 45	Ab.	11 Greg. v. Utrecht	
33. W.	10. Trinitat. Ev. Von d. Zerstör. Jerus., Luc. 19. Ep. 1 Cor. 12.								
Sonnt.	12		4 38	7 30	♊	11 42	10 17	12 Anselm v. Havelb.	1854
Mont.	13		4 40	7 28	♋	Mg.		13 N. L. Gr. v. Zinzd.	1860
Dienst.	14		4 42	7 26	♋	12 55		14 Jacob Guthrie	1852
Mittw.	15		4 43	7 24	♌	2 20		15 Maria	1860
Donn.	16		4 45	7 22	♌	Untg.	●	16 Joh. d. Beständige	1855
Freit.	17		4 47	7 20	♍	Ab.	N. M.	17 Johañ Gerhard	
Sonn.	18		4 48	7 18	♍	7 30	Ab.	18 Hugo Grotius	
34. W.	11. Trinitat. Ev. Vom Pharisäer u. Zöllner, Luc. 18. Ep. 1 Cor. 15.								
Sonnt.	19		4 50	7 16	♎	7 45	11 13	19 Sebaldus	
Mont.	20		4 52	7 13	♎	8 2		20 Bernhard	1853
Dienst.	21		4 53	7 11	♏	8 22		21 Miss. d. ev. Br. un.	
Mittw.	22		4 55	7 9	♏	8 47		22 Symphorianus	
Donn.	23		4 57	7 7	♐	9 22	☽	23 Caspar v. Coligny	1857
Freit.	24	Bartholo-	4 59	7 5	♐	10 9	E. V.	24 Bartholomäus	1858
Sonn.	25	mäus	5 0	7 2	♑	11 9	Nm.	25 Ludwig d. Heilige	
35. W.	12. Trinitat. Ev. Vom Taubstummen, Marc. 7. Ep. 2 Cor. 3.								
Sonnt.	26		5 2	7 0	♑	Mg.	1 43	26 Ulphila	1857
Mont.	27		5 3	6 58	♑	12 18		27 Jovinianus	1858
Dienst.	28		5 5	6 56	♒	1 32		28 Augustinus	
Mittw.	29	J. d. T. Enth.	5 7	6 53	♒	2 47		29 Johañ. d. T. Enth.	1851
Donn.	30		5 9	6 51	♓	3 59	V. M.	30 Claud. v. Turin	
Freit.	31		5 10	6 49	♓	Aufg.	○ M. 9 51	31 Aidan	

☿ (am 10ten untere ☌☉); sichtbar im letzten Drittheil des Mon., wo er Morg. um 3¼ U. in O. N. O. aufgeht.
♀ geht Morg. um 2¾ U. in O. N. O. auf.
♂ geht Morg. um 1 U. in S. W. z. S. unter.
♃ ist wieder sichtbar in der 2ten Hälfte des Mon. und geht alsdann Morg. um 3 U. in N. O. z. O. auf.
♄ ist in diesem Monat nicht sichtb., da er am 22sten in ☌☉ kommt.

9. Mon.	Datum.	Festtage.	Sonnen- Afg. u. M.	Utg. u. M.	Lauf.	Monds- Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Sonn.	1		5 12	6 47	♓	Ab.		1 Hanna	1853
36. W.	13. Trinitat.	Ev. Vom Samariter u. Leviten, Luc. 10. Ep. Gal. 3.							
Sonnt.	2		5 13	6 44	♈	6 54		2 Mamas	1860
Mont.	3		5 15	6 42	♈	7 6		3 Hildegard	1852
Dienst.	4		5 17	6 40	♉	7 21		4 Ida	
Mittw.	5		5 18	6 37	♉	7 40		5 Johañ Malleus	
Donn.	6		5 20	6 35	♉	8 5		6 Matthias Weibel	1854
Freit.	7		5 22	6 33	♊	8 41		7 Lazar. Spengler	1860
Sonn.	8		5 24	6 30	♊	9 29	☾	8 Corbinian	
37. W.	14. Trinitat.	Ev. Von den zehn Aussätzigen, Luc. 17. Ep. Gal. 5.							
Sonnt.	9		5 25	6 28	♋	10 33	L. V.	9 Ludw. Paschali	
Mont.	10		5 27	6 26	♋	11 51	Mitt.	10 Paul Speratus	
Dienst.	11		5 29	6 23	♌	Mg.	12 0	11 Johann Brenz	1850
Mittw.	12		5 30	6 21	♌	1 18		12 Dion. Peloquin	
Donn.	13		5 32	6 19	♍	2 47		13 Wilhelm Farel	1859
Freit.	14		5 34	6 16	♍	4 19		14 Cyprianus	1853
Sonn.	15		5 35	6 14	♎	Untg.	●	15 Arg. v. Grumb.	
38. W.	15. Trinitat.	Ev. Vom Mammonsdienst, Matth. 6. Ep. Gal. 5.							
Sonnt.	16	Bußt. in der Schweiz	5 37	6 11	♎	Ab.	N. M.	16 Euphemia	
Mont.	17		5 39	6 9	♏	6 25	Mg.	17 Lambert	1850
Dienst.	18		5 40	6 7	♏	6 49	7 2	18 A. G. Spangenbg.	1855
Mittw.	19	Bußt. in Lauenburg	5 42	6 4	♐	7 21		19 Thom. v. St. Paul	
Donn.	20		5 44	6 2	♐	8 5		20 Magdal. Luther	
Freit.	21	Matthäus	5 45	6 0	♐	9 2		21 Matthäus	1850
Sonn.	22		5 47	5 57	♑	10 9	☽	22 Emmeram	
39. W.	16. Trinitat.	Ev. Vom Jüngling zu Nain, Luc. 7. Ep. Ephes. 3.							
Sonnt.	23		5 48	5 55	♑	11 22	E. V.	23 5 Märt. v. Genf	1860
Mont.	24		5 50	5 53	♒	Mg.	Mg.	24 Joh. Jac. Moser	1852
Dienst.	25		5 52	5 50	♒	12 37	12 18	25 Augsb. Rel.friede	1851
Mittw.	26		5 53	5 48	♓	1 49		26 Lioba	1855
Donn.	27		5 55	5 45	♓	3 0		27 Philip. Graveron	1850
Freit.	28		5 57	5 43	♓	4 10		28 P. Flhst. u. A. Clar.	1851
Sonn.	29	Michaelis*)	5 59	5 41	♈	5 19	V. M.	29 Michaelis	1858
40. W.	17. Trinitat.	Ev. Vom Wassersüchtigen, Luc. 19. Ep. Ephes. 4.							
Sonnt.	30	Erndtefest**)	6 0	5 39	♈	Aufg.	○ M. 2. 33	30 Hieronymus	1858

*) in der Stadt Braunschweig.
**) in Preußen, Hannover und auf dem Lande in Braunschweig.

☿ sichtb. noch in den ersten 8 Tagen des Mon., am längsten (½ St.) am 1sten, wo er Morg. von 3½ bis 4 U. in O. N. O. aufgeht (am 22sten obere ☌ ☉).
♀ geht Morg. um 1½ U. in O. N. O. auf; sie erscheint am 8. im hellsten Glanz.
♂ geht Abends um 11¾ U. in S. W. unter.
♃ geht Morg. um 2 U. in N. O. z. O. auf.
♄ wieder sichtbar in der 2. Hälfte des Mon., wo er Morg. um 3¼ U. [in O. N. O. aufgeht.



10. Mon.	Datum	Festtage	Sonnen- Afg. u. M.	Sonnen- Utg. u. M.	Lauf	Monds- Sch. u. M.	Monds- Wechsel	Verzeichniß der Lebensbilder	Jahrgang
Mont.	1		6 2	5 36	♈	Ab.		1 Remigius	1857
Dienst.	2		6 4	5 34	♉	5 48		2 Leodegar	
Mittw.	3		6 5	5 32	♉	6 11		3 Die beid. Ewalde	
Donn.	4		6 7	5 29	♊	6 42		4 Franciscus	
Freit.	5		6 9	5 27	♊	7 26		5 Petr. Carnesecchi	
Sonn.	6		6 11	5 24	♋	8 23		6 Heinrich Albert	
41. W.	18. Trinitat.	Ev. Vom vornehmsten Gebot, Matth. 22. Ep. 1 Cor. 1.							
Sonnt.	7	Erndtefest in Baiern	6 12	5 22	♋	9 33	☾	7 Theodor Beza	
Mont.	8		6 14	5 20	♋	10 53	L. V.	8 Rob. Grostheab	
Dienst.	9		6 16	5 17	♌	Mg.	Ab.	9 Dionysius Areop.	1855
Mittw.	10		6 17	5 15	♌	12 19	11 58	10 Justus Jonas	1858
Donn.	11		6 19	5 13	♍	1 46		11 Ulrich Zwingli	1850
Freit.	12		6 21	5 11	♍	3 15		12 Heinr. Bullinger	1852
Sonn.	13		6 23	5 8	♎	4 45		13 Elisabeth Fry	1850
42. W.	19. Trinitat.	Ev. Vom Gichtbrüchigen, Matth. 9. Ep. Ephes. 4.							
Sonnt.	14		6 25	5 6	♎	Untg.	●	14 Nicolaus Ridley	
Mont.	15		6 26	5 4	♏	Ab.	N. M.	15 Aurelia	1854
Dienst.	16		6 28	5 2	♏	5 18	Ab.	16 Gallus	1850
Mittw.	17	Bußt. in Hannover	6 30	5 0	♐	5 58	3 30	17 Aufh. d. Ed. v. Nant.	
Donn.	18	Lucas	6 32	4 57	♐	6 51		18 Lucas	1851
Freit.	19		6 34	4 55	♑	7 56		19 Christ. Schmid	
Sonn.	20		6 35	4 53	♑	9 9		20 F. L. v. Avignon	
43. W.	20. Trinitat.	Ev. Vom hochzeitl. Kleide, Matth. 22. Ep. Ephes. 5.							
Sonnt.	21		6 37	4 51	♒	10 24	☽	21 Hilarion	1855
Mont.	22		6 39	4 49	♒	11 38	E. V.	22 Hedwig	1858
Dienst.	23		6 41	4 47	♒	Mg.	Ab.	23 Heinrich Martyn	1855
Mittw.	24		6 43	4 45	♓	12 50	3 5	24 (Arethas / Westfäl. Friede	1858
Donn.	25		6 44	4 43	♓	2 0		25 Johann Heß	
Freit.	26		6 46	4 41	♈	3 8		26 Fr. III. v. d. Pfalz	
Sonn.	27		6 48	4 39	♈	4 18		27 Frumentius	1854
44. W.	21. Trinitat.	Ev. Von des Königschen Sohn, Joh. 4. Ep. Ephes. 6.							
Sonnt.	28	Sim., Juda	6 50	4 37	♈	5 28		28 Simon, Juda	
Mont.	29		6 52	4 35	♉	Aufg.	○	29 Alfred d. Große	
Dienst.	30		6 54	4 33	♉	Ab.	V. M.	30 Jacob Sturm	1855
Mittw.	31	Luthers Thes., Reformatf.	6 55	4 31	♊	4 45	A. 7 43	31 Reformationsf.	1859

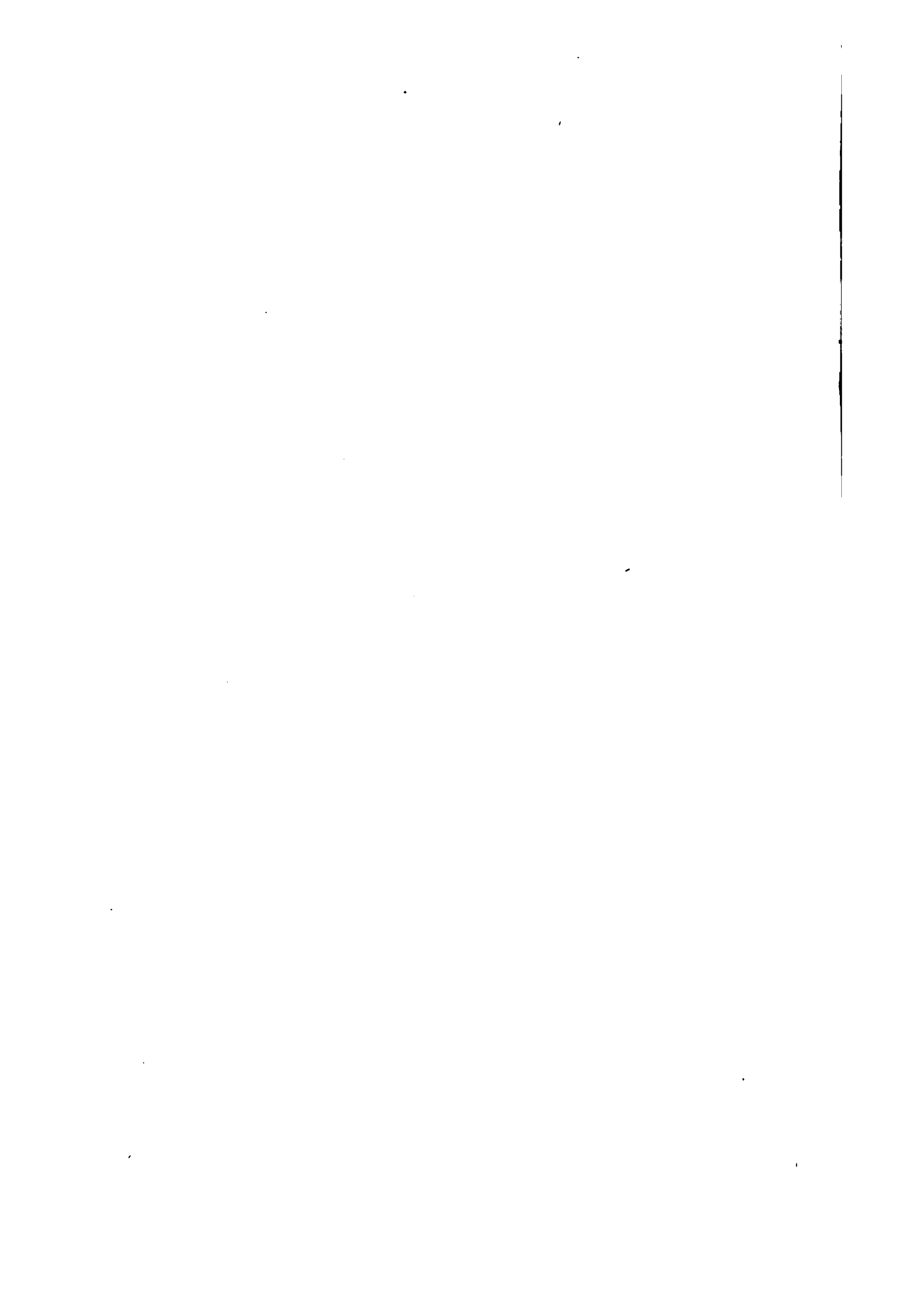
Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar.
♀ geht Morg. um 2 U. in O. z. N. auf.
♂ geht Abends um 11¼ U. in S. W. z. W. unter.
♃ geht Nachts um 12¾ U. in O. N. O. auf.
♄ geht Morg. um 2 U. in O. N. O. auf.

11. Mon.	Datum	Festtage.	Sonnen-Afg. u. M.	Sonnen-Utg. u. M.	Lauf	Monds-Sch. u. M.	Wechsel	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Donn.	1	Bußt. in Kurhessen	6 57	4 29	♊	5 25		1 Aller Heiligen	
Freit.	2		6 59	4 27	♊	6 19		2 Victorinus	
Sonn.	3		7 1	4 25	♋	7 25		3 Pirmin	
45. W.		22. Trinitat. Ev. Vom Schalksknecht, Matth. 18. Ep. Phil. 1.							
Sonnt.	4		7 3	4 23	♋	8 41		4 Joh. Albr. Bengel	1851
Mont.	5		7 5	4 21	♌	10 3		5 Hans Egede	
Dienst.	6		7 7	4 20	♌	11 26	☾	6 Gustav Adolf	
Mittw.	7		7 8	4 18	♍	Mg.	L. V.	7 Willibrord	
Donn.	8	Bußt. i. Hamburg	7 10	4 16	♍	12 51	Mg.	8 Willehad	
Freit.	9		7 12	4 15	♎	2 17	10 10	9 Joh. v. Staupitz	1850
Sonn.	10		7 14	4 13	♎	3 44		10 Martin Luther	1850
46. W.		23. Trinitat. Ev. Vom Zinsgroschen, Matth. 22. Ep. Phil. 3.							
Sonnt.	11		7 16	4 11	♏	5 15		11 Martin Bisch.	
Mont.	12		7 17	4 10	♏	Untg.		12 Livinus	
Dienst.	13		7 19	4 8	♐	Ab.	●	13 Arcadius	
Mittw.	14	Bußt. i. Braunschweig	7 21	4 7	♐	4 35	N. M.	14 Pet. Mrt. Vermili	1853
Donn.	15		7 23	4 5	♑	5 37	Mg.	15 Johann Kepler	1850
Freit.	16		7 25	4 4	♑	6 49	1 29	16 Casp. Creuziger	1854
Sonn.	17		7 26	4 3	♑	8 5		17 Bernward	1852
47. W.		24. Trinitat. Ev. Von Jairi Töchterlein, Matth. 9. Ep. Col. 1.							
Sonnt.	18	Erndtefest in Baden	7 28	4 1	♒	9 22		18 Greg. d. Erleucht.	1856
Mont.	19		7 30	4 0	♒	10 35		19 Elisabeth	
Dienst.	20		7 32	3 59	♓	11 46	☽	20 Johañ Williams	
Mittw.	21		7 33	3 58	♓	Mg.	E. V.	21 Columbanus	1856
Donn.	22		7 35	3 56	♓	12 56	Mg.	22 Joh. Oecolampad.	1851
Freit.	23	Bußt. im K. Sachsen	7 37	3 55	♈	2 5	9 46	23 Clemens v. Rom	1852
Sonn.	24		7 38	3 54	♈	3 14		24 Johann Knox	1860
48. W.		25. Trinitat. Ev. Vom Gräuel d. Verwüst., Matth. 24. Ep. 1 Thessal. 4.							
Sonnt.	25	Bußt. in Baden	7 40	3 53	♉	4 25		25 Catharina	
Mont.	26		7 42	3 52	♉	5 37		26 Conrad	1850
Dienst.	27		7 43	3 51	♉	Aufg.		27 Margar. Blaarer	1852
Mittw.	28		7 45	3 50	♊	Ab.	○	28 Alexand. Roussel	
Donn.	29		7 47	3 50	♊	4 13	V. M.	29 Saturninus	
Freit.	30	Andreas Bußt. i. Meckl. Schwerin	7 48	3 49	♋	5 16	Nm. 12 31	30 Andreas	1856

Planeten-Erscheinung.

☿ ist in diesem Monat nicht sichtbar (am 28sten untere ☌☉).
♀ geht Morg. um 3¼ U. in O. auf.
♂ geht Abends um 11 U. in W. S. W. unter.
♃ geht Abends um 11 U. in O. N. O. auf.
♄ geht Nachts um 12¼ U. in O. z. N. auf.



12. Mon.	Datum	Festtage	Sonnen- Afg. u. M.	Untg. u. M.	Lauf	Monds- Sch. u. M.	Wechsel.	Verzeichniß der Lebensbilder.	Jahrgang.
Sonn.	1		7 49	3 48	♋	6 31		1 Eligius	1855
49. W.		1. Advent. Ev. Von Christi Einz. in Jerus., Matth. 21. Ep. Röm. 13.							
Sonnt.	2	Bußt. der Ref. in Oesterreich	7 51	3 47	♌	7 52		2 Joh. Ruysbroek	
Mont.	3		7 52	3 47	♌	9 14		3 Gerhard Groot	1854
Dienst.	4		7 54	3 46	♍	10 38		4 Gerh. v. Zütphen	
Mittw.	5		7 55	3 46	♍	Mg.	☾	5 Crispina	
Donn.	6		7 56	3 45	♎	12 1	L. V.	6 Nicolaus	
Freit.	7	Bußtag *)	7 58	3 45	♎	1 25	Ab.	7 Phil. Frdr. Hiller	1853
Sonn.	8	Bußt. d. Luth. in Oesterreich	7 59	3 45	♎	2 51	6 53	8 Martin Rinkard	
50. W.		2. Advent. Ev. Von d. Zeichen d. jüngst. Tages, Luc. 21. Ep. Röm. 15.							
Sonnt.	9		8 0	3 44	♏	4 19		9 Benj. Schmolck	
Mont.	10		8 1	3 44	♏	5 47		10 Paul Eber	1851
Dienst.	11		8 2	3 44	♐	Untg.		11 Heinr. v. Zütphen	1852
Mittw.	12		8 3	3 44	♐	Ab.	●	12 Vicelin	1860
Donn.	13		8 4	3 44	♑	4 25	N. M.	13 (Odilia / Berthold	1853 / 1853
Freit.	14		8 5	3 44	♑	5 41	Rm.	14 Dioscurus	1856
Sonn.	15		8 6	3 44	♒	7 0	1 41	15 Christiana	1851
51. W.		3. Advent. Ev. Von Johannis Gesandtschaft, Matth. 11. Ep. 1 Cor. 4.							
Sonnt.	16		8 7	3 44	♒	8 16		16 Adelheid	1852
Mont.	17		8 8	3 44	♓	9 29		17 Sturm	
Dienst.	18		8 9	3 45	♓	10 40		18 Veit L. v. Seckend.	1852
Mittw.	19	Bußt. in Hannover u. Lauenburg	8 9	3 45	♓	11 50		19 Clemens v. Alex.	1856
Donn.	20		8 10	3 46	♈	Mg.	☽	20 Abraham	1857
Freit.	21	Thomas	8 10	3 46	♈	12 58	E. V.	21 Thomas	1857
Sonn.	22		8 11	3 46	♉	2 8	Mg.	22 Hugo M'Kail	1853
52. W.		4. Advent. Ev. Von Johannis Zeugniß, Joh. 1. Ep. Phil. 4.							
Sonnt.	23		8 12	3 47	♉	3 20	7 3	23 Anna du Bourg	1851
Mont.	24	Heil. Abend	8 12	3 48	♉	4 32		24 Heilige Abend	
Dienst.	25	Christtag	8 13	3 48	♊	5 44		25 Weihnacht	1856
Mittw.	26	Stephanus	8 13	3 49	♊	Aufg.		26 Stephanus	1851
Donn.	27	Johannes	8 13	3 50	♋	Ab.		27 Johannes	1855
Freit.	28		8 13	3 51	♋	4 14	○	28 Unschuld. Kinder	1854
Sonn.	29		8 13	3 52	♌	5 35	V. M.	29 David	1857
53. W.		Sonnt. n. Chr. Geb. Ev. Von Simeon u. Hanna, Luc. 2. Ep. Gal. 4.							
Sonnt.	30		8 13	3 53	♌	6 59	Mg.	30 Christ. v. Württb.	1850
Mont.	31		8 13	3 54	♌	8 24	4 11	31 Joh. Wiclif	1854

*) in S.-Weimar, S.-Gotha, S.-Coburg und S.-Meiningen.

☿ sichtbar vom 3—20sten des Mon., am längsten (¾ St.) den 11ten; er geht Morg. nach 6 U. in S. O. z. O. auf.

♀ geht Morg. um 4¾ U. in O. S. O. auf.

♂ geht Abends um 11 U. in W. z. S. unter.

♃ geht Abends um 9 U. in O. N. O. u. ♄ um 10¼ U. in O. z. N. auf.

Erklärung des Kalenders.

Der vorstehende Kalender enthält, wie es sonst herkömmlich ist, einen chronologischen, einen kirchlichen und einen astronomischen Bestandtheil.*)

Jedem Monat nehmlich ist eine Seite gewidmet. Die erste Rubrik nebst der ersten Reihe der zweiten giebt Wochentag und Datum; die andere Reihe der zweiten Rubrik enthält die in den deutschen protestantischen Kirchen gebräuchlichen Festtage: auch ist über jedem Sonntage sein Name mit den Pericopen angegeben. Die Namen des verbesserten evangelischen Kalenders sind aus dieser Rubrik (so wie die ganze folgende Rubrik mit den Namen des bisherigen evangelischen Kalenders) seit dem Jahrgang 1857 fortgelassen; statt dessen sind sie zu finden in der letzten Rubrik, welche ein „Verzeichniß der Lebensbilder“ enthält, nehmlich sowohl der bisher im Evangelischen Kalender (von 1850—1860) erschienenen (wobei der betreffende Jahrgang desselben nachgewiesen ist), als derer, die nach dem ursprünglichen Plan noch folgen sollen.

Die noch übrigen Rubriken von der dritten bis zur siebenten enthalten Auf- und Untergang der Sonne, so wie den Lauf des Mondes durch die Zeichen des Thierkreises, Auf- und Untergang desselben und den Eintritt der Mondviertel. Endlich ist unten die Planeten-Erscheinung angegeben und zwar in der Regel für die Mitte des Monats.

Diesem astronomischen Kalender liegt die geographische Breite und die Zeit von Berlin zum Grunde. Es sind also die Zeitangaben für den Auf- und Untergang von Sonne und Mond, für den Eintritt der Mondviertel so wie der Jahreszeiten (auf Seite 1) in mittlerer Berliner Zeit verstanden. Ferner gilt der hier angegebene Auf- und Untergang von Sonne und Mond genau nur für die Breite von Berlin (52° 30′); während unter andern Breiten, je nach der Entfernung und dem Datum, die Zeiten mehr oder weniger abweichen. Man kann aber leicht durch eine bloße Addition oder Subtraction aus den für die Berliner Breite geltenden Angaben den Sonnen-Auf- und Untergang bis auf eine Minute genau für alle Oerter in ganz Deutschland und der Schweiz so wie im Elsaß, in Belgien und den Niederlanden, überhaupt zwischen 45° bis 56° nördl. Breite finden mittelst einer für jedes Jahr gültigen Tafel, die im zweiten Jahrgang (für 1851) dem Monats-Kalender beigegeben, auch daselbst (S. 28. 38 f.) erläutert ist.

---

*) In einer kleinern Anzahl Exemplare für solche Länder, in denen die Stempelgesetzgebung der Einführung auswärtiger Kalender entgegensteht, ist nur im Allgemeinen der Monatskalender aufgenommen mit dem oben erwähnten Verzeichniß der Lebensbilder (worin die Namen des verb. evang. Kalenders enthalten sind), unter Auslassung aller auf das Jahr 1860 bezüglichen kirchlichen und astronomischen Angaben; hingegen eine Uebersicht der kirchlichen Festordnung für die nächsten 10 Jahre hinzugefügt.

Einleitung.

1. Der kirchliche Kalender.

1. Der verbesserte evangelische Kalender (der diesmal, gleichwie in den drei vorigen Jahrgängen, in der letzten Rubrik und unter der Aufschrift „Verzeichniß der Lebensbilder“ sich findet, s. Ev. Kal. für 1857, S. 14. und das. Vorr. S. V.) ist unverändert geblieben*), wie er seit dem ersten Jahrgang dieses Jahrbuchs, für 1850, aufgestellt worden. Von der Herleitung und Zusammensetzung desselben ist schon in der Einleitung daselbst (S. 1—9) Rechenschaft gegeben. Eine kurze Erläuterung sämmtlicher Namen dieses Kalenders findet sich, geordnet nach den Ländern und demnächst nach den Zeiten, im ersten Jahrgang (S. 20—36), und allgemein nach den Zeiten geordnet, im zweiten Jahrgang (S. 53—65); das alphabetische Verzeichniß dieser Namen enthält der vierte Jahrgang (S. 37—42).

Von dem alten evangelischen Kalender, der in den früheren Jahrgängen von 1851 bis 1856 neben dem verbesserten mitgetheilt war, ist in der Einleitung des Jahrgangs 1851 (S. 33—37) nähere Nachweisung gegeben.

Die Rubrik der Festtage zeigt sowohl die allgemeinen evangelischen Feste, als auch die in manchen deutschen Landeskirchen als halbe Feiertage noch beobachteten Marien- und Aposteltage an, — die überall an dem gleichen Monatstage anstehen; dazu ist von den besonderen Feiertagen, in deren Anordnung Verschiedenheit obwaltet, für die größeren deutschen Landeskirchen sowie für die Schweiz der Buß- und Bettag seit dem Jahrg. 1853 und das Erndtefest, soweit es an einem festen Tage gefeiert wird, seit dem Jahrg. 1855 (und zwar seit dem Jahrg. 1857 in eben jener Rubrik mit kleinerem Druck) angesetzt. Erläuterungen über dieselben sind in den Jahrgängen 1853 (S. 29—36) und 1854 (S. 56—68) gegeben.

---

*) Abgesehen von zwei in Klammern beigefügten Namen am 19. Jan. und 3. Juli; s. Jahrg. 1856 S. 15 Anm. und Jahrg. 1857 Vorr. S. III.

2. Die Lebensbilder.

An den verbesserten evangelischen Kalender knüpfen sich die Lebensbilder, deren diesmal 16 mitgetheilt werden, nebst einem Lebensbilde aus der Gegenwart: eine Uebersicht derselben, wie sie nach den Zeiten und Ländern sich vertheilen, folgt zum Schluß. — Von den vorigen Jahrgängen enthalten die beiden ersten jedesmal 28, der dritte 24, der vierte 26, der fünfte 23, der sechste 21, der siebente 20, der achte 16, der neunte 23, der zehnte 18 Lebensbilder (wozu im letztgenannten Jahrgang zwei Lebensbilder aus der Gegenwart kommen). — Ein Verzeichniß derselben für alle elf Jahrgänge ist nach der Folge der Gedächtnißtage in dem hier voranstehenden Monats-Kalender gegeben.

3. Die Kunstbeilagen.

1. Das Bild auf der Vorderseite des Umschlags stellt, wie bisher, Christus als den guten Hirten dar, von einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom. Die nähere Beschreibung und Erläuterung desselben s. im Jahrg. 1852, S. 24 f.

2. Die Tafel zu S. 28 zeigt zwei Scenen zwischen dem heiligen Gallus und einem Bären in der Größe des Originals von einer Elfenbeintafel in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen (nach einem Abguß im christlichen Museum der Universität zu Berlin). Eine Erklärung dieses Bildwerks folgt S. 35 f.

3. Auf der Rückseite des Umschlags ist der Phönix auf dem Scheiterhaufen abgebildet nach einem Gemälde auf Tapeten des 15. Jahrhunderts im Museum Clüny zu Paris. Das Nähere zur Beschreibung dieses Gemäldes und zur Erläuterung jenes Sinnbildes enthält der Jahrgang 1851, S. 41 f.

Vermischte Aufsätze und Gedichte.

I. Gedichte.

---

1. Die Engel.

Schwinge dich auf, o Geist, von der irdischen Dinge Umnachtung,
    Brechend die Schranken getrost, hin zu dem ewigen Geist
Und zur unendlichen Kette der Wesen, mit welchen des Schöpfers
    Liebe erfüllte den Raum zwischen dem Seraph und Wurm.
Denn es verschleiert die Helle des irdischen Tages das Urlicht,
    Wehrt uns, die ewige Stadt, ihre Bewohner zu schaun:
Aber vom Glauben geführt, durch Hoffnung beflügelt erhebt sich
    Muthig der Geist und durchdringt ahnend das Schöpfungsgebiet.

Nicht sind die Menschen allein auf die Höhen der Schöpfung berufen:
    Nur auf der Erde gehört ihnen das geistige Reich.
Sehet die Welt von den Thoren der Nacht bis zur Wohnung des Lichtes,
    Sehet die Lichter gesät durch den unendlichen Raum:
Nicht zum Prunke verstreut, nicht eitel durchschweifend die Oede;
    Sondern auf Hoffnung entsandt, gehn sie den ewigen Pfad.
Still und groß ist ihr Gang, und hehr vollendet ihr Werk sich,
    Das von der Weisheit gewollt selbst zur Verklärung sie führt.
Gleichwie die Erde gewiß für sich nicht wurde erschaffen,
    Für lebloses Gestein oder die Pflanz' und das Thier:
Sondern daß unter der Macht und dem Willen des Menschen sie stehe,
    Dem sie gewärtig sich fügt, bildsam der Hand der Vernunft;
So sind auch sie nicht verwaist, denn sie bergen unsterblichen Samen,
    Nähren den himmlischen Keim, bringen unsterbliche Frucht.
Raum selbst gebend dem Leben, erfüll'n sie mit Leben die Räume,
    Schauplatz geistiger That, jedes für sich eine Welt.
Denn auch dort sind heimisch und wirken vernünftige Wesen,
    Daß überall in der Welt walte und herrsche der Geist.
Wie auch die Erd' im Beginn die Geschlechter der Pflanzen und
    Thiere
    Reich durch göttlichen Worts schöpfrischen Segen gebar,

Endlich den Menschen empfing aus den göttlichen Händen, ein Pfand auch,
Einst im Fleisch zu empfahn selber das ewige Wort: —
So sind in ihm doch nimmer beschlossen die Enden der Schöpfung,
Zahllos steigen von ihm höhere Wesen empor.
Jeglicher Stern, ob nach fremdem Gesetz in gemessenem Raum er
Wandele, oder noch jung schwanke die irrende Bahn,
Ob selbständig er leuchte für sich, — sie alle empfingen
Ihren Beruf: überall regt sich's und webet und lebt.
Auf den vollkommneren herrscht ungetrübt dort ewiger Frühling,
Nicht stört Forschen und Thun Wechsel des Tags und der Nacht;
Nimmer erschlafft thatkräftigen Wirkens der Geist von des Sommers
Gluthbrand, nimmer versengt Schwüle die heitre Natur;
Nicht zeigt herbstliche Frucht und Entblätterung, welches das Ziel sei
Irdischer Fülle und Pracht, das die Natur nun erreicht,
Wenn sie im Winter umfangen von Schlaf, zu vergessen die Arbeit,
Ruht, für ihr künftiges Werk neu sich zu sammeln die Kraft.
Jene Gestirne, sie kreisen um sich nur, nur um des Weltalls
Mitte, mit eigenem Licht, nicht mit erborgetem Glanz.
Da sind der Wohnungen viele im seligen Hause des Vaters,
Und es erleuchtet des Herrn Klarheit die Heiligen dort.

Wohl ist bewundernswürdig der Bau und das Wesen des Menschen,
Wie er aus göttlichem Stamm, Herrscher auf Erden entsproß;
Doch es zerbrach in der Hand ihm das Kunstwerk, das er nach Willkür
Nutzte zu anderem Dienst, als es der Künstler geweiht:
Und es entfiel ihm das Scepter der Welt, als aus eigener Hoheit
Dieses, ein göttliches Lehn, er sich zu führen vermaß.
Da versagte der Leib der gefallenen Seele Gehorsam,
Sperrte die Pforten zu ihr, nahm sie in eigene Haft;
Da versagte der Acker die Frucht dem entwürdigten Herrscher,
Mühe und Arbeit hinfort waren des Sterblichen Loos.
Also wirkt er, beschwert mit der Zeitlichkeit Fesseln: die Schwere
Wehret dem himmlischen Flug, zieht ihn zur Erde herab.
Und hier müht er umsonst sich, zum Ziele zu bringen die Arbeit:
Hebt ihn die Welle des Tags, senket die Welle ihn auch.
So ist gebunden der Mensch an die Schmerzen des eitelen Daseins:
Und auch das Eit'le ist nur spärliche Zeit ihm gegönnt.

Aber die himmlischen Söhne des Höchsten sind frei von den Mängeln,
Sind vollkommen, wie nur endliche Wesen nach ihm;

Wenn auch an Macht ungleich, da sie stehn auf den Sprossen der Leiter,
Die in den Himmel hinauf ragt von dem Menschen zu Gott.
Licht ist ihr Leib, wie Blitz die Gestalt; mit dem Flug des Gedankens,
Gleichwie der zuckende Strahl, welcher den Wolken entfährt,
Eilen auf schneeigem Fittig sie fort in unendliche Räume,
Messen das Schöpfungsgebiet, schwingend von Stern sich zu Stern.
Doch ein bestimmtes Gebiet ist jedem zur Wohnung gegeben,
Wo er verweilet, wenn nicht göttlicher Wille ihn ruft.
Nimmer bedürfen des stärkenden Schlafs sie und nimmer der Nahrung:
Das nur haben sie selbst noch mit den Menschen gemein,
Daß sie begehren des Bundes der Freundschaft, welche sie halten
Rein und treu und fest, wie es die Liebe sie lehrt.
Göttliche Liebe umfängt und einigt sie alle, und fremd ist
Neid, Mißtrauen und Haß, welcher auf Erden entzweit.
Rein wie die leibliche Hülle, der Fittige Schimmer, ja reiner,
Unschuldsvoll ist ihr Sinn, nicht von Versuchung berührt.
Auch ward ihnen zu Theil ein unsterbliches Leben der Wonne,
Nicht durch Trennung getrübt, oder von Abfall bedroht.
Heilig bewahren sie so im Wechsel der Zeit die Vollendung,
Welche am Morgen der Welt ihnen ertheilte der Herr:
Wahren die lautere Willens-Gewalt an den Werken der Schöpfung,
Daß die Natur fügsam ihrem Gebote gehorcht,
Und des Verstandes durchdringende Kraft, stets schöpfend am Urquell,
Daß sie entschleiert erscheint, sonst in Geheimniß gehüllt.
Auch des unendlichen Gottes Natur selbst fassen anbetend
Jene, vor deren Gesicht Zweifel verschwindet und Nacht.
Was nur zweifelnd ergreift, was nur wie im Spiegel der Mensch sieht,
Klar, in ursprünglichem Licht wird es von ihnen geschaut.
Tief ergründen sie so den Bestand, die Gesetze der Dinge;
Ihnen im vollesten Maaß wird die Erkenntniß zu Theil,
Die unvergängliche Liebe entzündet und ewiglich frei macht,
Die überschwenglich erquickt, göttliche Thaten erzeugt.

O glückseliges Loos, zu erfüllen die hohe Berufung,
Die den Unsterblichen ward, allen Geschöpfen voran.
Denn es ist ihnen geworden das Glück, daß sie näher das Antlitz
Sehen des Vaters und selbst stets ihm umgeben den Thron;
Immer die ewige Macht und die Herrlichkeit Gottes verkündend,
Seinem gebietenden Wink Diener, und seines Befehls,
Seiner Gedanken Vollstrecker: und das ist die Wonne der Wonnen,
Ihm in's Auge zu schaun, seine Befehle zu thun.

Ihrer bedient sich der Herr, um die einsam schwebenden Welten
Durch ein höheres Band eng zu verknüpfen im Geist.
Sie auch werden gesandt der Natur die Gebote zu bringen,
Die Rathschlüsse von Gott, welche ihr regeln den Gang.

Auch wir Menschen sind ihnen vertraut und empfangen in ihrer
Obhut mächtigen Schutz, den sie mit Freuden verleihn;
Denn kein größeres Glück ist den himmlischen Geistern ersehnet,
Als zu erretten aus Noth, Hülfe zu bringen und Heil.
Zwar als noch unmündig die Menschheit stand in der Kindheit,
Kindlich bedürftig des Raths und der sie leitenden Hand:
Damals zeigten die Engel sich selbst in der leiblichen Hülle,
Standen dem Tapferen bei, stärkten des Zagenden Sinn.
Doch der über den Engeln, seit wahrer Mensch er geworden
Und, ein vollkommener Mann, mündig gemacht das Geschlecht;
Braucht die Führung hinfort nicht mehr die gereiftere Menschheit:
Nein, selbständig und frei sollte sie wandeln den Pfad,
In sich findend den Schutz, in der Fülle des heiligen Geistes
Mit sich gehen zu Rath, selber bestimmen die That.
Doch sind den Menschen hinfort nicht fremde die Engel geworden,
Geistig und unsichtbar sind sie uns nahe noch stets.
Ihrem besonderen Schutz ist der Kindlein Wandel vertrauet,
Und ihr Herz, unentweiht, offen dem himmlischen Strahl.
Diese behüten sie vor der Gefahr, die häufig bedrohet
Ihre so zarte Natur, mehr noch ihr reines Gemüth,
Daß Unheil nicht wage zu nahn, noch arge Verführung
Blüthen und Früchte dereinst hindre mit giftigem Hauch.
Auch wer also bewahrt unschuldig die kindliche Seele,
Kämpfend die Krone erringt, wieder zu sein, wie ein Kind,
Bleibt in der schützenden Engel Bereich, und Freud' ist im Himmel,
Kehrt in des Vaters Haus jener gerettet zurück.
Ja noch ziehen sie aus, Mahanaim, die Heere Jehova's,
Kämpfen die Schlachten des Reichs wider den Fürsten der Welt;
Ziehn um die Schaar der Erlösten die Burg, daß die feurigen Pfeile
Kraftlos prallen zurück, Boten der List und Gewalt.
Doch wenn sich wendet der Mensch zum Gefolge der finsteren Mächte,
Brechend den Bund mit dem Herrn, dessen Erbarmen ihn hielt;
Dann weicht trauernd von ihm sein schützender Engel, und Trauer
Herrscht in der Himmlischen Chor, welche verhüllen den Blick.
Endlich der Fromme, wenn nun er die Wand'rung hienieden vollbracht hat
Und an das scheidende Thor sehnend und hoffend gelangt:

Winkt ihm der Engel des Friedens und lenkt ihm den Blick auf das Jenseits,
Sanft zum erquickenden Schlaf drückt er die Augen ihm zu.

So dann ruhet der Leib bis durch der Posaune Erschallen,
Wenn der Tag anbricht, welcher des Abends entbehrt,
Er auf den göttlichen Ruf aus dem Dunkel des Grabes hervorgeht,
Glänzend, als Himmelsgewand, neu zu bekleiden den Geist.
Darauf warten getrost der Gerechten Geister in Sabbats-
Ruhe; für sie ist der Tod Eingang zum Leben und Sieg.
Denn hier bleiben zurück die Gebrechen, gelöst ist die Schwachheit,
Welche die Menschennatur nicht zu ertödten vermag.
Doch die Werke, die einst als Früchte des Glaubens gereift sind,
Folgen dem seligen Geist über den Ausgang hinaus.
Das ist die Pforte aus Glauben zum Schauen: es nahet der Engel,
Der ihm des kommenden Tag's Spur in der Dämm'rung gelehrt,
Leitet im Lichte den Geist, den verklärten, ist nun ihm ein Bruder,
Ein treu liebender Freund, dessen Beschützer er war;
Führt in die Wunder der Schöpfung ihn ein und zeigt ihm die Wurzeln
Jener erhab'nen Natur, welche er nun erst begreift:
Bringet ihn dann zu dem Chor, dem verklärten, der übrigen Engel,
Hin zu der Seligen Land und vor des Ewigen Thron.
Schweigend versinket in Anbetung die erstaunende Seele,
Schweigend verkündet sie Dank, Preis ihm und Ehre und Lob.

Der du, Geist aus der Höhe, den Pfad mich geleitet zur Heimath,
Laß mir den Blick dorthin, wenn auch die Lippe verstummt.
Still anbetend verkündigen, Herr, wir deine Gesichte:
Ach so ferne von dir fassen die Nähe wir nicht.
Nur tief, tief in der Brust hallt wieder der hehre Gedanke,
Den du kund uns gethan, künftiger Herrlichkeit Pfand.
Aber ihr Brüder, wie zaget ihr noch, wenn die Wolke euch einhüllt,
Wenn an die Seele heran drängen die Wasser der Noth.
Frei sei der Geist und fest sei das Herz, nicht träge zum Aufblick!
Blickt auf das Jenseits nur, nur auf den ewigen Hort!
Möget ihr ringen, den Kahn durch Sturm und Wogen zu leiten,
Mag, was die Erde geliehn, scheitern im wogenden Sturm:
Stets doch winket das Rettungslicht von dem Lande der Hoffnung,
Glänzend so hell und so mild, ladet zum Kommen uns ein.

2. Die Sündfluth.

Als die Welt zu Noah's Zeiten
Wagte wider Gott zu streiten,
Seinen Zorn auf sich zu leiten; —

Als die Gnadenfrist verstrichen
Und sie nicht vom Trotze wichen,
Gottes Langmuth war erblichen;

Wurden sie des Fluches Erben:
„Alles Fleisch will ich verderben,
Alle Menschen sollen sterben.“

Wie sie noch der Lust genossen,
Hat's vom Himmel sich ergossen,
Aus dem Abgrund Ströme flossen.

Da erscholl die Welt von Klage:
Vierzig Nächte, vierzig Tage
Ward gesandt des Regens Plage.

Jeder Laut war dann verklungen:
Wie die greisen, so die jungen
Sünder hatt' Ein Grab verschlungen.

Was sich wider Gott verschworen,
Alles was die Sünd' geboren,
Ging in Wassersnoth verloren.

Acht der Seelen, Gott verbunden,
Vor dem Richter treu befunden,
Aus dem Wassergrab' erstunden.

Auf der Erde war's nun wüste,
Wo vorhin geherrscht die Lüste,
Die mit Untergang sie büßte.

Einen Altar Noah bauet:
Gnädig Gott das Opfer schauet;
Seinem Wort die Erde trauet.

„Nimmer will in künft'gen Tagen
Ich mit diesem Fluch sie plagen,
Alles was da lebet schlagen.

Tag und Nacht und Jahreszeiten
Sollen wechselnd sie beschreiten,
Meine Erde stets begleiten."

Giebt auch Noah's Stamm den Segen:
Alle Thier' in Furcht zu hegen,
Weit auf Erden sich zu regen.

Giebt Verheißung aller Enden:
Seine Gnade nicht zu wenden,
Keine Fluthen mehr zu senden.

„Will entriegeln nicht die Wogen;
Kommen Wolken hergezogen,
Soll man sehen meinen Bogen:

Den ich euch zum Zeichen schenke,
Daß ich meines Bundes denke,
Alles euch zum Heile lenke."

---

3. Die Abkunft des Menschen.

Sprich, liebes Kind, wie hat es sich begeben,
Daß du verließest jenes sel'ge Land:
Wie hast du dich entschlossen jenes Leben
Zu tauschen, nun in diese Welt gebannt?

War's eine Schuld, die dich von dort vertrieben,
Dies Leben dir zur Buße auferlegt? *)
Wiewohl dem Auge keine Spur geblieben,
Daß gift'ger Hauch die Seele dir bewegt.

*) Vergl. Joh. 9, 2.

Dann wolle gnädig dich der Herr bewahren,
Daß nicht die Buße zeuge neue Schuld: —
Wer's noch nicht ist, wird schuldig mit den Jahren,
Die Sünde lauert hier mit Ungeduld. *)

War's eine Lockung, die dich hergetrieben,
Hast du hier büßen eine Lust gewollt? **)
Wiewohl gewiß nicht Gottes Kinder lieben
Die Welt und ihren Lohn, der Sünde Sold.

Dann wirst du schwere Täuschung bald gewahren:
Wohl zeugt von Reue schon dein Schmerzenslaut;
Es wird sich bald die List dir offenbaren
Der Lust, die ein Gefängniß dir erbaut.

Trieb dich der Zug nach einer theuren Seele
Hinab in dieses Thales dumpfe Luft;
Mit der im Licht du lebtest ohne Fehle,
Mit ihr zu theilen auch die düstre Gruft?

So wirst du schwerlich hier die Seele finden,
Wo man verkleidet wohnt im fremden Zelt:
Mußt für die Zeit dein Sehnen überwinden;
Selbst unerkannt durchwandern diese Welt.

Trieb dich der Wunsch, von jenem Leben Kunde,
Von wo Erquickung uns herüberweht, —
Zeugniß zu geben einem hehren Bunde,
In dem der Himmel mit der Erde steht?

Ja ein Geheimniß birgt dein träumend Wesen,
Ach könnten wir dein Stammeln nur verstehn!
Wenn du jedoch von deinem Traum genesen,
In Sprache wird die Deutung dir vergehn.

Doch wohl ein Engel bist du uns gesendet,
Deß Himmelsabkunft trage unser Glück:
So gehn wir mit dir himmelwärts gewendet,
Geleiten treu dich deinen Pfad zurück.

---

*) 1. Mos. 4, 7.
**) Vergl. 1. Mos. 6, 2.

4. Freundschaft.

Wonach sehnst du dich mein Herz?
Hast du deine Liebe draußen?
Geht dein Hoffen erdenwärts?
Freud' und Leid kommt nicht von außen!
Ist nicht Gottes Friede hier?
Nicht der Himmel über dir?

Nicht nach außen steht mein Sinn;
Mich verlangt, in treuem Bunde
Auszutauschen den Gewinn,
Wenn erbaut auf heil'gem Grunde
Brüder zu einander stehn,
Einen Weg des Heiles gehn.

Einer Seele möcht' ich weihn
Was die Gnade mir vertrauet;
Möcht' ihr geben hellen Schein,
Wenn auf dunkeln Pfad sie schauet, —
Auch der Freuden, die vergehn,
Ew'gen Widerschein zu sehn.

Eine Seele sollte leihn
Ihr Verständniß meinem Ringen;
Mir ein Kampfgenosse sein:
Erst das eigne Herz bezwingen,
D'rin die Flammen angefacht,
Leben an das Licht gebracht.

Löse mich von dieser Welt,
Der du lösen kannst und binden;
Binde was zu dir sich hält,
Laß sich hier die Jünger finden:
Laß uns, die wir dir uns weihn,
Ewig dort gebunden sein.

---

5. Deutsches Lied.

Dir dank ich, daß du mir gegeben
Zum Vaterland das deutsche Land
Und mir des deutschen Volkes Leben
Zu meinem Erbtheil zuerkannt;
So laß denn, Herr, in mir gedeihen,
Was du zur Pflege mir vertraust;
Zu einem Stein des Tempels weihen,
Den du in deutschen Herzen baust.

Die unsre Väter treu geheget
Vor dir, die heilig=fromme Scheu;
Die sie im Leben fromm gepfleget,
Des Geistes Zucht, im Geiste frei:
Die Furcht vor dir laß uns bewahren,
Den heil'gen Schauer uns durchwehn,
Des Geistes Wehen offenbaren:
Laß deutsche Frömmigkeit bestehn.

Wie du bei uns, wir bei dir bleiben,
Bist du der Lieb' und Treue Hort:
Wir lassen uns die Liebe treiben,
Dein Wort besiegle unser Wort.
Es gilt der Sinn auch ungesprochen,
Vom Herzen soll's zum Herzen gehn,
Nie werd' ein deutsches Wort gebrochen:
Gott, deutsche Treue laß bestehn.

So werden wir auch treu erhalten
Was unsre Väter aufgebaut,
Mit Ernst und Kraft das Werk verwalten,
Das unsrer Hand ist anvertraut,
Den Baum auf Hoffnung sorgsam pflegen,
Deß Früchte einst die Enkel sehn:
Gieb unsrer Arbeit deinen Segen,
Laß deutschen Fleiß, o Herr bestehn.

Gieb reichen Segen, wenn wir bauen
Des Geistes blüthenreich Gefild,
Und laß in ihn versenkt uns schauen
Wie in uns wohnt dein heilig Bild:

Die ewige Natur erkennen,
Ob ihre Werke auch vergehn;
Erkennend deinen Namen nennen:
Laß deutsche Wissenschaft bestehn.

Wenn deutscher Sinn sie alle treibet
Trägt lauter Brüder dieses Land;
Nichts trennt mehr Deutschlands Gau'n: es bleibet
Der Eintracht schwer errung'nes Band.
Der Deutsche soll zum Deutschen halten
Und Zwietracht soll bei Seite gehn:
Laß unter uns, Herr, Frieden walten,
Der Brüder Einigkeit bestehn.

Nie soll die Zuversicht erkalten,
Und jeder sei des Andern werth;
Die Fürsten sollen kräftig schalten,
Frei sei das Volk, das Recht geehrt:
Laß ferne sein selbstsücht'ge Triebe,
Den Fürsten mit dem Volke gehn.
In starker Obhut, freier Liebe
Ein unauflöslich Band bestehn.

Der deutschen Zunge Völker alle
Verknüpf' ein unauflöslich Band;
Weithin geehrt der Name halle,
Stark stehe da das deutsche Land.
Nichts Fremdes eigne seinen Söhnen,
Was unächt, soll wie Spreu verwehn:
Laß rein zur fernen Zukunft tönen,
Den deutschen Namen laß bestehn.

So möge Deutschland grünen, blühen
Vor deinem Angesichte, Herr:
Es mögen seine Berge glühen
In deines Lichtes Strahlenmeer,
Es mögen alle Thale triefen
Von deines Segens Ueberfluß;
Doch seine Völker ernst sich prüfen,
Die Zeit und deines Rathes Schluß.

F. Piper.

II. Vermischte Aufsätze.

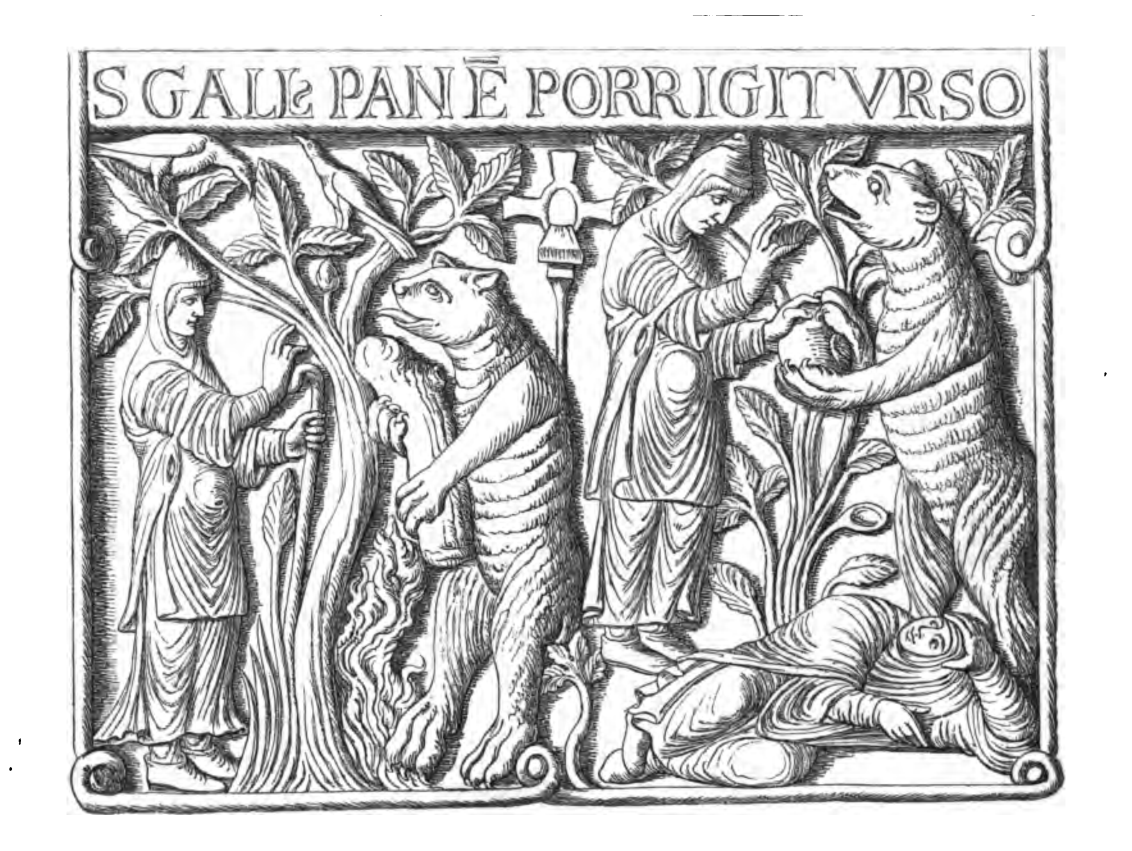
1. Die Herrschaft des Menschen über die Thiere.

(Nebst einer Abbildung.)

In dem Segen, den Gott auf das erste Menschenpaar gleich nach seiner Erschaffung gelegt, ist auch der Beruf ausgesprochen, daß sie herrschen sollen über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet (1 Mos. 1, 28.). Und dies wird ausdrücklich wiederholt in dem neuen Segen, den das Menschengeschlecht nach der Sündfluth in der Person des Noah und seiner Söhne empfing (1 Mos. 9, 2.).

Begründet ist dieser Beruf, worauf auch der Zusammenhang der ersten Stelle hindeutet, in der Ebenbildlichkeit des Menschen. Da er nach dem Bilde Gottes geschaffen worden, so ist auch göttliche Machtvollkommenheit auf ihn übergegangen in Beziehung auf die Natur. Und dazu gehört es, daß die Thiere in seine Hände gegeben sind, daß von ihm Furcht und Schrecken über sie ausgeht.

Das zeigt sich selbst bei dem natürlichen Menschen: nicht allein in der Fügsamkeit, welche die Thiere, die auf den Dienst des Menschen angewiesen sind, ihm beweisen; sondern auch darin, daß nicht selten ungezähmte Thiere gegenüber einem festen und furchtlosen Willen ihre Wildheit verleugnen, wenigstens dem unbewehrten Menschen nichts anzuhaben wagen: womit sie bezeugen, wie dem Geist die Natur unterworfen ist. Es muß in höherem Grade gelten nach der Wiederherstellung des Ebenbildes bei dem Menschen, dessen Kräfte und Sinne in Gott gesammelt und geläutert sind: unzweifelhaft giebt dem wiedergeborenen Menschen der stete verborgene Umgang mit Gott eine Weihe und Ausrüstung, die nicht bloß unter Menschen empfunden wird, sondern vor der auch unter Umständen die unvernünftige Creatur sich beugen mag.


S GALLꝰ PANĒ PORRIGIT VRSO


DIVINITY SCHOOL
LIBRARY
HARVARD UNIVERSITY

Zu dieser Einwirkung, die dem Wesen und der ursprünglichen Bestimmung des Menschen entspricht, kommt aber noch besondere göttliche Veranstaltung, da es sich von selbst versteht, daß wenn Er Winde zu seinen Boten und Feuerflammen zu seinen Dienern macht (Ps. 104, 4.), er auch mit den Thieren nach den Zwecken schaltet, die er unter den Menschen, insbesondere im Bunde mit seinen Auserwählten sich vorgesetzt hat. Dies beweiset sich im Alten Testament an dem Raben, von dem nach Gottes Gebot Elias in der Theurung gespeiset (1 Kön. 17, 4.), und an den Löwen, unter denen Daniel in der Grube am Leben erhalten wurde, da, wie er sagt, Gott seinen Engel sandte, der den Löwen den Rachen zugehalten, daß sie ihm kein Leid gethan (Dan. 6, 22.). Ebenso im Neuen Bunde zeigt der Erlöser selbst sowohl wie die Thiere ihm dienen müssen in der Segnung des Fischzugs, den er einigemal seinen Jüngern aufgiebt, zu Anfang wie zu Ende seines öffentlichen Wirkens (Luc. 5, 4. Joh. 21, 6.), insbesondere bei der Weisung an den Petrus, aus dem Munde des Fisches, den er fangen soll, den Stater zur Zahlung des Zinsgroschens zu nehmen (Matth. 17, 27.). Aber auch über die feindliche Creatur giebt er bei seinem Abschied die Verheißung, daß die Gläubigen Schlangen vertreiben würden (Marc. 16, 18.), wie er zuvor den 70 Jüngern bei ihrer Aussendung die Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen und über alle Gewalt des Feindes (Luc. 10, 19. mit den Worten des Ps. 91, 13.). Das sind die beiden Seiten der Herrschaft des Menschen im Verhältniß zu den Thieren, die fortan *in der Kirche* hervortreten: einestheils daß sie ihm unterthan sind, anderntheils daß ihre feindliche Gewalt ihm nicht zu schaden vermag. Denn wenn auch im Munde des Herrn das Vertreiben der Schlangen oder das Treten auf dieselben bildlich gemeint ist; so ist es doch auch ganz eigentlich in Erfüllung gegangen: wie gleich das Beispiel des Apostels Paulus beweiset, dem zu Melite eine Otter an die Hand fuhr, die er in's Feuer schleuderte, ohne daß ihm Uebels widerfahren (Apostel-Gesch. 28, 3—6.).

Dies wollen wir uns vergegenwärtigen an einigen Zügen aus den Kirchen des Morgenlandes wie des Abendlandes, die aus den ersten Quellen geschöpft sind: wobei wir uns bescheiden, daß schon frühzeitig, und noch mehr in späterer Zeit Geschichtliches und Sagenhaftes sich mischt und beides sich schwer aus einander halten läßt.

1. Aus dem Morgenlande.

Wie dem Daniel in der Löwengrube, so ist es zuweilen in der ersten Christenheit auch den Märtyrern ergangen, welche den wilden Thieren vorgeworfen wurden: schon Ignatius erwähnt, daß diese furchtsam einige nicht berührt hätten [1]); und in der Verfolgung zu Lyon im J. 177 geschah es der Blandina, die an einen Pfahl gebunden und denselben ausgesetzt war, daß sie von keinem Thier berührt und so vorerst in den Kerker zurückgebracht wurde. [2]) — Wenn man solches nicht einem Zufall, gleichsam einer Laune der wilden Thiere beimessen mag, so zeigt sich darin wenigstens eine Scheu derselben, den Menschen anzugreifen.

Demnächst bietet die Geschichte der Einsiedler manche Züge der Dienstbarkeit, in welche die Thiere zu ihnen getreten. Dies kann nicht überraschen, da der Sinn für die Natur, der in dieser Zurückgezogenheit von den Menschen sich entwickelt, das Verständniß auch für die Gewohnheiten und Neigungen der Thierwelt erschließt, und die Theilnahme und Sorge für dieselben, welche kein Gelübde ihnen verwehrte, zumal in der Gleichmäßigkeit und Ausdauer, die ihnen zu Gebote stand, nicht unbelohnt bleibt. Freilich ist bei der großen Verehrung, welche dieser Stand alsbald auf sich zog, die fromme Dichtung geschäftig gewesen, das Leben der Einsiedler und Mönche auszuschmücken: wobei auch die Thierfabel nicht leer ausgegangen ist.

Gleich von dem ersten Einsiedler, dem Paulus zu Ende des 3. Jahrhunderts wird erzählt, daß ein Rabe sechzig Jahre lang täglich ein halbes Brot ihm gebracht habe; als aber kurz vor seinem Tode Antonius zu ihm kam, habe derselbe ein ganzes gebracht für beide. [3]) Das erinnert an das Vorbild des Elias und soll dasselbe um vieles übertreffen. — Als nun Paulus gestorben war (im J. 340) und Antonius nicht hatte, für ihn eine Grube zu graben; kamen, wie es weiter heißt [4]), zwei Löwen aus der innern Wüste, legten sich zu den Füßen der Leiche und stießen Klagetöne aus. Darauf wühlten sie die Erde mit den Füßen auf

---

1) Ignat. Epist. ad Rom. c. 5. Es ist darin nicht grade etwas wunderbares zu erblicken; wie Hilgenfeld anzunehmen scheint, Apost. Väter S. 201.

2) Eccles. Vienn. et Lugd. Epist. c. 11. Routh Rel. sacr. I. p. 283.

3) Hieronym. Vit. Pauli c. 10. Opp. ed. Vallars. T. II p. 9.

4) Ebendas. c. 16. p. 11 sq.

und machten eine Hölung nur für Einen Menschen. Und sofort, gleichsam den Lohn der Arbeit fordernd, gingen sie mit gesenktem Nacken zum Antonius seine Hände und Füße leckend. Der verstand, daß sie seinen Segen verlangten. Also mit Lobpreisung Christi, daß auch stumme Thiere auf Gott merkten, segnete er sie mit dem Wort: „Herr, ohne dessen Wink kein Blatt vom Baum sinkt, noch ein Sperling zur Erde fällt, gieb ihnen wie du weißt." Und mit der Hand winkend gebot er ihnen abzugehn. Worauf er die Leiche begrub.

Aehnlich soll es mit dem Begräbniß der Maria Aegyptiaca, die im 5. Jahrhundert lebte, ergangen sein. Zosimas, der als Leiche sie fand, hatte sich vergebens bemüht, eine Grube zu machen. Da stellte sich ein großer Löwe ein, dem er gebot mit seinen Klauen dies auszuführen. Das geschah; der Mönch bestattete den Leichnam im Beisein des Löwen, worauf dieser in die Wüste zurückkehrte. So meldet es die Biographie dieser Heiligen. [1])

Einem Abte Paulus in der Thebais wird nachgesagt, er habe mit den Händen Schlangen ergriffen und sie mitten zerspalten; auf Befragen der Brüder aber, wie er solche Gabe erworben, die Erklärung gegeben: „wenn jemand Reinheit erlangt hat, unterwirft sich ihm alles, wie dem Adam im Paradiese, bevor er das Gebot übertreten." [2])

Aber nicht bloß einzelne Züge, sondern auch ein ganzes Lebensbild hat die Mönchsgeschichte aufzuweisen von einem gezähmten Löwen, der an den Löwen des Androclus [3]) erinnert, — eine Geschichte, die sogar zweimal sich begeben haben soll. Ursprünglich betrifft es den Abt Gerasimus, der in der Einöde am Jordan ein Kloster errichtet hatte und im J. 475 gestorben ist. [4]) Eines Tages am Ufer des Jordan wandelnd, wie in der „Geistlichen

---

1) *Vita Mariae Aegypt.* §. 39. griech. in den *Act. Sanct.* Ap T. I. App. p. XX. latein. ebendas. p. 83.

2) *Apophthegmata patrum* p. 651. in Coteler. Eccles. Gr. Monum. T. I. Ebendaselbst p. 506. wird von den Abt Johannes, einem Schüler des Abtes Paulus erzählt: er habe von einer Gräberstätte etwas holen sollen und da er wegen einer sich dort aufhaltenden Hyäne Bedenken geäußert, von dem Greise im Scherz die Weisung empfangen, sie zu binden und herzubringen. Das habe er wörtlich ausgeführt; worauf der Greis, über den Erfolg verwundert, um ihn zu demüthigen, ihn geschlagen und verspottet und die Hyäne habe gehen lassen.

3) Gellius Noct. Att. V, 14. Aelian. Hist. anim. VII, 48.

4) Nach der *Vita Euthymii* c. 93. in Coteler. Eccles. Gr. Monum. T. II. p. 278.

Wiese" erzählt wird,[1]) begegnete er einem heftig brüllenden Löwen mit einem aufgehobenen Fuß, der von einem Dorn geschwollen und voll Eiter war. Als der Löwe den Greis erblickt, zeigte er ihm den verwundeten Fuß, gleichsam um Heilung bittend. Dieser zog den Dorn heraus, reinigte und verband die Wunde und ließ den Löwen gehen. Der aber, da er sich geheilt sah, wollte dankbar jenen nicht verlassen. Und seitdem ernährte ihn der Greis, der ihm auch die Sorge übertrug, einen Esel, den das Kloster zum Wassertragen hielt, auf der Weide zu hüten. Als aber eines Tages der Löwe bei diesem Geschäft sich etwas entfernt hatte, fand ein Kameeltreiber den Esel und nahm ihn mit sich fort. Niedergeschlagen über den Verlust, kehrte der Löwe zu seinem Abte heim, welcher glaubte, daß er den Esel gefressen habe: also gebot er ihm von nun an zu thun was jenem obgelegen und Wasser in's Kloster zu tragen. Nicht lange, nachdem inzwischen der Löwe von diesem Dienst befreit worden durch das Mitleid eines Fremden, kam jener Kameeltreiber mit dem Esel, Getraide zur heil. Stadt zu bringen, und begegnete dem Löwen, bei dessen Anblick er die Flucht ergriff. Der Löwe aber brachte den Esel sammt den drei Kameelen freudig und brüllend zum Abt, der nun den wahren Hergang einsah. So war der Löwe mehr als fünf Jahre im Kloster mit den Brüdern und wich nicht von dem Greise. Er war aber grade nicht daheim, als der Abt starb und begraben wurde. Bald darauf zurückgekehrt in's Kloster und seinen Greis suchend, wollte er durch den neuen Abt und die Brüder auf keine Weise sich beruhigen lassen, nahm keine Nahrung zu sich, wandte sich hin und her und stieß heftiges Gebrüll aus. Bis endlich der Abt ihn zu dem Grabe des Gerasimus führte, wo der Löwe alsbald starb. — Alles dies ist geschehn, fügt der Verfasser hinzu, nicht als wäre dem Löwen eine vernünftige Seele beizumessen, sondern weil Gott, die ihn verherrlichen, verherrlichen wollte nicht allein in diesem Leben, sondern auch nach dem Tode, und uns zeigen, welche Unterwerfung unter den Menschen zuerst die Thiere gehabt bevor er dem Gebot ungehorsam und aus dem Paradies vertrieben wurde.

Ganz dieselbe Geschichte, abgesehn von dem Schluß, wird von dem großen Kirchenlehrer Hieronymus († 420) erzählt aus

---

1) Joann. Moschus Prat. spirit. c. 107. griech. in der Bibl. vet. patr. Par. 1624. T. II. p. 1101. latein. auch in Rosweyd. De vitis patr. Lib. X. p. 893.

der Zeit, da er zu Bethlehem ein mönchisches Leben führte. Doch kommt dies erst in jüngern Lebensbeschreibungen vor [1]); die ältesten und sichersten Quellen wissen nichts davon. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie (vermuthlich durch eine Verwechselung des Namens) von dem Gerasimus auf den Hieronymus übertragen ist. Doch ist sie in dieser Uebertragung gern geglaubt und nicht allein weiter erzählt worden [2]), sondern auch für die künstlerische Darstellung verwendet. Zuweilen selbst in ausführlicher Schilderung: so enthält ein gemaltes Glasfenster in der Marienkirche zu Lübeck aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich von Francesco di Domenico Livi, drei Scenen derselben [3]): wie Hieronymus dem Löwen den Dorn aus dem Fuß zieht; wie, während der Löwe schläft, der Esel, den er hüten sollte, von vorüberziehenden Kaufleuten geraubt wird und, wie der Löwe die erschreckten Kaufleute mit ihren Kameelen und den Esel in's Kloster zum Hieronymus gebracht hat, vor dem einer derselben Abbitte thut. Auch ein Gemälde mit Darstellung des Hieronymus in der Wüste von Andrea Solario aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der K. Gallerie zu Berlin (Nr. 116.) zeigt im Hintergrund, wie der Löwe die Karavane, welche den Esel des Klosters geraubt hatte, herbei treibt. Hauptsächlich aber ist aus diesem Vorgang der Löwe entlehnt, der allgemein in Abbildungen dem Hieronymus als Kennzeichen beigegeben ist. Und dies Zeichen hat man nicht mehr ändern mögen, auch nachdem jene Verwechselung erkannt ist; man begnügt sich also, den Löwen des Hieronymus allegorisch zu erklären. [4])

2. Im Abendlande.

Wenn nun auch dem Hieronymus selbst nichts der Art begegnet ist, so ist doch durch ihn die Kunde solcher Ereignisse im Abendlande verbreitet worden, die er, wie vorhin bemerkt, in seiner Lebensgeschichte des ersten Einsiedlers Paulus gegeben. Auch sein Zeitgenosse, der gallische Presbyter Sulpicius Severus weiß man-

---

1) *Vita Hieronym.* Opp. ed. Vallars. Vol. XI. p. 260 sq.

2) Die Erzählung ist aufgenommen in die Legenda aurea c. 146. p. 655 sq. ed. Grässe.

3) Abgebildet bei Milde und Deecke Denkmäler bildender Kunst in Lübeck H. II. Taf. 1. b. und die erste Scene größer und in Farbendruck Taf. III. d.

4) Baron. Annal. a. 420. n. XLIX. Stilting in den *Act. Sanct.* Sept. T. VIII. p. 662. b.

ches der Art von den Einsiedlern, welche er in Aegypten besucht hatte, zu erzählen: von einem Löwen so wie von einer Wölfin, die von Einsiedlern ihre Nahrung empfangen [1]) und anderes, das der Wundersucht dieser Zeit angehört.

Es konnte aber nicht fehlen, daß im Abendlande zumal aus dem Mönchsthum heraus ähnliche Erfahrungen gemacht oder wenigstens erzählt wurden. Gleich von dem Stifter des abendländlichen Mönchsthums, dem Benedictus erfährt man [2]), daß ein Rabe aus dem nahen Walde zur Essenszeit zu kommen pflegte und Brodt aus seiner Hand empfing. Als aber der Presbyter Florentius aus Neid ihm ein vergiftetes Brodt geschickt, habe Benedictus, dem dies nicht verborgen blieb, dem Raben geheißen, das Brodt zu nehmen und an einen Ort zu werfen, wo es von keinem Menschen gefunden werden könne. Doch erst nach längerm Zögern und wiederholter Aufforderung habe der Rabe es ausgeführt, worauf er seine gewohnte Nahrung empfangen.

Weiter knüpft sich zumal an neue Ansiedlungen, womit die Cultur des Landes sich verband, die Sage, daß durch die Urheber derselben wilde Thiere von dort verwiesen seien. Dahin gehört auch ein Zug aus dem Leben des Vedastus, Bischofs von Arras in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts († um 540). Er fand an seinem Bischofssitze eine seit der Zerstörung durch Attila in Ruinen liegende Kirche, die mit Dornsträuchern besetzt und ein Lager wilder Thiere war. Namentlich daselbst einen Bären, den er in die Einöde und die Wälder verwies mit dem Gebot, den Fluß nicht wieder zu überschreiten. Er habe sich, sagt die ältere Biographie [3]), auch nicht wieder dort sehen lassen. Und Alcuin in seiner Ueberarbeitung [4]) fügt einen Ausruf hinzu über die wunderbare Macht des allmächtigen Gottes in seinen Heiligen, denen die wildesten Thiere zu gehorchen wissen. [5])

Vornehmlich ist die Stiftungsgeschichte von St. Gallen mit Scenen dieser Art ausgestattet, wovon wir Kunde haben schon in der ältesten Lebensbeschreibung des heil. Gallus, die freilich mehr als 100 Jahre nach seinem Tode um die Mitte des 8. Jahrhunderts abgefaßt ist. Die Celle, aus welcher dieses Kloster hervor-

1) Sulpit. Sever. Dial. II. c. 13. 14.
2) S. Gregor. Magn. Dial. Lib. II. c. 8.
3) *Vita brevior Vedasti* c. 6. Act. Sanct. Febr. T. I. p. 793. c.
4) *Vita Vedasti ab Alcuino emendata* c. 3. Ebendas. p. 797. f.
5) Auch Jacob. a Vorag. Legend. aur. c. 40. p. 174. erwähnt diese Geschichte, nennt aber statt des Bären einen Wolf.

gegangen, gründete Gallus um das Jahr 614 in einer wüsten Gegend an der Steinach, wo Bären und Heerden von Wölfen und Schweinen hausten. Vor diesen gewarnt durch seinen einheimischen Gefährten, den Diaconus Hiltibodus, erwiederte er: „Wenn Gott für uns, wer ist wider uns? Der den Daniel aus der Löwengrube befreit hat, ist auch mächtig, aus der Hand der wilden Thiere mich zu befreien“ [1]). Auch soll es wunderbar sich begeben haben, daß die Schlangen, von denen der Ort wimmelte, seit dem Tage, daß er für die Celle auserſehen war, sich nicht mehr sehen ließen. [2]) Zuvor wird ausführlicher folgende Geschichte von einem Bären mitgetheilt. [3]) Eines Abends nachdem sie ihr Mahl gehalten, betete Gallus vor dem aufgerichteten Kreuz, während sein Gefährte sich verborgen hielt. Inzwischen kam ein Bär von dem Berge herab und nahm von den Ueberbleibseln. Auf das Gebot des Gallus, Holz zu holen und in's Feuer zu werfen, that er sofort wie ihm geheißen; worauf der Mann Gottes zum Lohn seiner Arbeit ihm Brodt gab, doch mit der Weisung im Namen Christi, aus diesem Thal zu weichen; Berge und Höhen möchten ihm gehören, hier aber solle er weder Thier noch Menschen etwas zu Leide thun. Als der Gefährte des Gallus das gesehn, stand er auf, warf sich auf die Kniee und sprach: jetzt weiß ich, daß der Herr mit dir ist, weil auch die Thiere der Wüste dir gehorchen. — Diese Erzählung ist in St. Gallen mit Vorliebe gehegt worden, wie eine plastische Darstellung derselben beweiset auf einem elfenbeinernen Diptychon in der Stiftsbibliothek von St. Gallen, dessen Anfertigung dem Tutilo zu Ende des 9. Jahrhunderts beigemessen wird. [4]) Die eine Tafel stellt Christum in der Herrlichkeit dar (wovon eine Abbildung bei meiner Schrift über den christlichen Bilderkreis sich findet, s. daselbst S. 37.). Die andere in der obern Abtheilung die Auffahrt der Maria; während die Legende von dem Bären die untere Abtheilung einnimmt, wovon eine Abbildung hier beiliegt. Unter der Aufschrift S. GALLUS PANEM PORRIGIT URSO (Sanct Gallus giebt dem Bären Brodt) sieht man in der Mitte das Kreuz mit den Reliquien,

1) *Vita Galli* bei Pertz. Mon. German. Script. T. II. p. 8.
2) Ebendas. p. 10.
3) Ebendas. p. 9.
4) Ein Gypsabguß dieses sehr interessanten Bildwerks befindet sich im christlichen Museum der hiesigen Univ., welches denselben der gefälligen Vermittelung des Herrn Präsidenten Gmür als Bibliothekars der Stiftsbibliothek verdankt.

welches zuerst für eine jede Stiftung dieser Art errichtet wurde, also hier den geweihten Ort für die Celle des Gallus bezeichnet: zur Linken erscheint er selbst mit dem Hirtenstab in der Linken und mit erhobener Rechten (wie er dem Bären das Gebot gegeben hatte) und daneben der Bär ein mächtiges Stück Holz heranbringend, welches er in das Feuer werfen wird, das vor ihm auflodert; zur Rechten noch einmal Gallus mit erhobener Rechten, der dem Bären Brodt giebt, welches dieser mit den Vorderpfoten hält. Die liegende Figur ist der Diaconus Hiltibodus, der ein verborgener Zeuge des ganzen Vorgangs ist. Offenbar hat die Lebensbeschreibung des Gallus dem Künstler den Stoff wörtlich an die Hand gegeben.

Der h. Gallus stammt aus Irland und hatte in dem schottischen Kloster Bangor seine Bildung empfangen: von dort ohne Zweifel hat er den Sinn für solche Ereignisse mitgebracht und auf seine Stiftung verpflanzt. Denn in jenen Ländern sind diese Thiergeschichten recht zu Hause, dergleichen grade von mehreren Aebten aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, also aus der nächsten Generation vor Gallus erzählt werden. So heißt es von dem Aidan oder Maedoc Bischof von Ferna (unweit Wexford) in Schottland, als er auf einer Reise war, daß ein hungriger Wolf zutraulich zu ihm gekommen, dem er gab, was er hatte, ein Brodt und etwas Fisch [1]). Und von dem Mochua oder Cuanus, Abt von Legsia in Irland, als ein Pferd vor dem Wagen des Fintanus den Fuß gebrochen, habe er vom nahen Berge einen Hirsch kommen lassen, der dessen Stelle einnahm [2]). Noch manches andere abentheuerlichere wird in solcher Art von diesem Heiligen gemeldet. Es scheint fast, daß Erinnerungen der heidnischen Vorzeit in diese Thierfabel hineinspielen [3]). Dagegen tritt der biblische Grundgedanke hervor in einer Erzählung von Kentigern Bischof von Glasgow in Schottland aus derselben Zeit [4]). Als einst beim Betrieb des Ackerbaus die Ochsen ihm fehlten, rief er im Namen des Herrn Hirsche aus dem Walde, statt der Ochsen das Land zu pflügen. Folgsam und gezähmt zogen sie den Pflug, und nachdem sie geweidet, kehrten sie zur gewohnten

1) *Vita Aidani* c. 4. §. 25. Act. Sanct. Januar. T. II. p. 1115.

2) *Vita Mochuae* c. 3. §. 7. Act. Sanct. Januar. T. I. p. 46.

3) Worauf aufmerksam gemacht ist von Wolf in seiner Zeitschr. für deutsche Mythol. I. S. 215. 213 f. und über Kentigern S. 218 f.

4) *Vita Kentigerni* c. 4. §. 20. Act. Sanct. Januar. T. I. p. 818.

Arbeit zurück. Endlich geschah es, daß einen von der Arbeit ermüdeten Hirsch der Wolf packte, ihn würgte und an seinem Fleisch sich sättigte. Als Kentigern das gehört, gebot er, daß der Wolf, der ihn geschädigt, unverzüglich komme, um es gut zu machen. Der kam und stürzte heulend zu seinen Füßen; worauf er ihm hieß, anstatt des Hirsches was noch übrig war zu pflügen. Nachdem derselbe mit einem Hirsch vor den Pflug gespannt, solches ausgeführt, durfte er frei abziehen. Als Viele, heißt es weiter, zu dem Schauspiel zusammenkamen, sagte der Heilige: „Was wundert ihr euch bei diesem Anblick? Glaubt mir, bevor der Mensch seinem Schöpfer ungehorsam geworden, waren nicht bloß die Thiere, sondern auch die Elemente ihm gehorsam. Jetzt aber wegen dieser Uebertretung ist alles zur Feindschaft gewendet: der Löwe zerreißt, der Wolf verschlingt, die Schlange sticht, das Wasser versenkt, das Feuer brennt ... und das Uebel zu häufen, wüthet der Mensch nicht allein gegen den Menschen, sondern in sich sündigend gegen sich selbst. Aber weil viele Heilige in wahrer Unschuld und reinem Gehorsam vor Gott vollkommen erfunden sind, erlangen sie gleichsam ein altes Recht und eine natürliche Herrschaft von dem Herrn wieder, indem sie über Thiere und Elemente, Krankheit und Tod zu gebieten pflegen."

So bleibt doch dieser Gedanke (von dem wir ausgingen) stehen, auch wenn das Thatsächliche in diesen Geschichten auf das geringste Maaß zurückgeführt wird, — die Erinnerung an den Urzustand unseres Geschlechts und die ursprüngliche Bestimmung des Menschen. In dieser ist die Herrschaft über alle Creatur auf Erden schon von den ältesten Kirchenlehrern [1]) als das vorwaltende Zeichen hervorgehoben, indem sie dieselbe in den höhern Begriff aufnahmen, daß die Welt um des Menschen willen geschaffen sei. Später seit dem vierten Jahrhundert, als nach dem Aufhören der Verfolgung der Gedanke faßlich wurde, daß den Frommen das Erdreich gehören solle, ist selbst das **Bild Gottes** im Menschen (das man sonst mehrentheils in seiner vernünftigen Natur erkannte) in seine Herrscherwürde und Machtvollkommenheit gesetzt: daß wie Gott über alles Geschaffene, so der Mensch über das auf Erden herrscht. So spricht sich zuerst **Diodorus** Bischof von Tarsus aus [2]); und eben so erklären sich die beiden

---

1) **Hermae** Pastor. Lib. II. Mand. 12. c. 4. **Justin.** M. Apol. II. c. 5.

2) Bei **Theodoret.** In Genes. quaest. 20. T. I. p. 29. ed. Schulze.

großen Kirchenlehrer des Morgenlandes und des Abendlandes zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Jahrhunderts: Chrysostomus [1]), ein Schüler dieses Diodorus, und Augustinus. Jener erwähnt auch den Einspruch der Heiden, daß es nicht wahr sei: — worauf er zugesteht [2]), der Mensch sei aus der Herrschaft gefallen wegen seines Ungehorsams; doch nur die wilden Thiere habe Gott ihr entzogen, die ihm minder nöthig seien: die nützlichen aber habe Gott in der Dienstbarkeit gelassen. — Darnach kann es nicht befremden, wenn seit derselben Zeit, zumal aus einem Stande, der darauf angelegt war und sich vermaß, die ursprüngliche Gerechtigkeit darzustellen, auch die ursprüngliche Herrschaft über die Creaturen bezeugt wird. Wie viel auch von dem Erzählten Dichtung ist, so ist doch der Kern der Dichtung eine Glaubenswahrheit. Und diese umfaßt nicht bloß einen Rückblick auf den Ursprung, sondern auch eine Weissagung der Vollendung [3]): sowohl für den Menschen als für die Creatur, welche nach dem großen Wort des Apostels sich mit uns sehnet und auf die Offenbarung der Kinder Gottes wartet (Röm. 8, 19. 22).

F. Piper.

---

2. Gesichte und Träume

und deren Symbolik

vornehmlich aus der alten Kirche.

Unter den Erscheinungen des christlichen Lebens besonders im Zeitalter der Kirchenväter ist eine minder beachtete, die der Träume und Gesichte [4]), welche doch unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Nicht sowohl des Absonderlichen wegen, wodurch der Neugierde Stoff und Unterhaltung dargeboten wer-

---

1) Chrysostom. Hom. VIII. in Genes. c. 3. Opp. T. IV. p. 61. b.

2) Id. Hom. IX. in Genes. c. 3—5. p. 67 sqq.

3) Schon im Brief des sogen. Barnabas c. 6. wird der Ausspruch von der Herrschaft des Menschen über die Creaturen, die jetzt nicht zutreffe, für eine Verheißung erklärt, die sich erfüllen werde, wenn wir selbst vollendet sein werden, daß wir Erben des Testaments des Herrn sind.

4) In der Symbolik des Traums von Schubert so wie in dem betreffenden Abschnitt seiner Geschichte der Seele (§. 27.) ist kein Beispiel aus dem christlichen Alterthum aufgenommen.

den möchte. Sondern einestheils, weil diese Erscheinungen in den verborgenen Grund des Seelenlebens einführen und dessen Geheimnisse ahnden lassen; anderntheils weil sie über das menschliche Dasein hinausführen und von der Berührung der Seele mit der übersinnlichen Welt Zeugniß geben. Zu diesem bedeutsamen Inhalt kommt die eigenthümliche Form, die mehrentheils jenen Erscheinungen zusteht: eine Bildersprache, die sinnvoll, zuweilen räthselhaft ist und dadurch die Betrachtung fesselt, überdies nach Dichter-Art entweder mittelst der Naturerscheinung in das Gebiet des Geistes hineinleuchtet oder auch die Gedanken zu Gestalten und ihren Austausch zu dramatischer Scenerie erhebt.

Alles dies ist auch dem heidnischen Weltalter nicht fremd. Auf der Stufe der Offenbarung aber trifft Göttliches und Menschliches hier zusammen; obwohl es auch hier an der Isolirung des letztern und dessen Trübung nach der ungöttlichen Seite hin nicht fehlt. Den Maaßstab dafür giebt die heilige Schrift beider Testamente; wir bleiben aber bei dem Neuen Testament stehen.

Die göttliche Einwirkung durch Träume erscheint in der Kindheitsgeschichte Jesu, wo Joseph durch den Engel des Herrn im Traum Befehl empfängt, zuerst Maria sein Gemahl zu sich zu nehmen, sodann mit dem Kinde und seiner Mutter vor den Nachstellungen des Herodes nach Aegypten zu fliehen, so wie nach dessen Tode wieder zurückzukehren; auch die Weisen aus dem Morgenlande erhalten im Traum von Gott die Weisung nicht wieder zu Herodes zu lenken. Hingegen die bloß menschliche Seite zeigt sich in der Leidensgeschichte Jesu bei dem Weibe des Pilatus, das in der Nacht vor dessen Verurtheilung im Traume seinetwegen viel erlitten hatte (Matth. 27, 19) und darum abmahnend zu Pilatus schickte. Dies erklärt sich vollkommen aus natürlichen Motiven: aus dem Eindruck, den sie von „diesem Gerechten" empfangen hatte und der Sorge um eine ungerechte Verurtheilung, zu der ihr Gemahl sich drängen lassen möchte, da sie, auch ohne Kunde von der Gefangennehmung dieser Nacht, von dem Haß der Pharisäer und Aeltesten gegen Jesum ein solches Vorschreiten erwarten konnte [1]).

---

1) Befremdlich ist der Versuch, diesen Traum aus einer Einwirkung des Teufels abzuleiten, der dadurch habe den Tod Jesu hindern und die Erlösung rückgängig machen wollen, schon im Evang. Nicodem. c. 2. p. 523. ed. Thilo. S. auch Ignat. adscr. ep. ad Philipp. c. 4. T. II. p. 115. ed. Cot.-Cler. (Beda) Comm. in Matth. 27, 19. Opp. ed. Col. T. V. p. 83.

Im Leben Jesu selbst ist von Träumen und Gesichten keine Spur weder in rein menschlicher Beziehung, noch weniger als einer Offenbarungsform; sie dürfen auch nicht bei ihm gesucht werden: sein Wissen um den ewigen Rathschluß des Vaters, der unmittelbare Umgang, ja vielmehr die Wesenseinheit mit ihm steht über vereinzelten Kundgebungen, wie sie an Propheten und andere auserwählte Rüstzeuge des Offenbarungskreises in solcher Form ergehen mochten. Wenn neben dem Erlöser auf dem Berge Moses und Elias erschienen, so war das so wenig für ihn als für die begleitenden Jünger ein Gesicht oder ein Traum, sondern eine Thatsache, in welcher das überirdische Reich in die irdische Heilsgeschichte hineinragt und in ihr durchscheint. Und wenn Er die Anerkennung seiner messianischen Würde bei der ersten Begegnung dem Nathanael abnöthigt durch die Erinnerung, daß er ihn unter dem Feigenbaum gesehen habe (Joh. 1, 48), so wird dadurch auch nicht ein visionäres Sehen ausgedrückt, sondern ein übermenschliches Wissen, wahrscheinlich um einen innern Vorgang im Gemüth dieses Jüngers. Wohl aber bezieht sich Jesus im Gespräch mit demselben auf ein alttestamentliches Traumgesicht, das des Jacob von der Himmelsleiter, und bestätigt dessen Inhalt, indem er ihn evangelisch fortbildet durch die Verheißung: sie würden die Engel Gottes hinauf und hinabsteigen sehen auf des Menschen Sohn (Joh. 1, 51).

Auch ist die Berechtigung solcher Erscheinungen unter den Gläubigen gleich in der ersten Predigt des Petrus nach dem Pfingstwunder ausgesprochen, zu dessen Erklärung er sich auf die Weissagung Joels beruft, daß der Herr seinen Geist über alles Fleisch ausgießen wolle und die Söhne und Töchter seines Volks weissagen sollen: denn unmittelbar daran, nur als eine nähere Bestimmung, knüpft sich die Verheißung, daß dessen Jünglinge Gesichte sehen und dessen Aelteste Träume haben sollen (Apostelgesch. 2, 17. aus Joel 3, 1). Und eben dies ist an den drei größten Aposteln in Erfüllung gegangen. Zwar die Erscheinung Christi, welche die Bekehrung des Paulus entschied, gehört nicht dahin; denn der Apostel rechnet sie in gleicher Linie mit den andern ganz geschichtlichen Erscheinungen des Herrn nach seiner Auferstehung (1 Cor. 15, 8). Andrerseits wie ihm geschehen ist, als er bis in den dritten Himmel entzückt worden und unaussprechliche Dinge gehört hatte, läßt sich nicht einmal muthmaßen; wußte er doch selbst nicht, ob er in oder außer dem Leib gewesen (2 Cor. 12, 2—4). Aber kund gethan hat er das Gesicht, was ihm zu Troas bei

Nacht erschien: es war ein Mann aus Macedonien, der ihn bat dorthin zu kommen und ihnen zu helfen (Apostelgesch. 16, 9.), eine Ermahnung, die gleichartig erscheint der Abmahnung, die zuvor an ihn ergangen war von dem heiligen Geist, nicht durch Bithynien zu reisen. Auch sah er jene als einen Ruf des Herrn an, dem er alsobald Folge leistete (v. 10). — Desgleichen Petrus empfing eine Weisung für seinen Missionsberuf durch das Gesicht, das er eines Morgens zu Joppe hatte, als die Boten des heidnischen Hauptmanns Cornelius auf dem Wege zu ihm waren: ohne von ihnen zu wissen, sah er vom Himmel niederfahren ein Gefäß gleichwie ein großes leinenes Tuch an vier Zipfeln gebunden, worin allerlei Thiere und Gewürm und Vögel waren, und hörte eine Stimme, welche ihm hieß, zu schlachten und zu essen, und ihm seine Weigerung, weil es unrein sei, mit dem Wort verwies: was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein (Apostelgesch. 10, 10—16). Sehr merkwürdig ist in diesem Gesicht das Zusammensein von Natürlichem und Geoffenbartem: die Form, die Darbietung der Thiere zur Speise, schließt sich an den Zustand des Petrus, von dem es zuvor heißt, daß er hungrig ward und anbeißen wollte; der Sinn des Gesichts ging aber über seine damalige Erkenntniß hinaus, die von der Beschränkung des Evangeliums auf das jüdische Volk sich noch nicht abgelöst hatte. Er verstand ihn auch anfangs nicht; aber thatsächlich ward er ihm klar, als nun die Boten ihn angingen mit dem Verlangen des heidnischen Hauptmanns nach der Predigt des Evangeliums. Auch erkannte er darin einen göttlichen Ruf, wie er selbst dem Cornelius und dessen Freunden erklärt: Gott habe ihm gezeigt keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen (v. 28). — Der Apostel Johannes endlich ward gewürdigt, die Schicksale und Entwickelungsepochen der Kirche Gottes auf Erden bis zu ihrer Vollendung zu schauen in einer Folge von Gesichten, deren Inhalt in seiner Offenbarung niedergelegt ist.

Wie nun in den ersten Jahrhunderten die besonderen Gnadengaben der apostolischen Zeit noch fortdauern; so hat es auch an dieser Form prophetischer Erkenntniß nicht fehlen können. Wie empfänglich die erste Kirche dafür war, zeigt sich an dem Hirten des Hermas aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, der in Visionen und Gleichnissen hauptsächlich den damaligen Zustand der Kirche schildert und zur Buße ruft, jedoch auch zu demselben Zweck das Erlösungswerk bis zur Vollendung der Kirche vor Augen stellt, nehmlich in den Schilderungen, welche einmal den

Anbau eines Weinbergs und zweimal den Aufbau eines Thurmes umfassen. Diese Mittheilungen machen sich geltend als Offenbarung in wachem Zustande, einigemal im Traumgesicht; und zwar soll jene mehrentheils von einem Engel in Hirtentracht, ausnahmsweise auch von dem Sohne Gottes selbst kommen. Das ist nun zwar bloße Einkleidung; aber der Verfasser durfte doch darauf rechnen, mit seiner Bußpredigt dadurch Eingang zu finden: und wirklich haben noch ein Jahrhundert später große Kirchenlehrer, wie Clemens von Alexandrien und Origenes die Schrift für inspirirt gehalten, so einseitig und beschränkt auch der gesetzliche Standpunkt derselben ist.

Indessen riefen im Lauf des zweiten Jahrhunderts zwei ganz entgegengesetzte Richtungen, die aber in dem Interesse und der Pflege visionärer Offenbarung übereinkamen, eine Gegenwirkung hervor, wodurch dieser Begehrlichkeit eine heilsame Schranke gesetzt und die besonnene Entwickelung der Lehre und Disciplin, die eine Frucht geistiger Arbeit ist, nicht aber im Traum der Kirche beifallen sollte, gesichert wurde.

Die eine Richtung war die häretische Gnosis, in der sich bevorzugte Geistesmenschen einer höheren, über die Stufe des einfachen Glaubens hinausgehenden Erkenntniß vermaßen, vermöge ihrer Abstammung aus dieser Geisterwelt und der Berührung mit derselben durch Erscheinungen und Gesichte. So wird dem Magier Simon, als Repräsentanten dieser Gnosis, die Behauptung in den Mund gelegt: „die Vision, weil sie die Beglaubigung göttlicher Abkunft an sich habe, sei überzeugender als eine wörtliche Mittheilung und gebe mehr als die persönliche Gegenwart,“ in den Clementinischen Homilien [1]); wogegen Petrus daselbst den Empfang von Mittheilungen durch Visionen und Träume vielmehr für einen Beweis des göttlichen Zornes (nach 4 Mos. 12, 6.) oder für Einwirkung eines bösen Dämon erklärt [2]), und dagegen einestheils nur den historischen Unterricht in persönlichem Umgang, anderntheils die innere Offenbarung gelten läßt, deren Wesen es sei, ohne Unterricht, ohne Visionen und Träume etwas inne werden [3]).

Die andere Richtung war der Montanismus, der mit einer neuen Prophetie hervortrat und mit dem Anspruch zwar

1) Clement. Hom. XVII, 13.

2) Ebendas. c. 18. 14.

3) Vergl. Baur Gnosis S. 384. 394.

nicht eine höhere Erkenntniß aber eine strengere Sittenlehre aus Eingebung des heil. Geistes anzukündigen, wodurch erst die Satzungen des Evangeliums zur Vollendung geführt würden. Diese Begeisterung aber sollte in bewußtlosem Zustande erfolgen. Nach einem Bilde, welches schon Philo von dem Propheten gebraucht, er sei ein tönendes Instrument, welches von Gott unsichtbar geschlagen werde, läßt Montanus den heiligen Geist sprechen [1]): „siehe der Mensch ist wie eine Leyer und ich rühre ihn wie das Plectrum; der Mensch schläft und ich wache." Das bildet aber geradezu einen Streitpunkt zwischen den Montanisten und der allgemeinen Kirche [2]): die Annahme der Extase als des eigenthümlich prophetischen Zustandes wurde sowohl von gleichzeitigen als spätern Kirchenlehrern, namentlich den alexandrinischen Clemens und Origenes bekämpft.

Im Uebrigen geht durch die Zeit, nehmlich das ganze zweite Jahrhundert, auch in der allgemeinen Kirche eine prophetische Stimmung und Ausrüstung, welche geeignet war, den montanistischen Ansprüchen Eingang zu verschaffen [3]) und selbst von dorther weiter angeregt wurde. Hervorragende Kirchenlehrer dieser Zeit, wie Quadratus [4]) wahrscheinlich Bischof von Athen in der ersten Hälfte und Melito Bischof von Sardes [5]) in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts werden als Propheten geehrt.

Wie nun in Gesichten und Träumen göttlicher Wille oder menschliche Stimmung sich kund giebt, wollen wir im Einzelnen näher verfolgen, hauptsächlich für das Zeitalter der Kirchenväter bis zu Ende des sechsten Jahrhunderts; worauf nur mit einigen Andeutungen von dem Mittelalter und der Reformationszeit die Rede sein soll.

I. Im christlichen Alterthum.

a) In den drei ersten Jahrhunderten.

1. Noch jenseits des Christenthums, aber im Uebergang dazu finden wir eine merkwürdige Kunde von Visionen: in jenem Weltalter, in welchem das alte Heidenthum mit der neuen geoffenbarten Religion um den Vorrang, ja um die Existenz stritt.

1) Bei Epiphan. Hom. XLVIII, 4. Schwegler Montan S. 99.
2) Tertullian. Contr. Marc. Lib. IV. c. 22.
3) Vergl. Euseb. Hist. eccles. V, 3.
4) Euseb. Hist. eccles. III, 37.
5) Tertullian. bei Hieronym. De vir. ill. c. 24.

Natürlich übte der väterliche Irrthum immerhin eine Macht über die Gemüther, die überhaupt noch Religion in sich hegten; dagegen erhob sich die Macht der Wahrheit, für welche die Christen mit Leib und Leben einstanden. Sie mußte am nachdrücklichsten wirken, wo am wenigsten eine Wirkung beabsichtigt war: der Wandel derer, die hier wie Fremdlinge einhergingen mit der ewigen Heimath im Herzen — Ansassen werden die Christen in den ältesten Dokumenten der Kirche genannt [1]) —, die um unsichtbarer Güter willen freudig alles Irdische bis auf das Leben dahin gaben, mußte auffallen, ja räthselhaft erscheinen und zur Partheinahme für oder wider reizen: die Einen, die einen stillen Vorwurf gegen sich selbst darin erblickten und dessen um jeden Preis sich erwehrten, wurden zu Haß und Verfolgung gestimmt; die Andern, die aus dem Zeugniß eine Mahnung heraushörten und dieser sich nicht entzogen, wurden umgestimmt von Verwunderung zur Bewunderung und für das Christenthum gewonnen. Auf diese verborgene Arbeit des christlichen Zeugenthums an den Herzen der Heiden, die einen Zug dahin hatten, selbst ohne sich dessen bewußt zu sein, deuten die Gesichte, die so manche von ihnen zur Erkenntniß brachten und den Uebergang zum Christenthum entschieden. Das bezeugt Tertullian, der mit Berufung auf jene Stelle aus Joel solche Träume von Gott ableitet, deren Inhalt Offenbarung, Erbauung, Berufung sei, und hinzufügt, daß Tropfen dieser Gabe auch auf die Heiden fielen, wie denn fast die Mehrzahl der Menschen durch Visionen Gott kennen lernten [2]). Ebenso erklärt Origenes [3]): „Viele seien wie gegen ihren Willen zum Christenthum gekommen, indem ein gewisser Geist ihre Seelen plötzlich von dem Haß gegen den Logos sogar zur Todesfreudigkeit für ihn und zu Visionen brachte im Wachen oder im Traum.“ Ein Beispiel aber solchen Uebertritts giebt Arnobius zu Anfang des 4. Jahrhunderts. [4])

2. Unter den Christen selber finden wir zuvörderst in dem Zeitalter der Kämpfe und Verfolgungen eine Reihe von Beispielen, daß deren Bevorstehen im Ganzen, insbesondere das Märtyrerthum Einzelner durch Gesichte kund gegeben wurde; wo nicht immer zu unterscheiden ist, ob göttliche Erleuchtung oder menschliche

1) *Epist. ad Diognet.* c. 5. 6. Clement. Rom. Ep. I. ad Cor. c. 1.

2) Tertullian. De anim. c. 47.

3) Origen. Contr. Cels. I, 46. Vergl. Neander K.gesch. I, 1. S. 127.

4) In einem anderen Sinne heißt es von den Heiden, sie hätten auch nicht im Traum erkannt, was Gott ist, bei Athenagor. Legat. c. 13.

Vorahnung dazu geleitet hat. Das Vorzeichen dafür giebt selbst die apostolische Zeit: als Paulus auf seiner letzten Reise nach Jerusalem war, bezeugte der heil. Geist in allen Städten, daß Bande und Trübsal seiner dort warteten, wie er selbst in seiner Abschiedsrede zu Milet anzeigt (Apostelgesch. 20, 23. vergl. 21, 11.). Hiernächst geschah es dem Polycarp Bischof von Smyrna, als er vor der drohenden Verfolgung aufs Land sich zurückgezogen hatte, daß er drei Tage vor seiner Gefangennehmung im Gebet ein Gesicht hatte, nehmlich sein Kopfkissen in Flammen stehen sah; was er gleich dahin erklärte: er müsse lebendig verbrannt werden. [1]) Und so geschah es. Als er aber auf dem Scheiterhaufen, da die Flammen ihn nicht ergriffen, endlich mit dem Schwerdt durchbohrt wurde, sah man eine Taube von ihm ausgehen; wie seine Gemeinde in dem Briefe über das Martyrium anzeigt. Dieselbe Erscheinung bei sterbenden Gerechten ist später noch oft berichtet worden: — für die aber, welche sich nicht damit befreunden möchten, dient folgende Strophe, welche Herder seiner Bearbeitung dieses Märtyrerthums hinzugefügt hat [3]):

Du lachst der weißen Taube? Soll einmal
Ein Geier dir dem Sterbenden die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab' aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.

Eigenthümlich reich an Visionen ist dann das ergreifende Martyrium der Perpetua und ihrer Gefährten in der Verfolgung des Severus zu Carthago zu Anfang des dritten Jahrhunderts. Diese, eine Frau und Mutter von 22 Jahren stand in einer besonderen Gebetsgnade, deren Erweisungen keineswegs auf montanistisches Sectenthum zu deuten sind. Auf ihr Rufen und Fragen zu dem Herrn, ob der Ausgang ihrer Gefangenschaft Tod oder Befreiung sein werde, ward ihr folgendes Gesicht [4]). Sie sah eine goldene Leiter von wundersamer Größe bis zum Himmel reichen und so schmal, daß man nur einzeln hinaufsteigen konnte, und an den Seiten der Leiter alle Art eisernes Geräth befestigt, Schwerter, Lanzen, Haken, daß wer nachlässig hinauf stiege, davon zerfleischt würde. Unter der Leiter aber lag ein großer Drache,

1) *Martyr. Polyc.* c. 5. 12. 2) Ebendas. c. 16.
3) Herders S. Werke zur schönen Literat. u. Kunst Th. III. S. 292.
4) *Acta Perpet. et Felicitat.* c. 4.

der den Hinaufsteigenden nachstellte und sie abschreckte. Es stieg aber zuerst Saturus hinauf, und oben angelangt wandte er sich zu der Perpetua mit dem Wort: ich erwarte dich; aber hüte dich, daß der Drache dich nicht beißt. Sie sprach: er wird mir nicht schaden im Namen des Herrn Jesu Christi. Der aber unter der Leiter richtete wie aus Furcht vor ihr das Haupt langsam auf; und als sie die erste Stufe betreten, trat sie auf sein Haupt. Und sie stieg hinauf und erblickte einen weiten Garten und in dessen Mitte sitzend einen Mann mit weißem Haar, in Hirtentracht, groß, die Schafe melkend und umher viele tausend weißgekleidete Personen. Und sie erblickend sprach er: du bist wohl gekommen, Kind. Und er rief sie und gab ihr von dem Käse, den er gewonnen, wie einen Bissen. Und sie nahm mit gefaltenen Händen und aß und alle Umstehenden sagten Amen. Und bei der Stimme erwachte sie, und sie erkannte die bevorstehende Passion und gab die Hoffnung in dieser Welt auf. Nach einigen Tagen ward sie verurtheilt, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Am Tage vor diesem Kampf aber hatte sie noch einmal ein Gesicht, welches ihres Kampfes im Amphitheater, aber nicht sowohl mit wilden Thieren, als mit dem Teufel, und ihres Sieges sie gewiß machte [1]). Noch zwei andere Gesichte, eines über die jenseitigen Strafen und die Befreiung daraus, das andere über die Seligkeit, welche sie und einer ihrer Gefährten empfing, werden in diesen Acten mitgetheilt [2]), deren Verfasser in der Einleitung in diesen Prophetieen und Gesichten die Erfüllung jener Weissagung des Joel erkennt und sie als Beweise der fortdauernden Gnade und Gabe des heiligen Geistes in der Kirche geltend macht.

In derselben Gegend treffen wir ein halbes Jahrhundert später bei dem Bischof von Carthago Cyprianus, nach Mittheilungen in seinen Briefen, zahlreiche Gesichte, die ihm Weisungen in der Gegenwart und Andeutungen über die Zukunft gaben. Es fehlte ihm nicht an Gegnern, welche diese Träume und Visionen für Thorheit erklärten: er aber berief sich denen gegenüber auf das Beispiel des Joseph, der von seinen Brüdern für einen Träumer gescholten und verkauft, hinterher durch die Ereignisse gerechtfertigt worden [3]). Namentlich wurde ihm von der decianischen Verfolgung lange vor deren Ausbruch (der im J. 250 erfolgte)

---

1) Ebendas. c. 10. 2) Ebendas. c. 7. 11.

3) Cyprian. Ep. LXIX. (ed. Oxon. LXVI.) p. 124. ed. Baluz.

folgende Ankündigung [1]). Er sah den Vater thronend; zu seiner Rechten saß ein Jüngling, unwillig und mit trauriger Gebehrde, den Kopf mit der Hand stützend; ein Anderer zu seiner Linken trug ein Netz, womit er das umstehende Volk zu fangen drohte. Dies wurde ihm dahin erklärt: der Jüngling zur Rechten sei betrübt, daß seine Gebote nicht gehalten würden; der zur Linken aber freue sich der Gelegenheit, daß er vom Vater Gewalt empfangen, seine Wuth auszulassen. Er selbst macht nach der Erfüllung davon die Anwendung: da die Gebote des Herrn verachtet worden, habe der Feind die Macht zu schaden empfangen, den minder Gerüsteten und auf den Widerstand minder Achtsamen das Netz überzuwerfen. — Sein eigenes Schicksal aber ward ihm gezeigt im J. 257, ein Jahr vor seinem Tode, am ersten Tage seines Exils zu Curubis, in einem Gesicht vor dem Einschlafen. Es erschien ihm ein Jüngling von colossaler Größe, der ihn zu dem Richterstuhl des Proconsuls führte: dieser begann sofort den Spruch auf eine Tafel zu schreiben; der Jüngling hinter ihm stehend las neugierig die Schrift und gab deren Inhalt durch eine Gebehrde zu erkennen, indem er mit der Hand den Act der Hinrichtung nachahmte. Cyprian verstand den Spruch und bat um den Aufschub eines Tages zur Ordnung seiner Angelegenheiten, der ihm gewährt ward. So hatte er selbst erzählt [2]); sein Gefährte und Biograph Pontianus fügt hinzu, dieser eine Tag bezeichne ein Jahr, da grade nach dessen Ablauf an demselben Datum er mit dem Märtyrertode gekrönt worden.

In dieser Verfolgung (um 259) wurden dem Cyprianus zu Cirta in Numidien zahlreiche Märtyrer zugesellt, von denen mehrere auch in einem Gesicht über ihr bevorstehendes Märtyrerthum Kunde erhielten, wie aus ihrem Munde ein Augenzeuge berichtet. Der eine, Marianus, als er schon mit schwerer Marter heimgesucht war und hierauf in Schlaf verfiel, hatte darin folgendes Gesicht [3]): er sah einen hohen und weißen Stuhl, worauf einer als Richter saß, und die Bekenner wurden in Abtheilungen dahin gebracht, welche der Richter zur Enthauptung abführen ließ. Darauf hörte er eine starke Stimme: hole den Marianus. Und da er hinaufstieg, erschien ihm unversehens zur Rechten des Richters sitzend Cyprianus, reichte ihm die Hand, erhob ihn auf die höhere

1) Cyprian. Ep. VII. (XI.) p. 14.

2) Bei Pontian. Vit. Cypr. c. 12. p. 212. in Ruinart Act. mart. ed. Amst.

3) *Passio S. Jàcobi, Mariani et al. mart. in Numidia* c. 6. p. 225 sq. bei Ruinart.

Stufe und sagte lächelnd: komm, setz dich mit mir. So wurden noch andere Abtheilungen verhört. Und der Richter erhob sich, und die beiden (Marianus mit Cyprianus) begleiteten ihn zu seinem Prätorium. Der Weg aber ging durch anmuthige Wiesen, die mit Cypressen und Pinien geschmückt waren, — in der Mitte sprudelte eine Quelle. Da schöpfte Cyprian mit der Schale, die am Rande lag, aus der Quelle und trank und ließ auch den Marianus trinken; und da dieser Gott Dank sagte, wachte er von seiner eigenen Stimme auf. Ein anderer, Jacobus, als er mit eben diesem Marianus auf einem Wagen fuhr, und um die Mittagszeit in tiefen Schlaf versank, hatte einen Traum [1]), worin er einen Jüngling von außerordentlicher Größe sah, in lichtem Gewande, der vorübergehend ihm und dem Marianus einen purpurnen Gürtel in den Schooß warf mit den Worten: folget mir bald. Beide Märtyrer erkannten in diesen Gesichten eine göttliche Herablassung, die ihnen zur Stärkung ihrer Hoffnung die Krone des Märtyrerthums gezeigt habe. Und der Verfasser ihrer Leidensgeschichte, nachdem er zuvor bemerkt, daß die, so Gott dem Vater geweiht sind, die Bruderschaft Christi bei Tag und bei Nacht erquicke, knüpft an das letzterwähnte Gesicht den Ausruf: „O Ruhe, stärker als alles Wachen! o Ruhe, in der glückselig schläft wer im Glauben wacht, die nur die irdischen Glieder umfängt, während der Geist Gott zu sehen vermag. Wie froh, wie erhoben müssen die Seelen der Märtyrer sein, die berufen im Bekenntniß des heiligen Namens zu leiden, zuvor gewürdigt werden, Christum zu hören und zu sehen, wie er den Seinen jeder Zeit sich hingiebt."

b) Vom vierten bis zum sechsten Jahrhundert.

1. Demnächst sind auch die Geschicke der ganzen Kirche an dem großen Wendepunkt der Zeiten, in welchem das Christenthum von einer verfolgten zur herrschenden Religion des römischen Reichs sich erhob, durch manche Erscheinungen dieser Art bezeichnet, welche theils individuellen Ursprungs sind, theils die Erwartung und Stimmung des ganzen Zeitalters ausdrücken.

Bekannt ist die Erscheinung, welche Kaiser Constantin dem Großen wurde vor jenem Kampf mit dem Maxentius (im J. 312), in welchem in der That Christenthum und Heidenthum gegen einander zu Felde lagen: das Zeichen des Kreuzes mit der Weisung

1) Ebendas. c. 7. p. 226.

es auf die Schilde der Soldaten zu setzen und so zu kämpfen. Und der Sieg entschied für seine Sache. Was auch er selbst in spätern Jahren darüber geäußert haben mag, ein gleichzeitiger und einige spätere Schriftsteller bezeichnen die Erscheinung als ein Traumgesicht. [1]) Wogegen von heidnischer Seite, da man in die Wendung sich fügte, doch die Hoffnung für das Heidenthum noch nicht aufgab, in Bezug auf denselben Kampf als ein in ganz Gallien verbreitetes Gerücht gemeldet wird [2]): es seien Heere gesehen, nach ihrem eigenen Zeugniß von der Gottheit gesendet, und von ihnen der Ruf gehört: „wir wollen zum Constantin, dem Constantin kommen wir zu Hülfe." — Zu derselben Epoche, (im J. 313) und in derselben Lage soll auch Licinius, der damals noch im Bunde mit Constantin das Christenthum vertrat, eine himmlische Weisung empfangen haben für die unmittelbar bevorstehende Schlacht mit dem Maximinus: während dieser dem Jupiter das Gelübde that, daß er im Fall des Sieges den Namen der Christen vertilgen wolle; erschien dem Licinius im Traum ein Engel, der ihn ermahnte, aufzustehn und mit dem ganzen Heere zu dem höchsten Gott zu beten, so werde ihm der Sieg zu Theil werden. Er lehrte ihm auch die Worte des Gebets, welche dieser allen Soldaten bekannt machte: und allen wuchs der Muth im Glauben, daß der Sieg ihnen vom Himmel verkündet sei. Dies Gebet ist uns auch aufbewahrt worden [3]).

Noch einmal wurde die Herrschaft des Christenthums in Frage gestellt, als Kaiser Julian der Abtrünnige den alten Göttern sich zuwandte und den Galiläer, wie er Christum nannte, vom Thron zu stoßen sich vermaß. Der Versuch ging vorüber wie ein Meteor: daß bei seinem frühen Tode im Kriege mit den Persern (im J. 363) ein göttliches Strafgericht ihn ereilt habe, bekräftigen die Geschichtschreiber aus mehreren Gesichten, die an seinen Untergang sich knüpfen. Namentlich dem blinden Didymus, dem berühmten Vorsteher der alexandrinischen Katechetenschule, war ein

---

1) Lactant. De mort. persecut. c. 44. Sozom. H. e. I, 3. Rufin. H. e. IX, 9. Auch nach Euseb. Vit. Const. I, 29., der das Kreuz am hellen Tage erscheinen läßt, erfolgt doch die Weisung Christi im Traum.

2) Nazarius Panegyr. ad Constantin. (vom J. 321) c. 14. Vergl. Gieseler Kirchengesch. I, 1. 4. Aufl. S. 271.

3) Lactant. De mort. persecut. c 46. Claudius, der Wandsbecker Bote, der es lateinisch mittheilt, S. W. Ausg. von 1829. Bd. II. S. 59. bemerkt dazu: „ist sehr schön, denke ich, und könnts wohl 'n Engel gemacht haben."

solches zu Theil geworden [1]): eines Tages hatte dieser tief bekümmert über die Abtrünnigkeit des Kaisers und die Schmähung der Kirchen in Fasten und Gebet zugebracht, und war, ohne auch beim Einbrechen der Nacht Speise zu sich genommen zu haben, auf seinem Stuhl eingeschlafen. Da wie in Verzückung sah er weiße Rosse in der Luft rennen und hörte die Reiter rufen: „verkündet dem Didymus, daß heute zu dieser Stunde Julianus getödtet ist, und er soll es dem Bischof Athanasius anzeigen, und er soll aufstehn und Speise zu sich nehmen.“ Solches begab sich am Todestag Julians.

2. In dieser neuen Periode, worin die Kirche des Kampfes nach außen überhoben, dem innern Aufbau ihre Kräfte widmen konnte, nehmen die Träume und Gesichte zuvörderst eine Richtung auf das innere Leben. Namentlich zeigen sich unter den Einsiedlern, die ganz auf sich selbst sich zurückgezogen hatten, manche sinnvolle Erscheinungen, die von den Anfechtungen und dem Wachsthum des inwendigen Menschen Zeugniß geben. Aber auch von den Kirchenlehrern, die ohne jene Seite zu versäumen, in der Strömung des kirchlichen Lebens blieben, ist Denkwürdiges dieser Art überliefert: und zwar auf verschiedenen Stufen des Alters und der Wirksamkeit, — sei es rein persönlich oder im Zusammenhang der theologischen und kirchlichen Fragen.

Von der erstern Art ist der Traum, den Gregor von Nazianz († um 389) noch als Knabe hatte; wie sich daraus erklärt, daß er, von seiner Mutter schon vor der Geburt dem Dienste Gottes geheiligt, in solchem Sinne erzogen wurde. In einem Gedicht vom J. 383 erzählt er selbst ihn in folgender Weise [2]). Es erschienen ihm zwei liebliche Jungfrauen von gleicher Gestalt und Schönheit; schmucklos gekleidet, in weißen Gewändern, die durch einen Gürtel befestigt waren und bis auf die Füße herabfielen. Ein Schleier bedeckte Haupt und Wangen, der aber nicht hinderte, das niedergeschlagene Auge und die Röthe der Bescheidenheit auf ihren Wangen zu sehen. Sie kamen ihm freundlich entgegen, wie einem lieben Sohn. Und da er nach Namen und Herkunft fragte, nannten sie sich Reinheit und Züchtigkeit (Ἁγνεία und Σωφροσύνη), die dem Könige Christus zur Seite ständen. Sie ermahnten ihn, sich im Geist mit ihnen zu verbinden, daß sie in

1) Wie Sozom. Hist. eccles. VI, 2. erzählt.

2) Gregor. Naz. Carm. XLV. v. 229—265. Opp. ed. Bened. T. II. p. 930. 932. Vergl. Ullmann Greg. v. Naz. S. 21.

Klarheit ihn himmelan und zu dem Lichte des dreieinigen Gottes brächten. Darnach erhoben sie sich zum Himmel. Sein Auge folgte ihnen: sie waren ein Traum; aber die leuchtenden Bilder der Jungfräulichkeit blieben in seinem Herzen zurück. Und er blieb diesem Eindruck sein Leben hindurch treu. — Auch dem Ephraem (es ist wahrscheinlich der syrische Kirchenlehrer gemeint, welcher 378 gestorben ist) noch als Knaben wurde seine künftige Bestimmung in einem Traum oder Gesicht gezeigt [1]): er sah einen Weinstock von seiner Zunge ausgehn, welcher wuchs und alles unter dem Himmel erfüllte und viele Frucht brachte; und es kamen die Vögel des Himmels und aßen davon, und je mehr sie aßen, desto reichlicher war seine Frucht. — Reich an Gesichten ist ferner das Leben des Symeon, des ersten Säulenheiligen in Syrien († 459), worunter drei entscheidend für seinen Lebensgang waren. Zuerst in seiner Knabenzeit, nachdem er bisher in der Abgeschiedenheit des Gebirges die Heerden seines Vaters gehütet, nun aber im 13. Lebensjahr (um das J. 403) zum erstenmal in eine Kirche getreten und von der Heiligkeit des Gottesdienstes tief ergriffen war. Fast täglich besuchte er den heiligen Ort und brachte öfter Tag und Nacht in anhaltendem Gebet daselbst zu. Während eines solchen Gebets entschlief er in der Kirche. In diesem Zustande kam es ihm vor, als ob er mit dem Ausgraben des Grundes zu einem Gebäude beschäftigt sei. Bei der Arbeit wurde er, so oft er ausruhen wollte, von einem in der Nähe Stehenden ermuntert tiefer zu graben; und als dies drei- bis viermal geschehen, vernahm er endlich die Erklärung, daß die gewonnene Tiefe ausreiche, und den Befehl, fortan mühelos zu bauen, da die Aufführung des Gebäudes leicht sein werde [2]). Bald darauf trat er als Mönch in das Kloster des heil. Timotheus ein, und er begann nun die außerordentlichen Büßungen, welche er als den Weg zur höchsten sittlichen Vollkommenheit ansah und mit denen er im Lauf der Zeit es allen zuvor that. Später wurde er durch zwei Gesichte, die er während des Gebets hatte, das des Moses und des Elias, bestimmt, diese Propheten zu Vorbildern seines Lebens und Wirkens zu nehmen. In dem ersten, wohl in der Zeit seiner ersten großen Fastenübung vom J. 416, fand er sich

---

1) *Apophthegm. patrum* (an dem oben S. 31. A. 2. angef. O.) p. 431.

2) Dies theilt Theodoret aus seinem Munde mit, Relig. histor. c. 26. Opp. T. III. p. 1266. ed. Schulze. Weiter ausgeschmückt ist es von Cosmas; s. Uhlemann Symeon der erste Säulenheilige in Syrien S. 24.

auf der mittelsten Sprosse der Leiter stehend, die von der Erde bis zum Himmel reichte und über der Gott thronte: auf der obersten Sprosse stand Moses, und er wurde aufgefordert zu diesem aufzusteigen, das heißt wohl im Anschauen Gottes alles Irdische zu vergessen. In dem andern Gesicht, wahrscheinlich als er die 40 Ellen hohe Säule bestiegen hatte, im J. 429, wurde er von Elias, der auf einem feurigen Wagen erschien, aufgefordert, ein Beschützer und Vertheidiger der Armen zu werden [1]). So scheint er zu den beiden Entschlüssen geleitet zu sein, welche Wendepunkte in seinem Leben bildeten.

In solchen Fällen haben Träume und Gesichte eine erweckliche Bedeutung und gehen auf die Zukunft. Von entgegengesetzter Art sind diejenigen, welche auf die Vergangenheit zurückgreifen und ein Strafurtheil enthalten oder offenbaren. Ein Beispiel der letzteren Art giebt ein Gesicht von dem Ende eines äußerlich Gerechten, welches der Abt Euthymius († 473) aus dem Munde ägyptischer Einsiedler mittheilt [2]), — eine Erzählung, die sammt der Anwendung, welche er davon macht, den Beweis giebt, wie ernst es diese Männer mit der Heiligung des inwendigen Menschen nahmen. Es war ein Mann in einer Stadt Aegyptens, der seines Wandels wegen bei allen gefeiert war, als ob er in vielem Umgang mit Gott gelebt; in der That aber hatte er häufig ihn erzürnt durch die verborgenen Regungen seines Herzens, indem er argen Gedanken bald nachgab; so daß er wenn auch nicht mit der That, doch in Gedanken leicht sündigte. Eine schwere Krankheit brachte ihn dem Tode nahe; worüber allgemeine Trauer in der Stadt herrschte. Ein tief blickender Mann eilt herzu, um noch seines Gebets und Segens theilhaftig zu werden. Er trifft ihn nur noch wenig athmend; sieht aber mit den verborgenen Augen eine furchtbare und beweinenswerthe Erscheinung. Denn es schien ihm jemand wie einen feurigen Dreizack in dessen Herz zu senken und die Seele gewaltsam und grausam von da herauszureißen; worauf eine Stimme von oben sich hören ließ, die sprach: „wie mich diese Seele nicht hat ruhen lassen, auch nicht Einen Tag; eben so wirst auch du nicht ablassen, sie zu zerren und zu quälen."

Anderntheils kommt es auch vor, daß in dem Traumgesicht selbst eine Rüge ertheilt wird, die seltsamer Weise bis zu körper-

1) Cosmas bei Uhlemann am angef. Ort S. 36. vergl. S. 62.

2) *Vita Euthymii* c. 65. p. 253 sq. in Coteler. Eccles. Gr. Monum. T. II.

licher Züchtigung sich erstreckt haben soll, wovon berühmte Beispiele überliefert sind. Zuerst noch aus dem vorigen Zeitalter, nehmlich aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, an dem Natalis zu Rom, der in der Verfolgung ein gutes Bekenntniß abgelegt und die Narben an sich hatte der Schläge, die er davon getragen. Dieser ließ von den Anhängern einer häretischen Parthei, welche die Gottheit Christi leugnete, den Theodotianern, sich verleiten, gegen Zahlung eines monatlichen Soldes als Bischof ihnen vorzustehen. Während dieser Verbindung, heißt es nun, sei er oft in Gesichten von dem Herrn ermahnt worden. Da er aber, gelockt durch Ehre und schnöden Gewinn, darauf nicht geachtet; sei er zuletzt von den heiligen Engeln gegeißelt und die ganze Nacht hindurch nicht wenig gepeinigt worden: in Folge dessen er früh aufgestanden, einen Sack angelegt, auch mit Asche sich bestreut habe, und mit Thränen und Flehen zum Bischof Zephyrinus gekommen sei; worauf er mit Mühe die Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft erlangt habe. Die Rückkehr dieses Partheihauptes unter solchen Umständen, wie es auch mit der Züchtigung sich verhalten habe, muß jedenfalls tiefen und allgemeinen Eindruck gemacht haben; davon zeugt ein Gegner dieser Häresie, der als Zeitgenosse den Vorfall berichtet [1]), indem er auf viele Brüder sich bezieht, denen er ihn ins Gedächtniß zurückrufen will, und die Bemerkung vorausschickt: daß wenn solches zu Sodom geschehen wäre, es selbst die Bewohner dieser Stadt möchte gebessert haben. — Etwas ähnliches ist dem Hieronymus in seinen jüngern Jahren begegnet, wegen seiner Beschäftigung mit der heidnischen Literatur, wie er selbst in einem Briefe vom J. 384 erzählt [2]). Er habe, sagt er, den Cicero und Plautus gelesen, während die Propheten wegen ihrer rauhen Schreibart ihn anwiderten. Als er nun unter schweren geistlichen Anfechtungen in eine heftige Krankheit verfallen war, fand er sich plötzlich im Geist vor den Richterstuhl des Richters gerückt. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er: ein Christ. Worauf der Richter versetzte: du lügst; du bist ein Ciceronianer, nicht ein Christ. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz. Sogleich verstummte er, und wurde unter den Schlägen, die er auf Geheiß des Richters empfing, mehr durch das Feuer des Gewissens gequält. Heulend bat er

1) Anonym. Adv. Artemon. bei Euseb. Hist. eccles. V, 28. Daraus bei Routh Reliq. sacr. Vol. II. p. 8—10.

2) Hieronym. Epist. XXII. c. 30. Opp. ed. Vallars. T. I. p. 113.

um Erbarmen. Und nachdem die Umstehenden Fürbitte für ihn eingelegt mit Vorbehalt der Strafe für einen künftigen Rückfall; versprach er mit einem Schwur: wenn er jemals wieder heidnische Bücher habe, wenn er sie lese, so wolle er den Herrn verleugnet haben. Auf diesen Eid wurde er entlassen, kehrte in die Oberwelt zurück und öffnete zu Jedermanns Verwunderung die Augen, die mit Thränen überschwemmt waren. Er fügt hinzu: es sei kein eitler Traum gewesen, wodurch wir oft berückt werden; und führt zum Zeugniß an unter andern die Spuren und das Gefühl der Schläge nach dem Schlaf und einen solchen Eifer im Lesen göttlicher Bücher, als er vorher nicht auf menschliche gewandt hatte. Später jedoch (um das J. 402), der Untreue gegen jenes Versprechen angeklagt, erklärte er (ohne dies zuzugeben), es sei nur ein Traum gewesen und nicht im Wachen versprochen, und berief sich auf das prophetische Wort, daß Träumen nicht zu trauen ist, so wie auf die Erfahrung, wie oft der Geist durch unstäte Traumbilder getäuscht werde[1]). Indessen jener Traum ist berühmt geworden[2]) und hat wie aus göttlichem Ansehn manche Zeit einen verhängnißvollen Einfluß geübt, als Warnung vor dem Studium der klassischen Literatur, auch zur Beschönigung der Lässigkeit in den Studien überhaupt[3]). — Noch ein solcher Fall ist aus der Bekehrungsgeschichte der Angelsachsen überliefert. Als in Kent die junge Pflanzung des Christenthums nach dem Tode des Königs Ethelbert um das J. 616 durch seinen Sohn Eadbald dem Untergang nahe gebracht worden, war Laurentius Erzbischof von Canterbury schon im Begriff hoffnungslos das Land zu verlassen. Zuvor noch brachte er eine Nacht in der Kirche der Apostel Petrus und Paulus zu, wo er sich ein Lager hatte bereiten lassen, und schlief unter Gebet und Thränen ein. Da erschien ihm der Apostel Petrus, geißelte ihn lange Zeit und fragte ihn mit apostolischer Strenge, warum er die ihm anvertraute Heerde verlasse und welchem Hirten er die Schafe Christi mitten unter den Wölfen überlassen wolle; zugleich erinnerte er ihn an sein eigenes Beispiel der Hingebung bis in den Kreuzestod. Hierdurch ermuthigt ging Laurentius, sobald der Morgen angebrochen war, zum König und zeigte ihm seinen zerfleischten Körper. Als dieser hörte, um seiner

1) Hieronym. Apol. ad Rufin. Lib. II. c. 31. Opp. T. II. p. 487.

2) Er ist aufgenommen von Jacobus a Vorag. Legenda aurea c. 146. p. 654.

3) Vergl. Schröckh Kirchengesch. Th. VII. S. 36.

Seligkeit willen habe der Erzbischof von dem Apostel Christi solches ausgestanden, entsetzte er sich, verdammte den Götzendienst, ließ sich taufen und suchte der Kirche auf jede Weise förderlich zu sein. Solches berichtet der „ehrwürdige“ Geschichtschreiber der angelsächsischen Kirche[1]).

3. Wie schon hier das Persönliche in das Allgemeine hinübergreift, so ist eine ganze Reihe von Gesichten und Träumen überliefert, die über das Interesse des Einzelnen hinausgehen und mit den allgemeinen kirchlichen und theologischen Fragen zusammenhängen.

Zuvörderst werden einige Anordnungen des Cultus an Gesichte geknüpft, namentlich im Kirchengesang. Die Einrichtung einander antwortender Chöre stammt aus der syrischen Kirche: nachdem in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts durch Flavianus, Bischof von Antiochien und Diodorus solche Gesänge aus dem Syrischen in's Griechische übersetzt worden, fand sie Eingang in der übrigen Kirche. Bald darnach tritt die Sage auf von einem wunderbaren Ursprung dieses Wechselgesangs aus der ältesten Kirche Syriens[2]). Ignatius, Bischof von Antiochien habe einmal ein Gesicht der Engel gehabt, welche durch Hymnen und Wechselgesang die heil. Dreieinigkeit priesen; und aus diesem Gesicht habe er die Weise des Gesangs der antiochenischen Kirche gegeben. — Noch wunderbarer ist der Ursprung, der dem Dreimalheilig der Kirche: „Heiliger Gott, Heiliger Starker, Heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser“ beigemessen wird. Zur Zeit des Bischofs Proclus von Constantinopel (seit 434), da die Stadt durch ein Erdbeben erschüttert wurde und das Volk auf dem Felde betete, sei ein kleiner Knabe vor den Augen des ganzen Volks und des Bischofs auf eine Stunde in den Himmel gerückt worden und habe daselbst das Lied gelernt, welches von großen Schaaren gesungen wurde. Da er wieder herunterkam, erzählte

---

1) Beda Venerab. Hist. eccles. Lib. II. c. 6. p. 85. ed. Smith. Schröckh Kirchengesch. Th. XIX. S. 118. bemerkt hiezu sehr verständig: „Es wird vermuthlich mehrere Leser geben, welche jene nächtlichen Maaßregeln des Apostels Petrus sehr verdächtig finden, und was Laurentius davon erzählte, vor seine eigene Erfindung halten werden, der sich selbst gegeißelt haben möchte, um durch einen so fürchterlichen Bericht und Anblick, gerade für den Gesichtskreis eines Königs von Kent eingerichtet, ein entscheidendes Mittel zu seiner Umstimmung zu versuchen. Auf diese Erklärung läßt sich in der That nicht viel antworten.“

2) Bei Socrat. Hist. eccles. Lib. VI. c. 8.

er was er gehört und daß ihm befohlen worden, diesen Gesang dem Volk anzuzeigen. Sobald nun das Volk ihn zu singen angefangen, habe das Erdbeben nachgelassen und das Volk wieder in die Stadt gehen können. Dies wird in einem Briefe unter dem Namen des römischen Bischofs Felix erzählt und ist in der griechischen wie in der lateinischen Kirche gern geglaubt worden [1]).

Dieser Hymnus galt für eine Bekräftigung der Lehre von der Dreieinigkeit, über welche das ganze vierte Jahrhundert gestritten ist. Namentlich von den Arianern war die Gottheit Christi geschmälert worden, da sie das Göttliche in ihm nur für ein erschaffenes Wesen, wenn auch höher als alle andern Creaturen ansahen. Das Uebel, das von da der Kirche in Aegypten drohte, zumal sie unter kaiserlicher Begünstigung es auch an Gewaltthätigkeit gegen die Rechtgläubigen nicht fehlen ließen, soll dem Abte Antonius in einem Gesicht vom J. 339 gezeigt sein [2]). Er saß einst wie in Verzückung und seufzte viel, und zitternd betete und kniete er lange, und aufstehend weinte er. Die Brüder erschreckt forschten nach der Ursache. Worauf er antwortete: „Der Zorn Gottes wird die Kirche ergreifen und sie wird überliefert werden an Menschen gleich unvernünftigen Thieren. Denn ich sah den Tisch des Herrn und rings um ihn stehend Maulesel, welche darauf stampften in wüstem Springen. Und ich hörte eine Stimme, welche sprach: mein Altar wird zum Greuel werden." Nach zwei Jahren, heißt es weiter, erfolgte der Angriff der Arianer und die Beraubung der Kirchen und die Entweihung des Gottesdienstes durch Zuziehung der Heiden. Da erkannten alle, daß das Stampfen der Maulesel in der Weissagung des Antonius das brutale Treiben der Arianer bedeute. Das geschah unter Kaiser Constantius. Auch noch in dem, was unter Kaiser Valens folgte, erkannte man die Erfüllung dieser Weissagung [3]). — Sonst werden auch Aufschlüsse über Glaubenslehren selbst aus Visionen abgeleitet: und sie haben später besonders dienen müssen, irrthümliche Dogmen der katholischen Kirche zu unterstützen. Dahin gehört die Lehre vom Abendmahl, daß in ihm nicht allein Leib und Blut Christi gegenwärtig, sondern daß Brodt und Wein in Leib und Blut verwandelt seien und sie Gott dargebracht würden als ein unblutiges, ja selbst als ein blutiges Opfer: wofür der älteste

1) Walch Hist. der Ketzereien Th. VII. S. 240 ff.
2) Athanas. Vit. Anton. c. 82. Opp. T. I. p. 856 sq.
3) Sozomen. Hist. eccles. Lib. VI. c. 5.

thatsächliche Beweis gefunden wird in der Erzählung des Abts Arsenius zu Anfang des 5. Jahrhunderts von dem Gesicht eines Mönchs, der an der Lehre gezweifelt hatte. Diesem sei das Brodt, welches gebrochen worden, in Wahrheit als ein Knabe erschienen, den ein Engel mit dem Messer schlachtete, worauf das blutige Fleisch durch die Gestalt des Brodtes wieder bedeckt wurde [1]).

Solche Erscheinungen übergehe ich, um noch eine besser erfundene Vision über das göttliche Erbarmen und das menschliche Richten anzuführen, welche in einem Briefe des falschen Dionysius Areopagita mitgetheilt wird und zwar aus dem Munde des Karpus, eines angeblichen Apostelschülers (2 Tim. 4, 13.) und Bischofs von Kreta [2]). Dieser hatte im Zorn über einen Heiden und einen Christen, den jener zum Abfall verleitet hatte, Gott gebeten, mit einem Blitzstrahl beider Leben auf einmal ein Ende zu machen. Da sah er das Gebäude, in dem er sich befand, von oben gespalten und eine gewaltige Lohe vom Himmel herniedersteigen, über dem geöffneten Himmel aber Jesum, umstanden von unzähligen Engeln; er sah auch den Boden gespalten zu einem weiten finstern Schlund und jene Männer, die er verwünscht hatte, zitternd, kaum noch von ihren Füßen getragen, an der Mündung des Schlundes stehen. Aus diesem krochen Schlangen, welche sich um ihre Füße ringelten und auf alle Weise sie in den Schlund zu stürzen suchten. An diesem Anblick hatte Karpus seine Freude, und er war nur unzufrieden, daß sie nicht schon hinabgestürzt waren. Doch in die Höhe blickend, sah er zwar den Himmel wie zuvor, aber Jesum voll Erbarmen vom Thron herabsteigen und gütig ihnen die Hand reichen, auch die Engel hülfreich sie zurück halten. Und Jesus sprach zu Karpus: „Mit der schon ausgestreckten Hand triff mich, denn ich bin bereit wiederum für das Heil der Menschen zu leiden . . . Doch sieh, ob es dir gut ist, den Aufenthalt in dem Schlunde und mit den Schlangen der Gemeinschaft mit Gott und den guten Engeln vorzuziehen."

---

1) *Apophthegmata patrum* p. 421 — 423. Daraus in den *Act. Sanctorum* Jul. T. IV. p. 610. Diese Vision wird denn auch in den Abendmahlsstreitigkeiten der lateinischen Kirche verwendet, wie bei Paschasius Radbertus, s. Münscher Lehrb. der Dogmengesch. v. Cölln II, 1. S. 228.

2) Dionys. Areopag. Epist. 8. §. 6. Opp. ed. Ven. T. I. p. 609.

II. Im Mittelalter.

Die Folgezeit des Mittelalters ist nun besonders reich an Mittheilungen über Träume und Gesichte, die aber nicht mehr die Bedeutung haben, wie in dem frühern Zeitalter, — sie wurden zu gewöhnlich, und verlieren damit das charakteristische Gepräge. Ganze Zeitalter hatten sich in einen Zustand hineingeträumt, in welchem die Schranken zwischen dem irdischen Leben und dem Geisterreich aufgehoben und die Naturordnung auf allen Punkten durchbrochen schien. Das allgemein verbreitete und urtheilslose Gefallen am Abentheuerlichen reizte die Phantasie, die hier ein weites Feld hatte, und wo sie selbst nicht mehr ausreichte, durch Nachahmung und Erfindung ersetzt wurde. Doch fehlt es denen gegenüber, die dem allgemeinen Zuge folgen, nicht an einzelnen hervorragenden Geistern von prophetischer Begabung, die durch produktive Kraft und eigenthümliches Schauen ihrem Zeitalter vorleuchteten, ja als Träger besonderer göttlicher Offenbarungen in der abendländischen Christenheit gefeiert wurden, wie im 12. Jahrhundert Abt Joachim von Floris. Solche Erscheinungen, deren Bedeutsamkeit nimmer verkannt werden darf, liegen jedoch außer den Grenzen unserer jetzigen Betrachtung. Andrerseits verzichten wir darauf bei den gewöhnlichen Erscheinungen der erstern Art zu verweilen, die für das tiefere und bleibende Interesse des christlichen Lebens wenig ergiebig sind. Doch bietet sich außerdem auch Eigenthümliches dar: worauf aufmerksam zu machen um so mehr hier an der Stelle sein wird, da es zu Vergleichungen mit den Erscheinungen eines frühern so wie eines spätern Zeitalters Gelegenheit geben mag.

1. In persönlicher Beziehung finden wir auch in diesem Zeitalter (wie wir es zuvor bei dem Gregor von Nazianz gesehen haben), daß im Knaben- und Jünglingsalter Träume einen bestimmenden Einfluß auf das ganze Leben ausüben. So geschah es dem Anscharius, nachmaligem Erzbischof von Hamburg und Bremen und Apostel des Nordens († 865). Nachdem er in einem Alter vou fünf Jahren seine fromme Mutter verloren hatte, wurde er nicht lange darnach von seinem Vater in die Schule geschickt, wo er aber mit seinen Mitschülern mehr auf kindisches Treiben und eitle Späße, als auf das Lernen gerichtet war. In dieser Zeit hatte er zu Nacht ein Gesicht [1]), als wäre er an

1) *Vita Anscharii* auctore Rimberto c. 2. in Mabillon Acta Sanct. Ord. Bened. Saec. IV. P. 2. p. 79 sq.

einem morastigen und schlüpfrigen Ort, so daß er nicht ohne große Schwierigkeit herauskommen konnte; dabei aber war ein anmuthiger Weg, auf dem er eine Herrin wandeln sah in allem Schmuck und edler Würde, und mehrere andere weißgekleidete Frauen, unter denen auch seine Mutter war. Und da er sie erkannt hatte, verlangte er zu ihr zu eilen; doch er konnte nicht. Als aber der Chor der Frauen ihm näher gekommen, vernahm er von der, die als Herrin der andern erschien und die er sicher für die heilige Maria hielt, die Frage, ob er zu seiner Mutter kommen wolle, und da er es eifrig bejaht, die Ermahnung: „wenn du unserer Neigung theilhaftig werden willst, so mußt du die kindischen Spiele lassen und eines ernsten Wandels dich befleißigen; denn alles Eitle verabscheuen wir." Sogleich nach dieser Vision fing er ein anderes Leben an, mied die Genossenschaft der Knaben, beschäftigte sich genauer mit Lesen und andern nützlichen Dingen. Später trat er als Mönch in das Kloster Corbie ein: und sein Leben ist ferner durch eine Reihe von Visionen bezeichnet und geleitet. Er selbst hatte sie, unter dem Siegel der Verschwiegenheit so lange er lebte, einem Genossen mitgetheilt; und sein Schüler Rimbert hat sie als göttliche Offenbarung und Heimsuchung in die Lebensbeschreibung aufgenommen. — Auch Odo, nachmals Abt von Clügny († 941), hatte als Jüngling in der Abtei des Martinus zu Tours, wo er in einem Alter von 19 Jahren Canonicus geworden war, eine Vision, ähnlich der des Hieronymus, doch nicht strafend, sondern warnend [1]). Er hatte den Priscian durchgearbeitet und wollte darauf die Gedichte Virgils lesen, als durch ein Gesicht ihm ein Gefäß gezeigt wurde, von außen zwar sehr schön, innen aber voller Schlangen, von denen er sich plötzlich umgeben sah, doch ohne von ihnen gebissen zu werden. Und erwacht erkannte er, daß die Schlangen die Lehre der Dichter, das Gefäß, in welchem sie verborgen waren, das Buch Virgils, der Weg aber, auf dem er sehr durstig einherging, Christum bedeute. Dem Rath des Geistes aus der Höhe folgsam, wie es in seinem Leben weiter heißt, verließ er die Dichter und wandte sich ganz zu den Erklärern der Evangelien und Propheten [2]).

---

1) *Vita Odonis* auctore Johanne Lib. I. c. 12. in Mabillon Act. Sanct. Ord. Bened. Saec. V. p. 154.

2) Derselbe erhielt auch in einem Traumgesicht von Papst Gregor dem Gr. den Auftrag, einen Auszug aus dessen Moralia, den die Brüder verlangt hatten, anzufertigen; nach der angef. Vita c. 20. p. 157.

Dagegen spricht sich die Anerkennung des größten Lehrers der abendländischen Kirche in einem Traumgesicht aus, welches Bernhard Abt von Clairvaux († 1153) gehabt hat [1]). Er war einmal in der Frühmette eingeschlafen: da sah er, als aus einem Tractat des Augustinus gelesen wurde, einen schönen Jüngling dabei stehen, aus dessen Munde eine solche Menge Wassers ausging, daß es die ganze Kirche zu erfüllen schien. Er zweifelte nicht, daß es Augustinus sei, der mit der Quelle der Lehre die ganze Kirche bewässert hat. — Die Grenzen aber der theologischen Erkenntniß, die auch dem Augustinus gezogen waren, sind in einer Legende ausgedrückt, die erst in den späteren Zeiten des Mittelalters auf ihn übertragen ist [2]) und ebenso von dem Alanus ab Insulis, Lehrer zu Paris († 1294) erzählt wird. Mit seinem Werk über die Dreieinigkeit beschäftigt (oder Alanus, über einen Vortrag in Betreff der Dreieinigkeit nachsinnend) habe er eines Tages am Ufer des Meeres einen Knaben gefunden, der unfern desselben eine kleine Grube gegraben und mit einem Löffel das Wasser aus dem Meer in die Grube schöpfte. Auf Befragen des Kirchenlehrers erklärte der Knabe, er wolle das Meer in die Grube übertragen. Und auf die Entgegnung, wann er damit fertig zu sein glaube, es sei unmöglich; versetzte derselbe: er werde es eher vollbringen als jener seinen Vorsatz ausführe, nehmlich das Geheimniß der Dreieinigkeit zu erklären. Diese anziehende Dichtung hat Anlaß geboten, dem Bilde des Augustinus zuweilen als Zeichen einen Knaben am Meeresufer beizugeben, der das Meer in eine Grube zu füllen unternimmt.

2. Aber auch über den Einzelnen hinaus, in die Geschicke der ganzen Kirche greifen solche Gesichte ein, wie folgendes Beispiel aus dem Mittelpunkt des katholischen Kirchenthums und aus seiner Blüthezeit beweiset. Es ist die Zeit Innocenz III., die, wie sie den Höhepunkt der mittelalterlichen Theokratie bezeichnet, auch den Ausgangspunkt enthält für den Aufschwung des kirchlichen Lebens, der an die damals gegründeten beiden Bettelorden, vornehmlich den des Franciscus, sich knüpfte. Der Papst scheint von seiner Bedeutung ein Vorgefühl gehabt zu haben, noch ehe er sie sich gestehen mochte. Als nehmlich Franciscus im J. 1210 nach Rom gekommen, um die päpstliche Bestätigung für seine Ordensregel einzuholen, wurde er anfangs von Innocenz III.

1) Jacob. a Vorag. Legenda aurea c. 124. p. 562.

2) *Acta Sanct.* August. T. VI. p. 357 sq.

ganz und gar abgewiesen. In der folgenden Nacht hatte der Papst ein Gesicht, worin sich ihm ein Palmbaum zeigte, der zwischen seinen Füßen aufwuchs und zu einem herrlichen Baum sich erhob; und er empfing dabei die Erleuchtung, der Palmbaum bezeichne jenen Armen und Unbekannten, den er Tags zuvor abgewiesen hatte.[1]) So ließ er ihn denn rufen und hörte ihn geneigt an; doch erhob sich das Bedenken, die Regel sei zu hart und unausführbar. Der Papst hatte aber noch ein zweites Gesicht: er sah im Traum die lateranische Basilica, wie sie den Einsturz drohte, aber von einem armen gering geachteten Menschen mit dem eigenen Rücken gestützt wurde. Und er erkannte, daß Franciscus dieser Arme sei[2]), nachdem dieser sich noch weiter verantwortet hatte. Da nun auch unter den Cardinälen dessen Unternehmen eifrige Unterstützung fand, ertheilte er die Genehmigung[3]). Die letztere Vision und ihre Anwendung auf Franciscus ist durch eine Inschrift in den Mosaiken der lateranischen Basilica verewigt. Dieselbe Vision hatte Innocenz III., wie erzählt wird, fünf Jahre später in Beziehung auf den Dominicus. — In der That sind diese Orden dem päpstlichen Stuhl eine feste Stütze gewesen; sie haben auch nicht ohne Selbstverläugnung eine Zeitlang der katholischen Frömmigkeit eine mächtige Anregung gegeben. Aber der Geist der Stifter blieb nicht in den Orden lebendig; vor allem aber, diese ganze Art der Frömmigkeit lehnt sich an Menschensatzungen und schöpft nicht aus der lautern Quelle des Evangeliums. Dahin wurde alles Volk geleitet erst in der Reformation.

Auch darüber ging ein Vorgefühl durch die Kirche, welches in prophetischen Gesichten bezeugt ist.

III. In der Reformationszeit.

Einer der gesegnetsten Mitarbeiter am Werk der Reformation ist Friedrich Myconius, der als Superintendent zu Gotha im J. 1546 gestorben ist. Er war durch seine Lebensführung besonders vorbereitet zu einem Rüstzeug im Dienst des lautern Evangeliums,

---

1) Bonaventura Legenda Francisci c. 3. Opp. ed. Ven. T. V. p. 487. Wadding Annal. min. T. I. (ed. 2. Rom. 1731.) p. 82.

2) Bonaventura l. c. p. 488. Wadding l. c. p. 84 sq.

3) Diese Vorgänge sind nur obenhin angegeben von Hurter Gesch. Innocenz III. Bd. IV. S. 251.

das er es aus innerstem Drange ergriff, nachdem er lange, von Jugend auf mit großer Treue in den Irrgängen katholischer Werkheiligkeit und scholastischer Doctrinen vergebens Genüge gesucht hatte. Durch einen frommen Vater auf das Heil in Christo, andererseits durch die Ablaßpredigt eines Tetzel auf die Genugthuung durch die Werke zur Erlangung des ewigen Lebens hingewiesen, suchte er im Gebet die Vergebung der Sünden als ein freies Geschenk der Gnade; zugleich da er von der verborgenen Heiligkeit und großen Unschuld des Mönchslebens gehört hatte, darin man Gott Tag und Nacht diente, beschloß er diesen Stand zu ergreifen: und so trat er im 19. Lebensjahre (1510) in das Franciskaner-Kloster zu Annaberg ein. In der ersten Nacht seines dortigen Aufenthalts hatte er den merkwürdigen Traum, den er selbst noch in seinem Todesjahre (1546) in einem Briefe mitgetheilt hat [1]). Er fand sich in einer unabsehbaren Oede, in der scharfe Felsklippen fortwährend an einander gereiht waren, kein grünender Baum oder Halm war zu sehen, kein Ausweg zu entdecken. Erschöpft von tagelangem Umherirren, wie es ihm vorkam, von Hunger, Durst und Schmerz verzehrt, niedergebeugt von dem Gedanken, daß er hier elend umkommen müsse, ersah er sich eine Stelle, wo er sich zum Sterben anschickte. Da nahte ihm eine Gestalt, in der er nach den Abbildungen den Apostel Paulus erkannte. Dieser fragte ihn nach seiner Lage, half ihm aufstehen und führte ihn auf einen Weg, der bald gebahnter ward: dann öffnete sich ein anmuthiges Thal, besetzt mit Gräsern und Blumen und voll himmlischen Wohlgeruchs. In der Mitte des Thals zeigte sich ein fließendes Wasser, krystallhell, der Boden bedeckt mit Steinchen und Sand von goldener Farbe, das Ufer mit Blumen eingefaßt; aber er durfte hieraus nicht schöpfen: aus der Quelle selbst solle er trinken, sagte sein Führer. Bald erblickten sie diese, in Marmor gefaßt. Als er sich anschickte, daraus zu schöpfen, sah er in der Quelle das Bild Christi am Kreuz, der Gekreuzigte schien zu leben, die ganze unabsehbare Wassermasse aber aus seinen Wunden hervorzuquellen. Als er in anbetungsvoller Scheu vor der so nahe gegenwärtigen Gottheit Anstand

1) Lateinisch in Gerdesius Introduct. in Hist. evang. sec. XVI. renov. T. I. App. p. 35—41. Lommatzsch Narrat. de Myconio p. 20—27. Sehr zweckmäßig ist eine Uebersetzung in die Tractate des Haupt-Vereins für christl. Erbauungsschriften in den Preuß. Staaten aufgenommen, Nr. 63. unter dem Titel: Der Traum des Myconius. Eine Begebenheit aus der Zeit der Kirchenverbesserung. 3. Aufl. Berlin, 1849.

nahm zu schöpfen, ergriff ihn sein Führer und stürzte ihn mitten in den Brunnen. Da lag er nun an der Brust Christi und sog den labendsten Trank ein, der ihn durch und durch belebte. Worauf sein Führer ihn wieder herauszog und zu ihm sagte: so weißt du es nun, daß du nicht von irgend einem Bache, sondern von der Quelle und von dem Urheber der Quelle getrunken hast. Nun ging die Wanderung weiter; nach einiger Zeit erreichten sie ein weitgedehntes Erndtefeld und trafen daselbst einen Schnitter, einen gewaltigen Mann, dem Apostel gleichend, der so rüstig arbeitete, als wollte er allein dieses grenzenlose Feld niedermähen. Hier, sprach der Führer, solle er arbeiten; und wies ihn an den Schnitter, von ihm zu lernen und dann ihn zu unterstützen. Dieser begrüßte ihn erfreut als seinen Mitarbeiter; beide zeigten ihm, wie man es mit der Sichel zu machen habe. Und so griff er im Namen des Herrn Jesu Christi die Arbeit an, die anfangs nur langsam fortschritt; dann machte die Uebung ihn fertiger. Als er von einem Hügel das Feld überblickte und bedenklich fragte, welche Zeit doch dazu gehören werde, diese grenzenlose Erndte einzuschneiden: sah er aus der Ferne kommen hier einen, dort zwei, welche gleichfalls in andern Abtheilungen des Feldes die Schnitterarbeit begannen. Am Abend des Tages entfernte sich der Führer. Er aber arbeitete mit seinem Vorgesetzten und Werkmeister, wie es ihm schien, viele Tage lang, fort; wenn sie müde wurden, gingen sie zum Bach und fanden dort ihre Nahrung. Auch nahten sich die Arbeiter von rechts und links: es war in solcher Gemeinschaft eine selige Erndtezeit. Nur das Herannahen des Winters machte ihnen Sorge, daß sie einen Theil der Erndte auf dem Felde stehen lassen müßten. Endlich von der beständigen Anstrengung ließen seine Kräfte nach; seine Gestalt verfiel: er mußte krank das Lager hüten. Da stand unversehens jener Führer neben ihm; auch gewahrte er an der Wand das Bild des Gekreuzigten, auf welches er in dem Brunnen geworfen war, aber verändert: dort war die Gestalt desselben glänzend, hier abgezehrt, wie seine eigene Brust. An diese klopfte der Führer mit dem Finger und auf das Bild Christi hinweisend sprach er: diesem mußt du ähnlich werden. Darüber erwachte er. — Myconius wußte sich lange das Traumgesicht nicht recht zu deuten: anfangs erklärte er die felsige Einöde für sein im weltlichen Stande zugebrachtes Leben, seinen Führer aus der Wüste für den Franciskaner-Orden, die Erndte für die Früchte seiner mönchischen Uebungen. Aber in dem ganzen Traum hatte er nichts Mönchisches wahrgenommen. Viel-

mehr als er nun Mönch wurde, gerieth er in Wahrheit in eine Wüste und erfuhr, daß nirgends weniger als in diesem Stande Ruhe des Gewissens und Hoffnung des ewigen Lebens zu finden sei. So brachte er sieben Jahre zu, bis im J. 1517 Luther auftrat und von der wahren Buße, Sündenvergebung und Genugthuung für die Sünden schrieb. Da ward sein Traum ihm klar; sogleich merkte er, wie er hinzufügt, daß der jener Mann sei, der in der Wüste zu ihm gekommen. Dieser führte ihn zur Quelle und warf ihn auf Christus; er führte ihn auch in das Erndtefeld ein.

Mit Recht gilt der 31. October jenes Jahres für den Geburtstag der Reformation um der 95 Sätze willen, die Luther zu Wittenberg anschlug. Auch dieser Vorgang und seine weitreichende Bedeutung ist durch ein Traumgesicht angezeigt, welches Churfürst Friedrich der Weise zu derselbigen Zeit, als er selbst der Reformation noch fern stand, hatte, nehmlich in der darauf folgenden Nacht, also auf Allerheiligen (1. Octob.) [1]. Unter Gedanken an alle Heiligen, wie er sie ehren und feiern wolle, war er eingeschlafen: da träumte ihm, wie Gott einen Mönch zu ihm schickte, der alle Heiligen zu Gefährten hatte zum Zeugniß seiner göttlichen Sendung, und ihm gebieten ließ, er solle dem Mönch gestatten, daß er etwas an seine Schloßkapelle zu Wittenberg schreiben dürfe. Auf sein Zugeständniß schrieb der Mönch und machte so grobe Schrift, daß der Churfürst zu Schweinitz sie lesen konnte; er führte auch eine so lange Feder, daß sie mit dem andern Theil bis gen Rom reichte und an die päpstliche Krone stieß, die darob dem Papste vom Haupte fallen wollte. Als der Churfürst die Hand ausstreckte sie zu halten, erwachte er. Er träumte gleich darauf noch einmal und zum drittenmal von dem Mönch und seiner Feder, und wie auf päpstliches Begehren er sich bemühte, diese zu brechen; aber je mehr sie sich daran versuchten,

1) Der Traum, den der Churfürst seinem Kanzler mitgetheilt hatte, ist aus dem Munde des Spalatinus von Musa, Superintendenten zu Rochlitz, aufgezeichnet worden. Das Gedächtniß desselben wurde erneuert namentlich aus Veranlassung der zweiten Säcularfeier der Reformation im J. 1717; so ist er abgedruckt bei Tentzel Histor. Bericht von der Reformation Lutheri, herausgeg. von Cyprian, Leipzig 1717 und 1718. S. 242 — 252. Desgleichen in dem Curieusen Geschichts-Kalender des hocherleuchteten Mannes D. Martini Lutheri. Leipz. 1718. S. 104 — 107, woselbst auch eine Abbildung des Traumes sich findet. — Und eine Rede von Imman. Weber De veritate somnii Friderici cogn. Sapientis, zu Wittenberg im Säcularjahr 1717 gehalten, vertheidigt die Wahrheit desselben und erklärt ihn für einen gottgesendeten Traum.

desto mehr starrte und knarrte sie, als wenn sie Eisen wäre: endlich ließen sie davon ab. Auf Befragen aber, wie er zu solcher Feder gekommen und wie sie so fest sei, antwortete dieser: sie sei von einer böhmischen hundertjährigen Gans; daß sie aber so fest sei, komme daher, daß man ihr den Geist nicht nehmen könne. Bald hernach kam ein Geschrei aus, es wären aus der langen Mönchs-Feder unzählig viel andere Schreibfedern zu Wittenberg gewachsen, und meinte man, sie würden mit der Zeit auch so groß und lang werden: und es werde gewißlich etwas sonderliches auf diesen Mönch und seine lange Feder folgen.

Auf diese Vorboten der Reformation, welche im Geist eines Mitarbeiters und eines Beschützers das Tagewerk Luthers auf Erden vorbildeten, möge schließlich hier aus dem Hause des großen Reformators eine Vorbedeutung folgen, welche den Heimgang einer gläubigen Seele ankündigte. Luthers Töchterlein Magdalena (geb. 1529) war krank und ging dem Tode entgegen, in einem Alter von 13 Jahren. Da träumte ihr: zwei Jünglinge von edler Gestalt kämen zu ihr und sagten, sie seien gesendet, um sie zur Hochzeit zu führen. Melanchthon aber deutete gleich am Morgen den Traum dahin: die Jünglinge seien die lieben Engel, die würden kommen und diese Jungfrau in das Himmelreich in die rechte Hochzeit führen; wie er auch bei einer spätern Erwähnung (s. Anm. 1.) auf die Engel Bezug nimmt, welche nach dem Evangelium die Seele des Lazarus geleiten. Und am selbigen Tage starb sie auch (20. Sept. 1542). — Es wird diesem Vorgang an Werth nichts entzogen, wenn man ihn als ein natürliches Ereigniß auffaßt [2]), — natürlich jedoch nur in einer so begnadigten Kindesseele, der (in dem akademischen Anschlag bei ihrem Leichenbegängniß) eine große Erkenntniß der Glaubenswahrheiten, ein Verlangen bei Christo zu sein und eine männliche Uebergebung in den Willen Gottes nachgerühmt wird. [3])

Es liegt in der Natur solcher Erfahrungen, durch die an

---

1) Nach Luthers Tischreden Cap. XLVIII. §. 9. W. von Walch Th. XXII. S. 1936 (wo der Traum der Frau Luthers zugeschrieben wird); und genauer nach einem Leichenprogr. (von Melanchthon) bei Walch Gesch. der Frau Catharina von Bora Th. II. S. 346. Anm. vergl. Th. I. S. 259 ff. S. auch Hofmann Catharina von Bora S. 155.

2) Wie auch von Walch geschieht am angef. O. Th. I. S. 261. Th. II. S. 345.

3) Ihr Name ist deshalb in dem Evang. Kalender unter dem 20. September, als ihrem Todestage, aufgenommen.

dem Wendepunkte des eigenen Lebens oder zugleich auch einer ganzen Kirchengemeinschaft die Seele über sich hinaus erhoben wird, daß sie fruchtbar sind und für alle Folgezeit denen, die desselben Weges gehen, zur Kräftigung und Erleuchtung dienen. Von dem Heimgang seiner Tochter sagte Luther zu denen, welche zur Bestattung kamen: „einen solchen Tod wollte ich auf diese Stunde annehmen." Und viele mögen es ihm nachsprechen. Was aber das Werk der Reformation betrifft, das dem Myconius in jenem Traum gezeigt worden; so ist das Arbeitsfeld, das er vor sich sah, wie viele treue Arbeiter seitdem auch darin gewirkt haben, noch immer unermeßlich. Möge denn der Herr der Kirche die Hände derer stärken, die sein Friedenswerk treiben, und neue Schaaren senden, die mit ihnen, gleich jenen Vätern unserer Kirche, eine selige Erndtezeit hier feiern.

F. Piper.

Lebensbilder

zum

evangelischen Kalender.

---

1. Die Taufe Jesu.

6. Januar.

Daß Jesus von Johannes dem Täufer die Taufe empfangen habe, ist eine über alle Zweifel erhabene Thatsache des Lebens Jesu. In der ältesten Kirche nahm sogar die Erinnerung an sie eine viel wichtigere Stelle ein als später, wie das damalige Tauffest beweist. Dieses wurde zwar nicht vor der Feier des Todes Christi eingeführt (1. Cor. 5, 7) auch nicht vor dem Auferstehungsfeste, aber doch lange vor dem Weihnachtsfest, als Fest der Epiphanie, der Erscheinung d. h. Offenbarung Christi. Es vertrat eine Zeitlang gewissermaßen auch das Weihnachtsfest, indem Jesu Geburt zum messianischen Beruf darin mitgefeiert wurde. Später ist die Taufe Christi und ihre Bedeutung ungebührlich in den Hintergrund gedrängt. Auch die Reformation hat das Tauffest nicht wieder hergestellt, obwohl nicht blos reformirte Theologen, sondern auch viele lutherische die Salbung Jesu mit dem heiligen Geist bei der Taufe, wodurch er Christus oder Gesalbter wurde, bestimmt hervorhoben und vor Allen Luther das Tröstliche lebendig erkannte, das in dem vollkommenen Gleichwerden des Gottmenschen mit uns, ausgenommen die Sünde, liegt.

Ueber das Geschichtliche des Taufvorganges selbst haben wir außer unseren Evangelien verschiedene Berichte aus dem judaistischen Kreise. Nach der s. g. Predigt des Petrus hätte Jesus ein Sündenbekenntniß vor dem Täufer abgelegt. Nach einem anderen wäre Jesus von seiner Mutter und seinen Brüdern aufgefordert worden, zur Johannistaufe zu kommen, hätte aber geantwortet: „was habe ich Böses gethan, um zur Taufe gehen zu müssen, es wäre denn, ich hätte unwissend damit gesündigt, daß ich das sage.“ Hienach hätte sich Jesus taufen lassen um der Möglichkeit willen, daß er ohne sein Wissen von Sünde berührt wäre. Demgemäß läßt dieser

Bericht Jesum vor der Taufe als sittlich ausgezeichneten Menschen, aber ohne klares Selbstbewußtsein erscheinen und seine wahre Persönlichkeit wird ihm erst durch die Taufe, welche als eine neue Geburt aus dem Geiste beschrieben wird. Daher läßt dieser Bericht die vom Himmel erschallende Stimme sagen, nachdem der heilige Geist in ihn eingegangen war: „Du bist mein lieber Sohn, heute habe ich dich gezeugt.“ Nach den Nazaräern kam die ganze Quelle des heil. Geistes nach der Taufe auf ihn, ruhte auf ihm und sprach zu ihm: „Mein Sohn, in allen Propheten habe ich dich erwartet, daß du kämest und ich in dir ruhete, denn du bist meine Ruhe, du bist der Erstgeborne, der König ist in Ewigkeit.“ Daß nun diese Berichte an Ursprünglichkeit hinter den evangelischen zurückstehen, erhellt schon aus der Ausschmückung bei den Einen, wornach eine mehrfache Stimme vom Himmel fiel und ein großes Licht alsbald den Ort umleuchtete; ferner daraus, daß Jesus nach der Taufe auf die Bitte des Täufers: „Herr, taufe du mich“, gesagt haben soll: „laß, denn so ziemt es sich, daß Alles erfüllt werde.“ Dieser letzte Zusatz will mit den Worten Matth. 3, 14. 15 verglichen sein, wo Jesus (aber vor seiner Taufe) ähnlich redet, um seinen Willen zu begründen, sich der Taufe zu unterziehen. Jene apokryphischen Worte dagegen machen den Eindruck, zum evangelischen Bericht einlenken zu wollen, aber ungeschickt. Denn was bei Matthäus angemessen dasteht vor Jesu Taufe als Begründung des Willens Jesu getauft zu werden, gibt fast keinen oder nur einen schiefen Sinn, wenn es, wie in dem apokryphischen Bericht, nach der Taufe zur Begründung der Ablehnung, den Johannes zu taufen, verwendet werden soll. — Die sogen. „Predigt des Petrus“ charakterisirt sich auch sonst als ein unglaubwürdiges Produkt mit willkürlichen häretischen Aufstellungen. Die Recension der Nazaräer endlich ist, während die beiden erstgenannten ebjonitischen Berichte in ihren Abweichungen von einander und von den Evangelien ganz offenbar von den jedesmaligen dogmatischen Vorstellungen influenzirt sind, unseren Evangelien durchaus mehr verwandt. Aber auch sie macht nicht den Eindruck der Ursprünglichkeit und Einfachheit. Die weitschweifige Breite des Wortes von Himmel soll dem Zwecke dienen, dem Zusammenhang zwischen dem alten und neuen Testament, und dem messianischen Königthum Israels auch an dieser Stelle einen Ausdruck zu geben, wie auch dem heiligen Geist die Stelle zu sichern, die sonst diese Partei ihm zuschrieb, wornach Christus Sohn des heil. Geistes ist.

Diesen unter sich so entzweiten Berichten, die sichtlich jedesmal nach dem dogmatischen Bedürfniß der Partei zugerichtet sind, steht nun in ihrer schlichten Einfachheit und vollkommenen wesentlichen Zusammenstimmung der Bericht unserer vier Evangelien desto glaubwürdiger gegenüber. Ihre Taufgeschichte ist nicht dogmatisch zugerichtet, sie vertritt einfach die gemeinchristliche Tradition. Beides ersieht man besonders aus der Stellung des Evangeliums Johannis (Joh. 1, 29 u. f.) zur Taufgeschichte. Diese wird als bekannt vorausgesetzt und nicht förmlich wieder erzählt, aber man sieht, daß nicht einer jener apokryphischen Berichte, sondern der unserer ersten Evangelien vorausgesetzt ist, und daran

wird festgehalten, obwohl doch die Logoslehre bei Johannes damit auf den ersten Anblick im Widerspruch zu sein scheint. Denn ist in Jesus der Logos Fleisch geworden, so kann es überflüssig scheinen, daß noch der Geist auf ihn herabkommt und auf ihm bleibt (Joh. 1, 31—33). Eine die Geschichte nach dem Dogma umzuformen geneigte Richtung hätte die Logoslehre so nicht zurückgestellt und auf ihren Ausdruck bei diesem wichtigen Factum nicht verzichtet. Eine kleine Schwierigkeit liegt allerdings darin, daß nach Matth. 3, 14. 15 der Täufer Jesum schon kennt, während nach Joh. 1, 31—33 er sagt: „ich kannte ihn nicht"; vielmehr habe seine Sendung zur Wassertaufe zu ihrem Zweck die Offenbarung Jesu (als Christus) für Israel. Aber nach dem Zusammenhang Joh. 1, 20. 25 und besonders 34 bedeutet des Täufers Wort nur: ich wußte vor der Taufe nicht, daß dieser der Sohn Gottes ist, ich hatte kein Wissen von seiner göttlichen Hoheit und Würde, aber damit ist weder gesagt, daß er von Jesu zuvor keine Kunde oder selbst Bekanntschaft mit ihm gehabt, noch daß er von ihm nicht eben daher eine hohe Vorstellung und Erwartung gehegt hatte (was vielmehr beides von Matthäus vorausgesetzt ist), sondern nur das sagt er, daß er vor dem göttlichen factischen Zeugniß für Jesus als den Christ bei dessen Taufe kein Wissen von seiner Gottes Sohnschaft gehabt habe, jetzt aber freudig dafür zeuge, theils indirect und verhüllter (um nicht seiner Selbstoffenbarung vor Unempfänglichen vorzugreifen) durch Ablehnung der Meinung, daß er, der Täufer, der Messias sei, sowie durch die Andeutung, daß er schon mitten unter ihnen stehe, den sie nicht kennen, Joh. 1, 19—28; theils sagt er unverhüllt seinen Jüngern, als Jesus nach der Versuchung wieder in seine Nähe kommt: Dieser ist es (Joh. 1, 30). Die Sendung der Priester und Leviten aus Jerusalem an den Täufer (Joh. 1, 19 ff.) fällt nemlich bereits in die Zeit nach Jesu Taufe. Was sonst von Unterschieden in den evang. Taufberichten sich findet, reducirt sich darauf, daß nach Matth. 3, 16, Marc. 1, 10 der Himmel sich für Jesus erschloß und er den Geist auf sich wie eine Taube herabkommen sah, während nach dem Ev. Joh. der Täufer dieses sah. Diese Verschiedenheit ist nach Lucas vielmehr als gegenseitige Ergänzung anzusehen. Er stellt den Vorgang in seiner vollen realen Objectivität hin, indem er den heil. Geist „in leiblicher Gestalt" wie eine Taube herabgekommen sein läßt, so daß also die Erscheinung in ihrer Objectivität eben so gut für den Täufer als für Jesus war. Das Letztere liegt bei Lucas auch

in dem Zusatz: während Jesus nach der Taufe im Gebete war, sei der h. Geist auf ihn gekommen und eine Stimme wurde vernommen, deren Worte sich an Jesus wandten. Aber auch bei Matthäus ist die Beziehung des Vorgangs auf das Bewußtsein des Täufers deutlich dadurch ausgedrückt, daß nach ihm die Stimme sich nicht an Jesus wendet, sondern über ihn Anderen, wenigstens dem Täufer, Zeugniß giebt: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Umgekehrt, so gewiß bei Johannes (1, 19—34) gänzlich zurücktritt, was die Taufe für Jesus selbst gewesen sei, weil der Täufer hierüber keine Auskunft zu geben, sondern nur zu begründen hatte, warum er in göttlicher Gewißheit von Jesu als dem Christ zeuge: so bestimmt findet sich doch auch bei ihm die Spur eines objectiven Vorganges, der sich auf Christus selbst bezog, und der es grade war, wodurch dem Täufer die Freudigkeit seines Zeugnisses für Jesus vermittelt wurde. Denn wäre dem Täufer nur in einer subjectiven Ahnung oder Vision die Messianität Jesu klar geworden, so hätte unmöglich Jesu Taufe für des Täufers Bewußtsein so epochebildend werden können. Auf einen objectiven Vorgang an Jesus weist des Täufers wiederholtes Wort: „Ich habe gesehen und (daher) seine Gottessohnschaft bezeugt“, obwohl er über die Stimme vom Himmel schweigt.

Hiemit haben wir auch für die **Bedeutung der Taufe Jesu** bereits gefunden, daß nach den Evangelien-Berichten mehr als eine Bedeutung der Taufe Jesu anzunehmen sein wird. **Erstens** hat sie dem **Täufer** durch ein göttliches Zeichen und Zeugniß jene Gewißheit von Jesu Messianität eingetragen, auf welche die Sicherheit seines Bewußtseins über Jesus und seines Zeugnisses von ihm bei dem Volke sich gründen sollte. In mehr als einem Israeliten (vergl. Simeon Luc. 2, 27 ff.) hatte der heil. Geist das Wissen von der unmittelbaren Nähe der Erscheinung Christi gewirkt, zunächst ohne die Kunde von der Person des Herrn selbst, und so hat auch der Täufer Anfangs nur die Gewißheit gehabt, der nach ihm komme, sei stärker und vor ihm gewesen (Matth. 3, 11, Joh. 1, 30), und er selbst sei gesendet, damit derselbe für Israel offenbar würde. Wie nun Jesus zu dem Täufer kommt, so sagt diesem sein Geist in zuversichtlicher Ahnung: dieser ist der Stärkere, auf den Israel zu hoffen hat, und in diesem Gefühl spricht er vor der Taufe Worte, die Matthäus berichtet, und will Jesu sich unterordnen, lieber sich von Jesu taufen lassen. Aber seine Demuth soll sich anders zeigen und dabei ihren Lohn finden.

Es soll in ihm nicht bei bloßer Ahnung verbleiben, daß Jesus der Christ ist, sondern er soll ein objectives göttliches Unterpfand für die unsichtbare göttliche Hoheit Jesu empfangen. Ob dieses Unterpfand ein inneres Schauen des objectiven Vorganges war, ein gottgewirktes Schauen in einem innerlich vor das geistige Auge tretenden Symbol oder Spiegel; oder aber ob auch äußerlich und für die leiblichen Sinne das Bild einer Taube erschien, ist an sich nicht so wichtig als dieses, daß der Täufer das Bewußtsein hatte, nicht bloß mit subjectiver Vorstellung oder Vision, sondern mit einem objectiven gottgewirkten Vorgang zu thun zu haben, der sich in das Bild der Erscheinung einer Taube, die sich über Jesus niederließ, kleidete. Doch spricht für die zweite Annahme am wahrscheinlichsten der Bericht des Lucas und des Johannes, mittelbar aber auch Matthäus und Marcus, weil nach ihnen auch Jesus den heiligen Geist wie eine Taube herniederkommen sah, wodurch der Vorgang dem rein inneren Gebiete im Geiste des Täufers entrückt ist. Für eben dasselbe spricht auch die Analogie anderer geschichtlicher Gottesoffenbarungen, z. B. Exod. 3. 1. König. 19. Denn zwar ihr Inhalt, weil er geistig ist, kann nur vom Geiste aufgefaßt werden, aber begleitende und entsprechende Vorgänge in der Sinnenwelt verleihen der inneren Geistesoffenbarung, zu der sie in innerer Beziehung stehen, noch ein wichtiges neues Moment, das ohne sie nothwendig fehlen müßte, nemlich das Bewußtsein der Unabhängigkeit der Offenbarung von dem Subject, die Gewißheit von ihrer objectiven, von Traum und subjectiver Vision specifisch verschiedenen Wirklichkeit. Die Taube wird erwähnt nicht als eine Incarnation des heil. Geistes, sondern als ein Symbol desselben. Wie alles menschliche Gottesbewußtsein an und mit dem Weltbewußtsein sich entfaltet, so ist der Taufe Christi ein Taubenbild als sinnliches Substrat beigeordnet, einerseits um den reinen und sanften Charakter des Gottesgeistes, aber auch um die einheitliche Fülle und geschlossene Ganzheit des Geistes, der sich auf Jesum niederließ, auszudrücken. Nicht die Schnelligkeit des Fluges ist dabei als bedeutungsvoll zu nehmen, vielmehr im Gegensatz gegen die mehr blitzartigen extasenähnlichen Wirkungen des Geistes bei den Propheten fällt hier das Gewicht darauf, daß der Geist r u h e t auf Jesu, auch nicht bloß schweben bleibt über Jesu (wie bei der ersten Schöpfung von dem über den Wassern schwebenden Geiste geredet wird), sondern auf ihm ruht, um in ihm zu bleiben, und weil die Fülle des Geistes (Joh. 3, 34) ihm gegeben ist, darum vermag er auch

Andere mit heiligem Geist zu taufen (Joh. 1, 33). Der welcher nicht bloß Antheil hat an dem heil. Geist, sondern ihn selbst in seiner Fülle, der hat auch die Macht, ihn Andern mitzutheilen (Joh. 7, 39; 20, 21. 22).

Aber es war nicht sowohl um den Täufer als diesen Einzelnen dabei zu thun, wenn diesem ein Antheil an der Offenbarung bei Jesu Taufe wurde, als vielmehr ihm ward dieses Wissen des Volkes wegen. Das Erste, wodurch Jesus bei dem Volk eingeführt wurde, sollte nicht sein eigenes Zeugniß von sich sein, sondern durch den Täufer sollte er eingeführt werden, der von sich zu Christus wies und zwar erfolgreich (Joh. 1, 37 ff.). Dazu kommt noch ein Moment von bleibender Bedeutung. In Johannis Predigt ist die Bußpredigt des Elias und die messianische Weissagung, also Gesetz und Prophetie, oder die alttestamentliche Verkündigung des Idealen, Seinsollenden — zusammengefaßt wie in einer letzten Spitze, in welcher beide zusammenwirkend die Richtung auf die Gegenwart Dessen nehmen, in welchem Gesetz und Prophetie zur realen Erfüllung gelangt sind, und darum heißt der Täufer der größeste unter den vom Weibe Geborenen, Matth. 11, 11. Indem nun so der Täufer das alte Testament, aber noch auf alttestamentlichem Boden in sich zusammenfaßt und andererseits Jesum tauft, den Stifter des neuen Bundes, so ist es das alte Testament, das in des Täufers Thun den Stifter des neuen Bundes inaugurirt, zum Zeichen des inneren unauflöslichen Zusammenhangs zwischen dem alten und neuen Bund, zum Beweis, daß der alte Bund selbst nach seinem innersten Sinn in den neuen überzugehen und durch ihn zum alten zu werden verlange. Das alte Testament vertritt in dem Täufer die Stelle des Dieners und Vermittlers des neuen, das nicht sein Werk, obwohl dermaßen seine Verkündigung ist, daß das alte Testament in dem Täufer Jesu die erste Huldigung und die Anerkennung darbringt, in ihm sei die Wahrheit Israels und des alten Bundes erschienen, die Verwirklichung des ewigen Gottesgedankens, der so viel höher ist als Gesetz und Prophetie, daß von ihm auch diese beiden, Johannes mit eingeschlossen, bedingt und abhängig sind, Joh. 5, 33 ff. So war es nur natürlich, daß Johannes im Gefühl von Jesu Würde sich ihm unterordnen und dem Ursprünglichen den Vorrang lassen will. Aber da Jesu Herrlichkeit nicht zunächst die eines Königthums Israels, wie noch die Nazaräer meinten, sein sollte, sondern die in Selbstverläugnung und Demuth sich verhüllende und dem Gesetz frei unterthane Hoheit

der Liebe, so hatte die Demuth des Täufers (ähnlich wie bei der Fußwaschung die des Petrus) sich, statt eigenwilliger Selbstunterwerfung unter Jesus, vielmehr darin zu beweisen, daß sie zur willigen Dienerin für die Selbsterniedrigung Christi sich hergab und dadurch zur beredtesten Zeugin der inneren Zusammengehörigkeit beider Testamente ward. Gesetz und Prophetie sind wohl innerlich abhängig von der Idee Christi, aber sie müssen geschichtlich auch ihre beziehungsweise Selbstständigkeit haben, sogar Christus gegenüber. Denn nur dadurch soll das A. T. überschritten werden, daß es erfüllt wird, und namentlich auch dem Gesetz durch Christi Thun und Leiden sein Genüge geschieht (Gal. 4, 4 u. 5). So ist deutlich, daß das A. T. nach Jesu Willen selbst sich vor ihm noch nicht zu beugen und gleichsam abzudanken hat, bevor Gnade und Wahrheit durch sein Leben, Leiden und Sterben hervorgeboren sind (Joh. 1, 17). Es hat das A. T. kraft der freien, aber nicht willkürlichen Liebe Christi an ihn selbst noch ein Anrecht, bis er dasselbe völlig in sich verwirklicht und gleichsam hereingenommen hat. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit dem Leben der Gläubigen. So weit sie in Christo Jesu sind, sind sie hinaus über Gesetz und Prophetie; aber so weit sie noch nicht in Christo sind, dem erhöheten Herrn, in welchem Gesetz und Prophetie ihre Erfüllung haben, in soweit bleiben Gesetz und Propheten noch die Boten des Herrn, die von ihm unterschieden und doch abhängig zu ihm selber ziehen und treiben sollen und zu seiner Gemeinschaft. Es liegt also in Jesu Taufe durch Johannes ein sprechendes Denkmal von dem innern Verhältniß zwischen dem alten und neuen Bund.

Aber dies führt auf die Bedeutung der Taufe für Jesus selbst. Wenn diese bei Matthäus und Marcus besonders betont wird, dagegen die bisher besprochene Bedeutung für den Täufer und das Volk mehr bei Johannes, so ist es gleich unzulässig, bei Johannes ein Verschweigenwollen dieser letzteren Seite anzunehmen, weil sie der Würde Jesu (Joh. 1, 14) nicht entspreche, als über der Relation bei Matthäus und Marcus von dem, was Jesus durch die Taufe ward, zu vergessen, was er nach Matth. 1, 20 ff. Luc. 1, 35. 2, 49 schon von Geburt war. Man hat gemeint, die johanneische Darstellung, nur dabei verweilend, was die Taufe Jesu für den Täufer und das Volk war, gehe darauf aus, die synoptische Tradition zu unterdrücken. Aber solchem Zweck wäre es sehr wenig entsprechend, daß die Erinnerung an sie vielmehr ausdrücklich durch den johanneischen Bericht

über den Täufer erweckt, nichts wider sie gesagt, sondern aus der herrschenden Tradition (und das war die synoptische) Solches als bekannt vorausgesetzt wird, wodurch erst des Täufers Worte bei Johannes verständlich, ja, wie wir sahen, ergänzt werden. Umgekehrt muß in dem Zug des Berichtes der drei ersten Evangelisten von dem Herabkommen des Geistes auf Jesum bei der Taufe zum voraus ein nur sehr schwacher Halt für eine niedrigere Vorstellung von Jesu, als die johanneische ist, erkannt werden, wenn doch auch Johannes diesen Zug aufnimmt und wenn umgekehrt auch Matth. 1, 20 ff. und Luc. 1, 35 von Jesu übernatürlicher Geburt vorher geredet haben. Schon dadurch wird statt des Versuches, die Evangelisten zu entzweien, vielmehr die Frage empfohlen, ob nicht Beides wohl mit einander bestehe, die Bedeutung der Taufe Jesu für den Täufer und das Volk, und andererseits für seine eigene Person?

Um nun die letztere zu verstehen darf man freilich nicht mit Strauß von einer Abhängigkeit Jesu von dem Täufer im Sinne einer Jüngerschaft reden oder gar in Jesu Taufe eine Taufe zur Buße sehen wollen. Das Letztere verdient kein näheres Eingehen. Es wäre damit das Christenthum selbst geleugnet. Die oben vernommenen Sectenberichte, die auf eine Bußtaufe hinauslaufen, haben selbst nur dadurch den Schein des Christlichen noch bewahren können, daß sie eine der wahren Menschheit Jesu widersprechende Kluft zwischen Jesu Leben vor und nach der Taufe statuiren, und durch den höheren Geist, der bei der Taufe über Jesum gekommen sei, den früheren Menschen Jesus gleichsam vernichten, an seine Stelle in abrupter Weise einen neuen reinen setzen, also, wie oben angedeutet, ihr Tauffest vielmehr zum Weihnachtsfeste machen und erst bei der Taufe den historischen Christus gezeugt werden lassen, so daß der Ebjonitismus hier in Doketismus umschlägt. Was aber die andere Meinung anlangt, so ist sie, verlassen, wie sie ist, von allem geschichtlichen Zeugniß, eine müßige Hypothese, die gegen alle Berichte verstößt, und nicht einmal an den Johannisjüngern einen Halt hat. Geschichtlich steht vielmehr die freiwillige Unterordnung des Täufers unter Jesus fest. Man hat gesagt, die Worte des Täufers, in welchen er persönlich vor Jesu sich beugt, und durch welche Jesu Jüngerschaft bei dem Täufer ausdrücklich ausgeschlossen wird, seien psychologisch unmöglich, weil Keiner freiwillig den Antheil an weltgeschichtlichem Wirken, der ihm beschieden sei, an einen Anderen abtrete. Aber darauf dient zur Antwort, daß zwar nach weltlichem Maaßstab von Ruhm und Ehre solche

Beugung unnatürlich erscheinen möge, daß aber ein starker und demüthiger Mann, wie der Täufer, die ihm vom Geiste des A. T. verliehene und frei angeeignete Größe eben darin bewährte, daß er zwar Scheingrößen gegenüber kein Schilfrohr ist, aber auch, als die wahre Größe erscheint, ihr ohne Schwanken und Zögern die Ehre giebt, und in den Schranken des ihn auszeichnenden Berufes bleibend nicht ein Rivale des Messias sein will, sondern ein Genosse der Freude über des Bräutigams Stimme. Wie hiezu auch Matth. 11 vollkommen stimmt, kann hiet nicht ausgeführt werden.

Was ist nun aber die wirkliche Bedeutung der Taufe für Jesus selbst? Nach den evang. Berichten hat Jesus das Bewußtsein gehabt, daß auch er sich der johanneischen Taufe zu unterziehen habe. Er sieht in Gesetz und Propheten, die an ihn noch ein Recht haben, bis er sie durch Erfüllung überschritten hat, ein göttliches Sollen auch für sich; „denn also ziemet es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Er will nicht auftreten als Messias aus eigener Vollmacht und nach eigener Wahl der Zeit oder des Ortes, sondern, wie er Joh. 5, 20 sagt, thut er Alles, was ihm der Vater zeiget; er zeigt es ihm aber unter Anderm besonders durch die Oekonomie des A. T., die er in dem Täufer zusammengefaßt und in reiner gottgeordneter Verwaltung erblickt. Sieht er in ihm den Elias, der Alle zur Buße führen soll, so sieht er auch nicht minder in ihm die göttliche Sendung, durch welche der Anbruch des Messianischen Reiches verkündigt und auf den, der da kommen soll, hingewiesen werden muß; in dem Täufer ist nicht blos Gesetz sondern soweit irgend es noch innerhalb des alttestamentlichen Bodens möglich, auch Evangelium. Jesus sieht in ihm die Spitze der alttestamentlichen Prophetie, durch welche die Weissagung von dem Künftigen die letzte mögliche Stufe beschreitet, wo sie schon in die Verkündigung der Gegenwart des Heilandes übergeht und nun fordert, das Hoffen in Glauben zu verwandeln. So wird also Jesus, der im Alten Testamente, den Täufer mit eingeschlossen, eine Gottesoffenbarung weiß, zu dem gottgesendeten Täufer sich hingezogen gefühlt haben, um zu der inneren Selbstgewißheit seines Berufs noch die objective Bestätigung in der göttlichen Welt der Offenbarung A. T. und ihrem letzten Propheten zu haben. Er durfte erwarten, daß, so gewiß er sich als die Wahrheit A. T. wußte, so gewiß werde Gott durch des Täufers Mund und gottverliehenes Wissen den alten Bund ein Zeugniß für ihn ablegen, ja durch den alten Bund den Stifter des neuen einführen lassen

in seinen Beruf. Und indem das wirklich geschah, wurde für Jesu Bewußtsein, das wir ja auch als ächt menschliches zu denken haben, etwas gegeben, was es zuvor nicht hatte. Jesus hat, indem er sich von Johannes die Taufe erbittet, dem A. T. seine Gerechtigkeit und Ehre werden lassen, sein Unterthanseinwollen unter dem Gesetz und der Prophetie in Beziehung auf sein Wissen oder Bewußtsein wie sein Wollen bethätigt, und hat dafür auch die Anerkennung und Huldigung Seitens der ganzen alttest. Offenbarung durch den Mund des Täufers empfangen: und dieses Zeugniß des A. T. für ihn durch den Täufer war ihm schon ein göttliches Zeugniß, das freilich an Unmittelbarkeit noch überboten werden sollte durch die Stimme vom Himmel, mit der sein bisheriger Wandel unter dem Gesetz belohnt ward. Dazu kommt ein Weiteres. Die Taufe Johannis, weit entfernt nur überhaupt Bußtaufe zu sein, schloß mit der Verheißung der Nähe des Himmelreiches die Forderung in sich, in die Ordnung des Reiches Gottes, wie es von Alters angelegt nun hervortreten sollte, sich gänzlich eingliedern zu lassen. So war die Johannistaufe seitens der Täuflinge die Erklärung der Bereitwilligkeit oder das Gelübde, sich dem Reiche Gottes ganz zu weihen in selbstverleugnender Hingebung. Ist doch der Kern der Buße selbst schon ein kräftiges Verlangen nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit überhaupt und hiervon ist nur eine Folge das innere Abstoßenwollen der Sünde und die Reue bei denen, welche in Sünde sind. Obwohl nun Jesus sündlos war, so war er doch noch nicht vollendet, die Versuchungen und Anfechtungen, die noch folgen sollten, waren noch nicht überwunden. So hat also Jesus sich der Johannis-Taufe noch aus einem weitern Grunde unterziehen können, ohne damit eine leere Ceremonie, einen nur epideiktischen Act zu vollbringen. Wie er die objective in der Sprache der ganzen Offenbarungsgeschichte gegebene Gewißheit seines messianischen Berufes hier zu suchen hatte und sie fand, indem er dem A. T. seine Ehre gab, so legte er hier auch factisch das Bekenntniß der Bereitwilligkeit ab, in Selbstverleugnung und Selbstvergessenheit sich dem Reiche Gottes zu weihen. Ein Anderes ist es freilich mit dem König, ein Anderes mit den Genossen dieses Reiches. Aber die Verschiedenheit der Stellung und der beiderseitigen Pflichten ist nicht so groß, daß nicht selbst die äußere Symbolik der Taufe, das Untertauchen und Begrabenwerden in dem Wasser und das Wiederaufstehen, auch für Jesum seine Bedeutung hätte. Wenn er in einer späteren Zeit (Luc. 12, 49. 50) sagt, „Aber zuvor muß

ich mich taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde", so können wir lernen, wie Christus seine Taufe wird angesehen haben. Die Taufe durch Johannes ist ihm, dem Haupte des Reiches, das Symbol von der Taufe, die ihn in die Fluth ernster, bitterster Leiden versenken soll, weil ihm geziemet alle Gerechtigkeit zu erfüllen; und dem Symbol von dieser ernsten Leidenstaufe unterzieht er sich zum Ausdruck der Bereitwilligkeit zur vollkommenen Selbstopferung für das messianische Reich. Wenn Lucas von einem Gebete Jesu bei seiner Taufe redet, so wird er in solchem Gebet sich selbst Gott dargeboten haben zum Lamm, das die Sünde der Welt tragen will, und die himmlische Stimme: du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, wird ihm, gleichsam als ein Kuß, den der Vater dem Sohne giebt, zur Versiegelung daran geworden sein, daß nicht bloß Jesu Vergangenheit bis dahin rein und gottgefällig, sondern auch dieses geistige Opfer, darin der Sohn jetzt dem Vater sich selbst darbringt, diesem süß und angenehm, der Sohn aber fortan mit dem Werk der Erlösung der Welt betraut sei. Dieses innere Opfer setzt sich als Grundwollen in Jesu öffentlichem Leben fort, bis es vor den Thoren der eigentlichen Leidenszeit sich auf höherer Stufe zu erneuern hat und in Gethsemane, gleichfalls noch ideell oder auf dem Boden des Geistes, wie hier, aber bereits mitten im Drang der feindlichen Mächte der Kampf durchgekämpft und die opferwillige Gottergebenheit auch in das Letzte und Aeußerste seines nahen Schicksals befestigt ist. Wie viel Vorbildliches in diesem Allem liege, bedarf keiner Ausführung. Das Bisherige hat gezeigt, die Taufe Jesu ist von seiner Seite einmal eine sehr bedeutungsvolle L e i s t u n g sowohl im Verhältniß zur ganzen alttest. Oekonomie, als auch zum Reiche Gottes, das durch ihn kommen soll. Aber seine Leistung in demüthiger Unterwerfung unter die Oekonomie A. T. und in vollkommner Opferwilligkeit wird auch gekrönt mit einer g ö t t l i c h e n G a b e und dies ist die andere wichtige Seite in der Bedeutung seiner Taufe. War sonst Johannis Taufe nur Wassertaufe, so wird hier die Taufe mehr, indem Gott selbst zum Täufer wird, nachdem Johannes getauft hat. Gott selbst vollzieht hier die e r s t e T a u f e m i t h e i l i g e m G e i s t, die erste christliche Taufe, die zugleich die grundlegende ist für alle folgenden, durch ihre Kraft bestehenden. Diese Seite der Sache war zwar schon im Bisherigen zu berühren; wir haben aber noch besonders bei ihr zu verweilen.

Wenn wir in der Taufe Jesu ein factisches Bekenntniß

seines Lebensentschlusses und den Willen gewahrten, sich dem Gotteswillen, wie er sich Jesu innerlich durch sein Selbstbewußtsein, objectiv aber durch die Sünde der Welt einerseits, durch Gesetz und Propheten andrerseits offenbarte, zu unterwerfen, so dürfen wir den sittlichen Willen Jesu dabei doch nicht in Form des Selbstvertrauens und selbstvertrauenden Gelübdes denken. Sondern allein der Gemeinschaft mit dem Vater, in der er bewußt seit dem zwölften Jahre stand, die aber als persönliche Gemeinschaft nicht einmal für immer von selbst fortdauert oder in physischer Weise wächst, sondern die täglich erneuert sein wollte, will er vertrauen. Der Menschensohn opfert sich selbst nicht ohne auch alle Selbstgenugsamkeit ohne des Vaters Geist und Kraft zu opfern. Seine Liebe zum Vater ist nie ohne ein Geliebtsein- und Empfangen-Wollen vom Vater, und so kann auch nicht sowohl von einem Gelübde der Treue gegen seinen Beruf die Rede sein, als vielmehr in letzter Beziehung nur von seinem lauteren und reinen Willen, an dem Vater zu hangen ohne Wanken in nie unterbrochener Liebesgemeinschaft, um von ihm fort und fort die Kraft für das Werk und das Leiden Tag für Tag zu empfangen. Dafür spricht sein ganzes späteres Gebetsleben, von welchem uns so viele Spuren aufbehalten sind — auch Bittgebete —; und Lucas hat, wie schon erwähnt, auch bei der Taufe Jesu seines Gebetes nicht vergessen. Hat Jesus am Ende seiner irdischen Laufbahn um seine Verklärung bei dem Vater gebetet, hat er die letzte Stufe seiner Verherrlichung auch durch Gebet errungen (Hebr. 5, 7 ff.): so wird es auch sein Gebet gewesen sein, wodurch für den Menschensohn die höhere persönliche Stufe vermittelt ward, welche von seiner Taufe an nach den Evangelisten datirt. Das reimt sich auch sehr wohl mit der Vereinigung des ewigen Sohnes Gottes und des Menschen, welche schon bei seiner Geburt muß Statt gefunden haben. Denn die Selbstmittheilung des Logos an Jesu Menschheit ist eine fortgehende und fortschreitende gewesen, je nachdem neue Seiten sich in Jesu erschlossen haben. Sie ist in grundlegender Weise schon von Anfang an so da, daß Jesus nie und in nichts bloß menschlich ist, sondern immerdar gottmenschlich. Aber die neuen Seiten seiner sich erschließenden menschlichen Empfänglichkeit müssen immer, nachdem sie gereift sind, das auch wirklich empfangen, wofür sie empfänglich sind, bevor sie in gottmenschlicher Kraftfülle dastehen. Und so ist sein ganzes Leben wachsthümlich durch die Selbstbeschränkung, welche die Selbstmittheilung des Logos an die Menschheit sich

auferlegt, damit ein wahres und urbildliches Werden in Jesu wäre, und dennoch ist Jesu ganzes Leben gottmenschlich, von dem bloßen Theilhaben der Propheten am h. Geist spezifisch verschieden. Fragt man genauer, was denn Jesu in der Taufe mitgetheilt worden sei, das er nicht schon zuvor hatte, so ist unzweifelhaft dabei an etwas auf sein Amt Bezügliches zu denken, wie denn Act. 10, 38 vgl. Luc. 4, 18 diese Ausrüstung zum messianischen Amte mit dem Worte „Salbung mit dem h. Geiste" bezeichnet ist. Jesu Taufe ist der Tag seiner Salbung, durch welche er nun wirklich Christus ist, gesalbt zum Königthum, Priesterthum, Prophetenthum, wie schon die Weissagung in ihren verschiedenen Stadien diese drei Hauptseiten hervorhob. An etwas nur Einzelnes, wie die Mittheilung der messianischen Wundergabe zu denken, wäre zu wenig; ein solches Einzelnes bliebe denn auch der Person Jesu selbst zu äußerlich und accessorisch. Vielmehr die Einheit und Totalität seiner gottmenschlichen Person wurde auf eine höhere Stufe erhoben in der Taufe, wie eine noch höhere nach Röm. 1, 3 durch seine Auferstehung bezeichnet ist. Die Epoche seiner ethischen Selbstbildung schließt damit ab, daß sein Selbstbewußtsein, kraft dessen er sich selbst in seiner urbildlichen Reinheit und Heiligkeit im Gegensatz gegen die sündige Welt wußte und behauptete, sich mit dem Gattungsbewußtsein in der Art vermählte, daß aus beidem zusammen, dem Bewußtsein von seiner Person und von der Beschaffenheit der Welt das erbarmende Verlangen nach Errettung der Welt von Irrthum und Schuld, Sünde und Tod in ihm erwuchs, dieses Verlangen aber nach dem ihm angemessenen Werk und Thun seit seiner Taufe von dem gottmenschlichen Bewußtsein seines innern und äußern Berufes getragen war.

Noch ist endlich zu sehen, wie sich die Herabkunft des Geistes Gottes auf Jesus bei der Taufe mit seiner natürlichen Gottessohnschaft von Geburt an durch den Logos reime? Es scheint ja bei der Taufe eine Zugabe zu dem, was er zuvor hatte, von außen oder von oben gelehrt, während doch der Logos in ihm war, und also zu erwarten wäre, daß die ganze gottmenschliche Entwicklung ihren geschlossenen inneren Verlauf durch wachsende Ausbreitung der Wirksamkeit des Logos in dem sich entfaltenden Menschen finde. Die Antwort liegt in dem Satz: „Für Gott selbst giebt es kein Oben und kein Unten." Diese räumlichen Bezeichnungen haben ihre Bedeutung für die Welt. Das Abhängige, Empfängliche ist im Verhältniß zu Gott das Untere:

und so kann von einem Oben und einem Unten geredet werden, wenn auch die Herabkunft des Geistes Gottes auf Jesu-empfängliche Menschheit als Selbstmittheilung der Kraft des Logos an diese Menschheit betrachtet wird, wie es nöthig sein wird, um nicht die Fleischwerdung des Logos zu einem müßigen Schatz und die Mittheilung der messianischen Kraft und des entsprechenden Kraftbewußtseins zu etwas Abruptem zu machen. — Andrerseits ist aber auch zu bedenken, daß das N. T. im Anschluß an das alte überall, auch in Christus, das Göttliche, insofern es dem Menschen innerlich zu eigen geworden ist, mit dem Namen des Geistes, des Pneumatischen bezeichnet und hier nie des Wortes Logos sich bedient (vgl. Joh. 3, 34. Matth. 12, 28. 1 Cor. 15, 45 ff. 2 Cor. 3, 17. Röm. 1, 4. Hebr. 9, 14 vgl. 7, 16.) was damit gut zusammenstimmt, daß der h. Geist vom Sohn wie vom Vater, oder vom Vater durch den Sohn ausgeht. — Daß mit dem Antheil Jesu an göttlichem Wesen von Geburt an sich die Salbung mit dem h. Geiste wohl vereine und es eben so falsch wäre, die Salbung auf Kosten der heil. wunderbaren Geburt Jesu zu betonen, als die Geburt Jesu auf Kosten seiner Salbung, das zeigt nicht blos das Evang. Johannis, sondern auch Luc. 4, 18, wo zusammengestellt wird was Jesus vor der Taufe war, und was er durch sie wurde: „der Geist des Herrn ist auf mir, deßhalb hat er mich gesalbet."

Die Taufe Christi ist nach all diesem ein so bedeutungsvolles, epochebildendes Factum in Jesu Leben, daß es die kirchliche Auszeichnung und Feier, die ihm von Seiten der ältesten Christenheit wurde, wohl verdient. Sie ist erloschen in der Weihnachtsfeier nicht ohne Einfluß einer einseitigen Lehre von Christi Person, welche für die Taufe Jesu nur eine sehr prekäre Bedeutung übrig läßt. Daß das Fest der Heiden und Jesu erster Tempelbesuch sich gar angemessen an den Weihnachtscyclus anschließt (Epiphanias und erster Sonntag nach Epiphanias nach den kirchl. Perikopen) ist unleugbar. Daher würde wohl eine Herstellung des Tauffestes an den zweiten Sonntag nach Epiph. der schon jetzt das Evangelium von Jesu Taufe zu seiner Perikope hat, sich anzuschließen haben. Aber erst dann wird sich an dem Weihnachtsfest das Tauffest wieder entzünden, wenn eine eindringendere Einsicht in das gottmenschliche Werden Jesu und in den Zusammenhang zwischen seiner Person und seinem Werke Gemeingut der evangelischen Kirche geworden und eben damit sowohl der Unterschied als die Zusammengehörigkeit von Jesu Geburt und Salbung er-

kannt sein wird. Daß die Feier der Taufe Jesu auch für das Verständniß des innern Verhältnisses zwischen A. u. N. T., das jetzt so vielfach zu entgegengesetzten Einseitigkeiten hin schwankt, fruchtbar werden könnte, wird aus dem Obigen erhellen: von der reichen Vorbildlichkeit der Taufe Jesu zu schweigen. Aber vielleicht die wichtigste Frucht solcher Herstellung der urchristlichen Feier der Taufe Jesu für die Kirche der Gegenwart wäre der Gewinn, der dem jetzt so vielfach verdunkelten Verständniß der Bedeutung des Sacramentes der Taufe um so mehr erwachsen müßte, je mehr das kirchliche Leben und Glauben sich andächtig in die Betrachtung des heilsgeschichtlichen Factums vertiefte, in welchem wie wir sahen, die Grundlegung der christlichen Taufe liegt.

J. A. Dorner in Göttingen.

---

2. Die Einsetzung des heiligen Abendmahls.

Gründonnerstag.

Dieß ist der Tag, der sich für unsern Herrn nicht, wie andere, mit einer Ruhe endete, in der er in friedlichem Schlummer oder in ungestörtem Umgang mit dem Vater Erquickung und Stärkung zu dem Werk seines Lebens fand. Mit dem Schlummer war es für ihn ganz vorüber, bis er am Kreuze in den Todesschlummer sank. Was ihm bevorstand, war ihm nicht verborgen. Er wußte, daß sein Leiden, das am folgenden Tage mit dem Kreuzestod enden sollte, schon in der bevorstehenden Nacht beginnen würde. Der Tod überraschte ihn nicht; mit vollkommener Klarheit ging er demselben entgegen. Daraus erklärt sich, von welch einer wunderbaren Stimmung er am Abend jenes Tages ergriffen war, und wie er nicht müde ward, seine Jünger über die ungeahnte und unbegreifliche Wendung der Dinge, die ihnen nahe bevorstand, zu trösten. Wer fühlt es den letzten Gesprächen des Herrn mit seinen Jüngern nicht ab, daß es die Gespräche eines Abschiedes sind, der für sie und für ihn selbst von der allergrößten Bedeutung war? Denn als er sich von dem gemeinsamen Mahle erhob und seine Kleider ablegte, um seinen Jüngern die Füße zu waschen und sie zu trocknen mit dem Schurz, damit er umgürtet war, was konnte das anders sein, als der letzte Versuch des scheidenden Meisters, seinen Jüngern, die immer noch so sehr geneigt waren, sich über einander zu erheben, auf eine un-

vergeßliche Weise die Schönheit und Nothwendigkeit der Demuth zu zeigen? Kann doch ohne diese die Liebe, an der die Jünger des Herrn zu erkennen sein sollten, nicht bestehen und sich nicht in der edelsten Gestalt, nämlich als dienende Liebe zeigen, die, sich sich selbst vergessend und opfernd, in jede Tiefe hinabsteigt. Zugleich aber wies sie der Herr auf das Bedürfniß einer inneren Reinigung hin, die nur von ihm selbst vollzogen werden konnte, und der sie nicht widerstreben durften, wenn sie Antheil an ihm haben wollten.

Doch hiermit hatte der Herr weder sich selbst, noch dem Bedürfniß der Jünger genug gethan, und jene tiefe Herablassung bei der Fußwaschung hätte ihnen nur das Herz öffnen sollen, um den Aufschluß über die viel tiefere zu vernehmen, zu der er bereit war, über die Herablassung bis zum Tode am Kreuz. Sie waren für das Wort des Herr von seinem Leiden und Sterben bis dahin ganz unempfänglich gewesen. Auf die erste bestimmte Ankündigung seines Todes, hatte Petrus dem Herrn mit Bestürzung geantwortet: Herr, das widerfahre dir nur nicht! Damit hatte er aber nur ausgesprochen, was alle Jünger bei jener Verkündigung fühlten, die sich im Widerstreit mit allen ihren Erwartungen befand. Je mehr der Glaube in ihnen erstarkte, daß ihr Meister der verheißene Christus und der Sohn des lebendigen Gottes sei, desto undenkbarer war ihnen sein Leiden und Sterben. Er hatte sie einst mit der Zusage empfangen: Von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menschen Sohn, und vor ihren Augen hatte sich seine Zusage erfüllt. Sie hatten gesehen, wie ein Wort von ihm hinreichte, um Todte in das Leben zurückzurufen. Wie hätten sie fürchten sollen, daß er selbst der Macht des Todes unterliegen würde? Ein Wort von ihm schien zu genügen, um die Feinde, die seinen Tod beschlossen hatten, vor ihm niederzuwerfen, und dies schien ihnen widerfahren zu müssen, damit er seine Herrschaft, der eine ewige Dauer verheißen war, antreten könnte. So fand sich in den Erwartungen der Jünger keine Stelle für den Tod des Herrn, der ja auch uns, sofern wir den Tod als die Strafe der Sünde, den Herrn aber als den eingebornen Sohn Gottes erkennen, ohne einen göttlichen Aufschluß als ein völlig unlösbares Räthsel, ja als ein Aergerniß erscheinen würde. Es schien nur eines von beiden denkbar zu sein: entweder er ist der, der da kommen soll, und dann wird er nicht sterben; oder er stirbt, und dann ist er der Verheißene nicht. So stand es mit den Jüngern, als der Herr schon im Begriff war in den Tod zu gehen.

In diese Zeit, in die letzten Stunden des Zusammenseins mit ihnen fällt jene Handlung des Herrn, die für den Augenblick und für die Jünger, zugleich aber für alle Zeiten und für die ganze Gemeinde der Gläubigen von der höchsten Bedeutung war, die Stiftung des heiligen Abendmahls.

Schon im alten Bunde gab es ein Abendmahl. Es war eine göttliche Stiftung aus jener Zeit, auf welche das Volk Gottes als auf den glänzendsten und hoffnungsreichsten Theil seiner Geschichte zurückblickte; aus den Tagen, in welchen der Herr, eingedenk der großen Verheißungen, die er den Vätern gegeben, sein bedrängtes Volk mit starker Hand aus der Aegyptischen Knechtschaft erlösete. In der Nacht, in welcher der Todesengel durch Aegyptenland ging, war nach Gottes Befehl jeder Hausvater mit den Seinen zu einem heiligen Mahle versammelt, während die Thür des Hauses mit dem Blute des Lammes bezeichnet war, dessen Fleisch bei diesem Mahle genossen wurde. Der Engel, der den Befehl hatte, alle Erstgeburt in Aegypten zu schlagen, ging verschonend an jedem Hause vorüber, das mit dem Blute des Lammes bezeichnet war, und in welchem das Passa, das ist das schonende Vorübergehn des Herrn, gefeiert ward. Die Feiernden aber waren schon zur Abreise gerüstet, und mit dem Wanderstab in der Hand erwarteten sie den Ruf zum Aufbruch. Das ist die Nacht, in welcher der Herr sein gefangenes Volk erlöset hat.

Mit dieser Erlösung begann für das Volk eine ganz neue Zeit, denn erst jetzt wurde es zum Volke des Herrn, und darauf beruht es, daß der Passamonat zu dem ersten aller Monate und daß die Passanacht zu einer alljährlich wiederkehrenden Feier bestimmt ward, was mit solcher Strenge geschah, daß die Vernachlässigung dieser Feier mit der Ausrottung aus dem Volke Gottes bestraft werden sollte. Das Passamahl, das jener großen Erlösung vorangegangen war und durch dessen Feier sich das Volk auf jene große That Gottes vorbereitet hatte, sollte in jedem Jahre, zu derselben Zeit, in derselben Nacht, wo es das erste Mal gehalten worden war, wiederkehren, nur mit dem Unterschied, daß das Blut des Passalammes nicht an die Pfosten und Ueberschwellen der Thüren gestrichen, sondern am Orte der gemeinsamen Sühnung, am Altare des Herrn, ausgegossen wurde. Bei brennenden Lichtern, zur Abreise gegürtet, den Stab in der Hand: so sollte das Volk des Herrn Jahr für Jahr das Passamahl halten und das Fleisch des Lammes essen, dessen Blut zur Sühnung ihrer Seelen an die geheiligte Sühnungsstätte gebracht wurde. Es

war ohne Zweifel ein Gedächtnißmahl, aber das Gedächtnißmahl beruhete darauf, daß die späteren Geschlechter empfingen, was das frühere empfangen hatte, das Fleisch des Lammes und die Sühnung durch des Lammes Blut. Und war es nicht, als sollte das Volk, indem es die alte Erlösung feierte, sich zu einer neuen höheren Erlösung rüsten, und bei der Passafeier, in der Passanacht, in welcher der Herr einst sein Volk aus dem fremden Lande ausgeführt hatte, einer neuen, vollkommneren Erlösung warten?

Diese Nacht war es, in welcher der Herr zum letzten Male vor seinem Leiden die Jünger um sich versammelt sah, und diese Feier der Erlösung Israels war es, von der er sich erhob, um die Welt zu erlösen. Der Augenblick war der feierlichste, der sich denken läßt. Der alte Bund konnte durch nichts so sehr verherrlicht werden, als daß der Herr, der vom Himmel gekommen war, um der Welt das Leben zu geben, noch in den letzten Stunden seines Erdenlebens das heilige Mahl dieses Bundes mit seinen Jüngern feierte, die er aus den Genossen dieses Bundes erwählt hatte, das Licht der Welt zu sein. Aber dieselben Stunden, in welchen diese Verherrlichung des alten Bundes stattfand, waren die letzten der für ihn bestimmten Zeit. Die Zeit war gekommen, in welcher der alte Bund verschwinden sollte vor dem neuen, höheren Bunde, der nicht bloß für eines der Völker, sondern für sie alle, und nicht bloß für eine gewisse Zeit, sondern für alle Zeit bestimmt war. Wie aber die Zeit des alten Bundes mit einer großen Offenbarung des Herrn, mit der Erlösung seines Volkes aus fremder Gewalt, begann, und wie der alte Bund auf dieser Erlösung geruhet hatte; so konnte auch der neue, für alle Völker und Zeiten bestimmte Bund nur nach einer neuen Verherrlichung Gottes in dem Werke einer viel höheren Erlösung eintreten. Er konnte nur auf einer neuen Erlösung ruhen, die weit über jene erste hinausragte, indem sie mittheilte, was jene nur angedeutet und verheißen hatte; nur auf der Erlösung der Welt aus jener finstern Gewalt, in die sie durch die Sünde gefallen war.

Die Stunde dieser allgemeinen und ewigen Erlösung war gekommen. Der Erlöser war da; die Boten der Erlösung waren bei ihm. Zum letzten Male feierte er mit ihnen das heilige Mahl des alten Bundes, das mit der Erinnerung an die erste Passafeier in Aegypten zugleich die Verheißung eines höheren Passa in sich trug. Die Zeiten der Verheißung und der sehnlichen Erwartung waren abgelaufen und die Zeit der Erfüllung brach an.

Da geschah, was die heiligen Evangelisten Matthäus, Mar-

cus, Lucas und St. Paulus also beschreiben: Unser Herr Jesus Christus in der Nacht da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankete und brach's, und gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset; das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß. Desselbigen gleichen nahm er auch den Kelch nach dem Abendmahl, dankete und gab ihnen den und sprach: Nehmet hin und trinket alle daraus. Dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünde. Solches thut, so oft ihr's trinket zu meinem Gedächtniß.

So hat der Herr, unmittelbar vor seinem Hingang, bei der Feier des attestamentlichen Passa, das Passamahl des neuen Testamentes gestiftet. Das Passaopfer des alten Bundes war ein auserlesenes Lamm; das Passaopfer des neuen, das Lamm Gottes im höchsten Sinn, ist Christus, Gottes Sohn, der Eingeborne vom Vater, voll Gnade und Wahrheit. Das Blut des alten Passaopfers, hatte vorbildlich sühnende Kraft; es bedeckte vorbildlich die Sünde des Volkes, so daß der Herr, als er die Welt mit seinen Gerichten schreckte, an den Wohnungen seiner gläubigen Gemeinde schonend vorübergehen konnte. Das Blut des neuen Passaopfers ist nicht im Vorbild, sondern in der That und Wahrheit das Blut der Sühnung für die Sünden der Welt. So gewiß der Tod des Herrn zu erwarten war, so gewiß war er als Opfertod zu erwarten; und so gewiß sein Blut vergossen werden sollte, sollte es als Blut der Sühnung für die der Sühnung bedürftige Welt, es sollte zur Vergebung der Sünden vergossen werden. Das Opfer das der Sohn Gottes brachte, konnte nicht ein Opfer neben vielen andern sein; es konnte nur leisten wollen, was alle die andern, die von Anfang der Welt gebracht worden waren, vorbildlich bedeutet hatten; es konnte nur das Opfer aller Opfer sein, das Opfer im höchsten, ganz unvergleichlichen Sinn, das alle andern Opfer aufhob, weil es die Erfüllung, die Wahrheit von ihnen allen war. Wie aber durch das wahre Opfer erst die wahre Sühnung der Sünde, die wahre Erlösung vollbracht ward, so war es dieses Opfer, es war das Blut Christi, worauf erst der neue, allumfassende, ewige Bund der Gnade ruhen konnte. In diesem Sinne sprach der Herr: Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, und dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünde.

Alle Worte die über die Lippen des Herrn gekommen sind,

haben für uns einen unvergänglichen Werth; aber Worte, die uns theurer sein könnten, als diese, giebt es nicht. Wieviel die Jünger in jenem Augenblick davon gefaßt haben mögen, steht dahin; aber seit sie ihre Erfüllung gefunden haben, stehen sie für die Gemeinde des Herrn in unvergleichlichem Glanze da. Denn sie dienen uns zum Zeugniß, daß die tiefste Erniedrigung des Sohnes Gottes seine höchste Verklärung in sich schließt und daß sein Tod unser Leben ist.

Doch der Herr begnügte sich nicht damit, auf so feierliche Weise seinen Tod zu verkündigen und die gnadenreiche Bedeutung desselben seinen Jüngern zu enthüllen. Er stiftete, indem er ihnen das Brod und den Kelch darreichte, eine heilige Handlung für seine Gemeinde; und dies ist die Bedeutung der Worte: das thut zu meinem Gedächtniß. Denn was in jener Passanacht geschah, das konnte, wie man leicht erkennt, nicht zu seinem Gedächtniß geschehen, da der Herr ja selbst vor den Augen der Seinen stand; es konnte nur im prophetischen Sinne das Passamahl des neuen Bundes, es konnte nur die Einsetzung dieses Mahles sein, das die Gemeinde der Gläubigen feiern sollte, wenn das Opfer gebracht und das Blut des neuen Bundes vergossen war.

Das Passamahl des neuen Bundes ist, wie das des alten, ein wahres Opfermahl. Indem der Israelit in der Passanacht mit den Seinen das Passalamm aß, eignete er sich das Passaopfer an und empfing seinen Antheil an dem Segen dieses Opfers; und indem der Christ den Leib und das Blut des Herrn im heiligen Abendmahl empfängt, wird ihm das Opfer auf Golgatha zugeeignet und er empfängt den Segen dieses Opfers. In jener ersten Passanacht mußten die Pfosten des Hauses mit dem Blute des Lammes bezeichnet sein, und innerhalb des Hauses mußte die Familie das Fleisch des Lammes essen, wenn der Engel, der alle Erstgeburt in Aegyptenland schlug, nicht auch für die Israeliten ein Engel des Todes werden sollte. Eben so muß die Gemeinde des neuen Bundes fort und fort den Leib und das Blut des wahren Passaopfers genießen, um in Kraft des Opfers vor dem Gericht Gottes bewahrt zu sein. Die Verachtung jenes alttestamentlichen Passa hätte den Tod gebracht, die Verachtung des neutestamentlichen, in welchem sich jenes erst erfüllt hat, kann noch viel weniger etwas Anderes bringen, als Tod und Verderben.

War aber das alte Passamahl an eine bestimmte Zeit geknüpft, so gehört dieß der Zeit der Unvollkommenheit und der vorbildlichen Feier an. In der Zeit der Erfüllung ist auch diese

Schranke gefallen. Indem der Herr sprach: Solches thut, so oft ihr's thut, zu meinem Gedächtniß; — überließ er die Bestimmung, wie oft und zu welcher Zeit sie das heilige Mahl halten wollten, ganz seinen Gläubigen. Das alte Passamahl durfte nur in der Passanacht gehalten werden, weil das Passaopfer nur in jener Nacht dargebracht werden durfte, und dieses Opfer Jahr für Jahr in jener Nacht wiederholt werden mußte. Das Passamahl des neuen Bundes, das heilige Abendmahl, kann zu jeder Zeit von der Gemeinde des neuen Bundes gehalten werden, denn das wahre Passaopfer ist ein für allemal dargebracht und bedarf einer Wiederholung nicht. So ist die ganze Zeit des neuen Bundes die wahre Passafeier, sie ist die Erfüllung des Vorbildes, das in der alten Passafeier enthalten war. In diesem Sinne sagt der Apostel (1 Corinth. 5, 7. 8): Wir haben auch ein Osterlamm, das ist Christus, für uns geopfert; darum lasset uns Ostern halten, nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bosheit und Schalkheit, sondern in dem Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit. — Bedarf aber das wahre Passaopfer der Wiederholung nicht, so ist die Thür zum wahren Passamahle ohne Unterbrechung aufgethan, und immer aufs neue kann man denen, die sich nach dieser Erquickung sehnen, zurufen: Kommet, denn es ist alles bereit! Und eine größere Erquickung, als diese, giebt es nicht.

Wohl ist es ein wunderbares Mahl, in welchem der Herr uns seinen für uns gegebenen Leib zur Speise und sein für uns vergossenes Blut zum Tranke giebt; aber nicht minder wunderbar und geheimnißvoll ist die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch und die Erniedrigung dessen, der das ewige Ebenbild Gottes und der Abglanz seiner Herrlichkeit ist, bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Das ganze Gebiet, auf welches uns der Glaube an den Sohn Gottes erhebt, ist das Gebiet der Wunder und ohne Zweifel kann derselbe, der sich selbst für uns zum Opfer gegeben und sein Blut zur Vergebung der Sünde vergossen hat, uns, wenn es sein Wille ist, weit über unser Denken, speisen mit seinem Leibe und tränken mit seinem Blute. Daß dieß aber sein Wille ist, daran können wir nicht zweifeln; denn wir haben sein Wort dafür. Und so wollen wir uns den Genuß des heiligen Abendmahles in keiner Weise verkümmern, sondern wie es den Jüngern des Herrn geziemt, sein Wort uns mehr gelten lassen, als alle Weisheit der Menschen, und ihm zutraun, daß er uns in dem heiligen Mahle reichen wird, was er uns verheißen hat: seinen Leib, der für uns gegeben, und sein Blut,

das für uns vergossen ist, zur Vergebung der Sünde. Dann werden wir erfahren, was das sei: Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm. Wie mich gesandt hat der lebendige Vater und ich lebe um des Vaters willen, also wer mich isset, derselbige wird auch leben um meinetwillen. Dieß ist das Brod, das vom Himmel gekommen ist; nicht wie eure Väter haben Manna gegessen und sind gestorben. Wer dieß Brod isset, der wird leben in Ewigkeit.

Friedr. Heinr. Ranke in Anspach.

---

3. Maria, die Mutter des Herrn.

15. August.

Wenn das Bild der gesegneten, nach Gottes Rathschluß unter Tausenden erwählten Jungfrau vermöge einer Holdseligkeit, welche selbst der Mund des Engels anerkannte, begehren darf, den Lesern des Evangelischen Kalenders zur sinnenden Anschauung dargeboten zu werden: so hat die früher mitgetheilte Betrachtung über „die Verkündigung Mariä" [1]) einem so begründeten Anspruch schon genug gethan. Dagegen könnte es nicht ohne einen Schein des Rechts bezweifelt werden, ob ein eigentliches Lebensbild der holdseligen Mutter sich den übrigen Darstellungen dieser Sammlung passend anreihen würde. Sehen wir nemlich auch von dem Umstande ab, daß uns die Schrift mit einer auffallenden Beharrlichkeit alle die Aufschlüsse vorenthält, welche einen befriedigenden Ueberblick über ihr äußeres Leben bedingen: so scheint es in dem vorliegenden Falle auch hinsichtlich der inneren Geschichte an alle dem zu fehlen, was einem christlichen Lebensbilde seinen Reiz verleiht und unsere Theilnahme für dasselbe erweckt. Da beruht unser Gedächtniß entweder auf den Werken, welche die Rüstzeuge des Herrn in ihrem mehr oder minder umfassenden Berufe ausgeführt und dadurch ihren Beitrag zu dem Bau des Himmelreichs geleistet haben; oder wenn das nicht, so verfolgt der Blick bewundernd und anbetend die Wege der Weisheit, auf welchen die Gnade Gottes die Herzen gewann, sie zum Glauben erzog und für den Eingang in die Herrlichkeit zubereitete: aber nach beiden Richtungen hin scheint Maria's Leben der Betrachtung keinen

---

1) Siehe Evangel. Kalender 1856. S. 79. ff.

reichen und dankbaren Stoff darzubieten. Zwar einen Beruf hatte auch sie empfangen, und wohl einen schönen, ehrenvollen Beruf. Das Kind, in welchem der Welt das Heil erschienen war, sollte sie pflegen, nähren, behüten und seinem Auge jedes Aergerniß entrücken: aber ehe denn das Himmelreich auf Erden in Erscheinung trat, da hatte sie dieß Amt bereits vollendet; in dessen wirkliche Geschichte war ihr besonderer Dienst mithin nicht wesentlich verwebt. Zwar die Züchtigung in der Gerechtigkeit, der Vollbereitung zum ewigen Leben war auch sie wie jedes andere Kind des sündhaften Geschlechts bedürftig, es galt für sie nicht minder wie für Alle anderen, hindurchzudringen durch die enge Pforte: aber besonderer Führungen, welche sie in die Kämpfe der Buße hätten leiten oder aus den Anfechtungen des Zweifels erledigen müssen, sind wir bei ihr von vorn ab nicht gewärtig; wir meinen, daß sie ungleich leichter, als irgend eine andere Seele in Israel, sich in die neuen Gotteswege habe finden können. Und doch ist eben hier der Punkt, welcher unser Auge fesselnd auf sich zieht. Sehen wir mit schärferem Blicke zu, so finden wir uns zu einer Theilnahme gedrängt, wie wir sie keinem Märtyrer schenken, und zu der Anbetung einer Gottesweisheit, wie wir sie nirgends anders in einem gleichen Strahle der Verklärung schauen. Wir fragen, wie Maria glauben lernte!

Verständen wir unter dem Glauben, zu welchem sie hindurchdringen sollte, nur überhaupt die Ueberzeugung von der göttlichen Gestalt des Herrn, so könnten wir freilich von keiner selbstverleugnenden Mühe reden, mit welcher sie ihn sich erringen und bewahren mußte. In diesem Sinne war er ihr geschenkt, ja aufgedrängt. Wer anders wußte es mit einer so zuversichtlichen Gewißheit, daß das Heilige, das sie geboren hatte, der Sohn des lebendigen Gottes sey; wer anders hatte in der Rückerinnerung an die unmittelbar erlebten Weihnachtswunder eine so siegreiche Kraft, die leisesten Anwandelungen des Zweifels schon im Entstehen zu ersticken! Was sie dem Engel auf seine Botschaft entgegnet, wovon ihr Lobgesang bei jedem frischen Griffe in die Saiten wiederklang: das stand als beständige Hut an der Pforte ihres Herzens, — der Boden unter ihren Füßen wäre ihr gesunken, wenn sie an diesem Glauben auch nur augenblicklich hätte können irre werden. War aber das ihr vorgestecktes Ziel, daß sie in Jesu ihren Herrn und Heiland fände, dessen Wort ihre Speise, dessen Vorbild ihre Regel war, der auch für sie sein Blut vergossen, auch ihr zu Gute der Pfleger der wahrhaftigen Hütte

geworden, ja hingegangen war, um auch ihr die Stätte in dem Vaterhause zu bereiten: wohlan, den Glauben mußte sie sich unter Kämpfen, unter Seelenschmerzen erringen, wie sie in dieser Art, mit solchem Weh nie eine andere Brust ergriffen haben. Nicht sowohl darin war diese Schwierigkeit für sie begründet, daß sie den Herrn als armes schwaches Kind gesehen, und daß sich also auch an ihr vermöge ihres täglichen Verkehrs mit ihm die oft bewährte Erfahrung rechtfertigen konnte, „ein Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Hause und bei den Seinen": sondern sie beruhte viel vollständiger auf demselben Umstande, welcher ihr sonst den Glauben wesentlich erleichterte, — auf ihrer mütterlichen Stellung zu dem Heiland aller Welt! Haften wir indeß nicht bloß an dem, was uns zunächst vor Augen tritt. „Geboren von dem Weibe und unter das Gesetz gethan", hatte sich der Herr auch dem Gebote unterworfen, welches eine Ehrfurcht gegen seine Mutter von ihm forderte. Was uns von dem Knaben ausdrücklich erzählt wird, „und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth, und war ihnen unterthan", das ragte ohne Zweifel — wenn auch vielleicht unter anderen Formen — noch in die Zeit seiner späteren Gemeinschaft mit der Maria hinein. Manches andere Gemüth hätte dadurch zu irrigen Schlüssen, zu falschen Uebergriffen verleitet werden können: sie hatte das Herz dazu, in dieser Unterwerfung ihres Kindes mit Leichtigkeit die freie Selbsterniedrigung des Sohnes Gottes zu erkennen. Nun aber wurde mehr von ihr begehrt. Von der Stufe, zu welcher sie die Gnade erhoben hatte, sollte sie in Selbstverleugnung herabsteigen; sie sollte es vergessen, daß sie die Mutter des Erlösers war; dieß Leben sollte sie verlieren, um das wahre Leben einer Jüngerin des Herrn dafür zu finden. Gewiß ist es in allen Fällen eine harte Forderung, um des Herrn willen Vater und Mutter, Weib und Kind zu verlassen: aber für Maria spannte sich dieselbe bis zur allerhöchsten Spitze ihrer Herbigkeit und Schwierigkeit. Denn in ihrem Falle war es derselbe, welchen sie verlassen mußte, und wiederum derselbe, um dessetwillen sie das Opfer bringen sollte; verlassen sollte sie das Kind ihres Leibes, um an der Stelle des Verlassenen den Heiland zu gewinnen, an dessen Gnadenthrone wie für alle anderen Sünderinnen also auch für sie Barmherzigkeit zu finden war. Gewiß ist es unter allen Umständen ein bitteres Geschäft, die Güter der Natur gegen die Gaben der Gnade daranzugeben: aber für Maria war der Tausch mit einer unerhörten Bitterkeit verknüpft. Denn hier streifte die Natur

so nahe an die Gnade, daß die Grenze zwischen beiden kaum recht festzuhalten ist; da war das natürliche Band so zart und rein, ja fast so seligmachend, daß die Beharrlichkeit und Zähigkeit des Widerstrebens — aufs Mildeste gesagt — erklärlich, wenn nicht geradezu verzeihlich war. Gleichwohl es mußte überwunden werden, sonst „hatte sie an Jesu keinen ewigen Theil." Und die Weise, wie sie jenen schönen Kampf des Glaubens stritt und endlich das Kleinod errang, — sie macht den wesentlichen Inhalt ihrer inneren Geschichte aus; es ist der goldene Faden, welchen wir verfolgen.

Zu hoch und schwer war die Aufgabe, die sich der Maria stellte, als daß sie aus sich selbst die Kraft zu deren Lösung hätte schöpfen können. Allerdings wir kennen ihre tiefe Herzensdemuth, „siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast"; und wir kennen ihren gläubig frommen Sinn, „o selig bist du, die du geglaubt hast": aber selbst die allerglücklichste Ausstattung des Gemüths machte hier die Hülfe von außen nicht entbehrlich. Von wannen mußte sie ihr kommen? Ob irdische Schicksale, vielleicht ein früher Tod des Mannes, welchem sie vertrauet war, und die dadurch bedingte Wittweneinsamkeit ihr Auge für das Eine Nothwendige mehr und mehr geschärft: wir wissen es nicht. Das aber wissen wir, daß der Kreis, in welchem sie sich zu bewegen pflegte, ihr mehr zum Anstoß, als zur Förderung gereichen konnte. Denn „auch die Brüder Jesu" — so erzählt das Evangelium — „glaubten nicht an Ihn"; — aber freilich selbst aus einer günstigeren Umgebung würde ihr zu ihrer inneren Arbeit keine bessere Stärkung zugeflossen seyn, als dem großen Kämpfer in Gethsemane aus der Gemeinschaft mit den auserwählten Jüngern. Sie bedurfte der Seelsorge von oben her; die Kraft und Weisheit dessen mußte sich an ihr verherrlichen, der jedes guten Streiters Beistand ist. Sehen wir, wie das geschah! — Nicht leicht hat sich das Schriftwort von der Freude des Weibes, wenn sie den Menschen zur Welt geboren hat, an irgend einer Mutter herrlicher bewährt, als an der auserkorenen Jungfrau selbst. Ihr eigener Mund strömte von der Fülle dieser Empfindung über: „von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder, denn der Herr hat große Dinge an mir gethan". Und in dem Maße, als das Kind wuchs und zunahm an Alter und Weisheit, an Lieblichkeit vor Gott und den Menschen, gewann der Jubel ihres Herzens neuen Stoff und Halt. Die natürliche Theilnahme mag ihr diese unbefangene Mutterfreude gönnen: das hellere

Auge erkennt die Gefahr, die ihr von hier aus drohete und ihr als ernstliche Versuchung nahe trat. Wie leicht konnte ihr die Unmittelbarkeit der Freude die wahren Aufgaben verdecken und sie zu dem Wahne verleiten, als hätte sie bereits was sie doch erst erringen sollte, als wäre Mutterseligkeit die wahre Seligkeit des gläubigen Gemüths! Und so hören wir denn schon jetzt, wo Menschen und Engelzungen sich zum Preise der ihr widerfahrenen Huld vereinigen und wo der volle Strom des Hochgefühls derselben ihre Brust durchwogt, ein Warnungswort vom Himmel her herniedertönen. Sie erscheint das Kind auf ihren Armen vor dem Herrn in seinem Heiligthume; sie will das Opfer ihres Danks bezahlen und die wahre Weihe ihrer Freude heimnehmen. Und ein Greis, welcher bis zum Rande des Grabes auf den Trost Israels geharrt hatte, war aus Anregen des Geistes in den Tempel gekommen. Segnend läßt er seine Hände auf Maria's Haupte ruhen, aber in der Kraft des Geistes entbietet er ihr zugleich das Wort: „es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen." Allerdings tritt uns im Lichte dieser Weissagung sofort das Bild der „thränenreichen Mutter", da sie an dem Fuße des Kreuzes stand, vor Augen: aber schwerlich geht in diesen bloßen Blick auf Golgatha der wahre Sinn der Geistesworte auf. Nicht den Eindruck bringen sie hervor, als würde dereinst ein harter Schlag urplötzlich und zermalmend herniederfahren, sondern sie deuten viel vollständiger einen Schmerz und Kampf, der schon von dieser Stunde ab beginnen sollte. Der Apostel redet später von dem zweischneidigen Schwerdte, welches durchdringe, bis daß es scheide Seele und Geist, auch Mark und Bein, und richte die verborgenen Gedanken des Herzens: nach seiner Regel denken wir in diesem Falle an ein Schwerdt, welches alle mütterliche Wonne in der heiligen Freude an den Heiland Gottes sollte untergehn, ja sterben lassen. Maria behielt die Worte, die Symeon zu ihr geredet hatte, und bewegte sie in ihrem Herzen, wohl ohne sie noch völlig zu verstehn: es schlug die Stunde, da der Keim des Saamenkorns zum Durchbruch kam. „Da Jesus zwölf Jahre alt war, gingen seine Eltern mit ihm hinauf gen Jerusalem nach der Gewohnheit der Ostern." Wir kennen den Verlauf des Festbesuchs. Die Mutter suchte das verlorene Kind; sie fand es in demselben Tempel, in welchem ihr das Wort vom Schwerdt geweißagt war. Und eben hier erlitt sie dessen ersten schneidend scharfen Streich. Gewiß ruht ein jedes Auge mit unbedingtem Wohlgefallen, um nicht zu sagen mit inniger Rührung

auf der Erscheinung des Knaben, und nicht Worte genug kann man finden, um die Herrlichkeit seiner Antwort, „was ist es, daß ihr mich gesucht habt? wußtet ihr nicht, daß ich seyn muß in dem, das meines Vaters ist?“ nach allen Seiten hin in's rechte Licht zu stellen. Aber Eine Seele wurde dadurch nicht erbaut. Mit Entsetzen sieht ihn Maria mitten unter den Lehrern sitzen, ja seine rechtfertigende Frage steigert ihr anfängliches Befremden zu einer ungleich schmerzlicheren Empfindung. Da achtet der Knabe kaum auf die eintretende Mutter, die Unterbrechung ist ihm beinahe ungelegen; er macht keine Miene, ihr entgegen zu eilen, das aufgeregte Gemüth zu begütigen und eine Freude über die Wiedervereinigung zu äußern; er scheint so kalt, er thut wie fremd! Kann einer Mutter, welche ihr Kind mit ungetheiltem Herzen umfaßt, schon überhaupt die Entdeckung nicht wohlthuend seyn, daß es noch von andern Empfindungen erfüllt sey, als von der Zuneigung zu ihr, daß es von einem anderen Verlangen getrieben werde, als von der Sehnsucht nach Gemeinschaft mit ihr, daß eine höhere Liebe seine Kindesliebe in den Sieg beschloß: wie empfindlich mußte sie vollends das schneidende und scheidende Wort aus seinem Munde berühren, „in dem muß ich seyn, das meines Vaters ist“! Da mischt sich das Salz eines Ernstes in ihr Verhältniß zu ihm, von welchem sie zuvor noch nichts verspürt, und es zeigt sich ihrem Auge eine Kluft, die ihr das Kind — wir sagen nicht aus dem Auge oder aus dem Herzen rückt, aber um so vollständiger der Unbefangenheit und Unmittelbarkeit der bisherigen Gemeinschaft entzieht. In dem Augenblicke, wo sie den schmerzlich Gesuchten äußerlich gefunden hat, verliert sie ihn in einem tieferen Verstande; aber auch die Ahnung dämmert in ihr auf, daß vermöge einer neuen Herzensstellung zu dem Sohne ein reichlicher Ersatz für den erlittenen Verlust zu finden sey. „Und Maria behielt alle diese Worte in ihrem Herzen.“ Nein, sie ließen sich nicht leicht vergessen, selbst die Welle des bewegtesten Lebens hätte sie nicht verwischen können: und so bleiben sie bei ihr als eine gute Beilage, damit sie die köstliche Perle jener höheren Gemeinschaft mit Jesu in unverdrossenem Eifer suchte und — wie kostbar der Preis derselben immer war, erstände! Aber fällen wir jetzt ein richtiges Urtheil. Als der Herr sein Prophetenthum begann, als er umherziehend in Israel mächtige Thaten vollbrachte, Schulden erließ und Sünden vergab, Worte der Kraft und des ewigen Lebens redete: da stellte er sich auf eine Höhe, zu welcher jedes aufrichtige Gemüth in tiefster Herzensehrfurcht auf-

sehen mußte; — wir könnten fragen, ob nicht vor Allen andern „die demüthige Magd“ dazu befähigt war. Schon recht; nur Eine Gefahr dürfen wir nicht übersehen, die gerade ihr vorhanden kam! Die Geschichte der Schrift schildert sie selbst. „Und es begab sich, da Jesus eine Rede vollendet hatte, erhob ein Weib im Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, welche du gesogen hast.“ Konnten solche Empfindungen ein theilnehmendes fremdes Gemüth durchgehen; wie hätte sich nicht Maria's eigene Brust in der Kraft des Gedankens heben mögen: Dieser viel und allgemein Bewunderte, auf welchen Aller Augen sehen, mit seinen holdseligen Lippen, mit seinem mächtigen Arme, — er ist mein Sohn! Der natürliche Mutterstolz war die Klippe, an der ihr Glaubensschifflein schon im Anfang seines Laufes hätte scheitern können. Fühlte sie sich bei den Regungen desselben bis zum Himmel erhoben: so mußte sie durchaus von dieser Höhe herniedersteigen, denn dort war kein Gedeihen für die Pflanze ihres Glaubens zu erwarten. Aber wie treu hat ihr der Herr geholfen, diesen Niedergang der Demuth zu vollziehen! Was er jenem Weibe entgegnete, „ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“: dasselbe ist die Regel, die er auch an ihr befolgt, — und seine Arbeit blieb nicht ohne Frucht. Geschah es nur selten, daß er während seiner öffentlichen Wirksamkeit mit seiner Mutter in Berührung trat, so war auch das berechnet und bedacht; aber diese wenigen Begegnungen, wie sie uns das Evangelium erzählt, — von welcher Weisheit tragen sie das Zeugniß in sich selbst! Dem natürlichen Gefühle mögen seine Worte hart und strenge lauten, aber „sie haben ausgerichtet was ihm gefiel, und es ist ihnen gelungen, wozu er sie sendete.“ Auf der Hochzeit zu Cana finden wir den Sohn und die Mutter. Sie spricht zu ihm: sie haben nicht Wein. Und er antwortet: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht gekommen! Lassen wir es unentschieden, ob Maria hier ihre Mutterrechte zu einer leisen Bitte geltend macht, oder ob sie ohne eigentliche Absicht nur überhaupt die eingetretene Verlegenheit berührt: darüber kann kein Zweifel seyn, der Heiland scheidet sich von ihr, — nicht minder scharf, wie später von dem Jünger, welchem er gebietet, hinter ihm zu gehen; Er sey von oben her, sie von unten her; Er meine was göttlich, sie was menschlich ist; Seine Gedanken seyen nicht ihre Gedanken und Seine Wege nicht ihre Wege. Aber auch das steht fest: indem sie zu den Dienern spricht: „was

Er euch sagt, das thut", so fügt sie sich vor Allem selbst in diese ihr gewiesenen Schranken und sie bescheidet sich in wahrer Herzensdemuth. „Und es begab sich, als Er lehrete, da kam seine Mutter und seine Brüder und standen draußen und ließen ihn rufen. Er aber antwortete ihnen und sprach: meine Mutter und Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und thun." Wir ahnen es in theilnehmendem Mitgefühle, wie tief dies scharfe Wort in ihre Seele schnitt. Da stellt sie der Herr mit allen anderen Gliedern seines Volks auf eine und dieselbe Stufe, ohne ihr irgend welche besonderen Ansprüche einzuräumen; er will auch sie nach jenem Einen Maßstab messen, der allen wahren Werth erprobt; und befand es sich, daß andere Herzen inniger als sie das Wort der Wahrheit liebten und bewahrten: so war ein rücksichtsloses: „Weiche diesen!" ihr gewisses Theil. Das hieß, den Stolz der Mutter brechen, ja die Axt an dessen Wurzel legen. Aber wollen wir uns von ihr das Bild gestalten, daß sie sich etwa tief gekränkt, eine Thräne des Unmuths im Auge, vielleicht bedauert von dem umherstehenden Volke zurückgezogen habe? Setzen wir eine solche fleischliche Empfindlichkeit nicht mehr bei ihr voraus; wir haben alle Ursache zu der Annahme, daß sie ungeachtet ihres Wehs gleichwohl in einem neuen und gewisseren Geiste das alte Wort in ihrem Herzen sprach: siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du willst! — So dürfen wir sie denn wohlvorbereitet nennen, den Rest des Kelches, welcher ihr beschieden war, zu leeren. „Es stand aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter." Aber nicht das können wir als die Bitterkeit dieser letzten Tropfen erachten, was uns zunächst unfehlbar in Gedanken kommt. In dem gerechten Mutterschmerze der Maria sehen wir vielmehr die letzte und höchste Gefahr, die es zu vermeiden galt. Gemessen nach dem Maßstab der natürlichen Empfindung war allerdings ihr Schmerz gerecht; denn der Tod entriß ihr ihren „ersten" Sohn — und sie war eine Wittwe; und welch' ein Tod — der Tod der Missethäter! Aber hätte sie diesen Gedanken ausschließlich nachgehangen, wären das ihre Charfreitagsgefühle geblieben: so wäre der glimmende Docht ihres Glaubens unausbleiblich verlöscht und um die wahre Hoffnung wäre sie gekommen. Nein, nicht das war das Schwerdt, von welchem Symeon zu ihr geredet hatte. Sondern hier unter dem Kreuze sollte sie es im tiefsten Sinne und im ganzen Umfange verlernen und vergessen, daß der Zerschlagene und Sterbende der Sohn ihres Leibes sey; hier lernen, daß er als das Lamm Gottes

auch ihre Sünde trage, auf daß sie in dem Glaubensblick auf den Versühner Vergebung und das ewige Leben fände. Auch darin war der Herr ihr treuer Helfer. „Da nun Jesus seine Mutter sahe, und den Jünger dabei stehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn!" Wir wehren es Niemanden, hier von einer rührenden Trennungsscene zu reden; selbst das räumen wir bereitwillig ein, daß dem gebeugten Weibe in ihrem überströmenden Schmerze ein Ersatz verliehen werde, wie er nur immer auf Erden möglich war: daß man aber darüber nicht den wesentlichen Inhalt dieses Abschiedswortes versäume! Spricht der Herr: das ist dein Sohn, — so erklärt er ihr unumwunden, er sey es selbst hinfort nicht mehr. Und so entläßt er sie aus ihrer mütterlichen Stellung. „Geboren von dem Weibe und unter das Gesetz gethan": das Beides hat der Apostel unzertrennlich mit einander verbunden, eins steht und fällt mit dem andern. Als Jesus mithin den Fluch des Gesetzes erduldete, so daß es fürder keinen Theil an ihm hatte: so war die Stunde gekommen, wo er auch das andere Band zerschnitt. Gleichsam befreit von demselben und von seinem mannichfachen Zauber sollte die Maria nun gleich allen anderen sündhaften Töchtern Jerusalems auf den zu ihrer Seligkeit erhöhten Gottessohn emporsehn. Sie starb unter dem letzten Streiche des geweissagten Schwerdtes; aber weil sie durch Jesum gestorben war: so hatte sie den Anspruch auf die österliche Freude. Ihr Ostern war das selige Erwachen zu dem Leben einer gläubigen Jüngerin des Herrn.

Der einzige Blick, welchen uns die heilige Geschichte in den noch übrigen Theil ihrer irdischen Tagesstunden verstattet, zeigt die Maria als ein schlichtes Mitglied der Gemeinde Jesu Christi. „Die Jünger alle waren einmüthig bei einander mit Beten und Flehen, sammt den Weibern und Maria, der Mutter Jesu." Zu dieser bescheidenen Stelle war sie herabgestiegen, — sagen wir vielmehr emporgelangt. Daß sich ihr Bild im ganzen Umfange der Ostergeschichte dem suchenden Auge entzieht: das befremdet uns nicht. Aber wir finden den Grund nicht in der Größe eines Schmerzes, dem die tiefste Einsamkeit Bedürfniß war, sondern er liegt in der Treue der Seelsorge zu Tage, die der Herr noch jetzt an ihr bewährte. Mit Absicht hat der Auferstandene sie vermieden. In einer viel strengeren Weise würde er ihr haben wehren müssen, „rühre mich nicht an!" als wie er jene andere Maria von sich wies; — sie sollte nicht gestört werden in dem

Aufgang zu der Höhe, welche der Apostel erreicht zu haben versichert und welche für sie viel schwerer zu erklimmen war, als für irgend ein anderes Gemüth: und ob ich Jesum gekannt habe nach dem Fleische, so kenne ich ihn nun nicht mehr! Bis zu einem gewissen Grade sind wir es im Stande, uns eine Vorstellung von ihrem Leben im Schooße der erblühenden Gemeinde zu gestalten, — und in der That nicht bloß in Kraft der Phantasie! Es ist Niemand, so verheißt der Herr, der um meinetwillen sein Kind verläßt, welcher es nicht in dieser Zeit hundertfältig wiederfände. Maria, die ihr Kind um ihres Heilandes willen verlassen hatte, wird jenen hundertfältigen Ersatz unter den Gotteskindern gewonnen haben, welche das Kreuz des Erlösers gesammelt hatte und vereinigt hielt. Einen Sohn hat sie insonderheit gefunden. Siehe, das ist deine Mutter: so sprach der Gekreuzigte zu Johannes. „Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich." Was später ein Apostel an die ihm äußerlich noch fremde Römische Gemeinde schreibt, „mich verlangt, euch zu sehen, auf daß ich euch mittheile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken, das ist, daß ich sammt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir unter einander haben": das wird der Inhalt der besonderen Gemeinschaft gewesen seyn, welche diese Mutter und dieser Sohn im Herrn gepflogen haben. Wie lange sie währte, wie lange überhaupt Maria noch in dem irdischen Canaan weilte: wir wissen es nicht; das aber glauben wir, als ihre Todesstunde schlug, da ist die demüthige Magd des Herrn in Frieden dahingefahren, denn im tiefsten und umfassendsten Verstande hatten ihre Augen den Heiland Gottes geschaut. Reden manche Christen von einer Himmelfahrt der Maria: in Einem Sinne vermögen auch wir uns mit diesem Gedanken zu befreunden: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten; und ob ich auch hingehe, will ich doch wieder kommen und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seyet, wo ich bin." Auch Maria hat er heimgeholt in seines Vaters Haus! Und wiederum, sehen manche Christen im Geiste eine Krone auf ihrem Haupte: in Einem Sinne, aber freilich nur in diesem Einen, spricht auch unsere Kirche dazu ihren Beifall aus. „Hinfort ist mir beigelegt", so sagt der Apostel, „die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage, nicht aber mir allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben." Allen, die seine Erscheinung lieb haben —: in diesem Kreise hat Maria ihren sicheren Platz!

Als sie zur Mutter des Herrn war erwählet worden, da griff sie in die Harfe und sang: Er stößt die Gewaltigen vom Stuhle und erhöht die Niedrigen. Jetzt hat sie das Ende ihres Glaubens davongetragen, jetzt die Gnade, welche den Demüthigen verheißen ist, in ihrer letzten, höchsten Entfaltung erlangt, — und diese Krone wird ihr Niemand nehmen.

F. L. **Steinmeyer** in Berlin.

---

4. Babylas, Bischof von Antiochien.

19. Januar.

Auch den Babylas versetzt die christliche Erzählung unter die Zahl der Märtyrer, und er darf wohl auch dafür gelten, mag er nun nach dem Berichte des Chrysostomus auf dem Wege vom Kerker zum Richtplatze in seinen Ketten getödtet worden, oder schon zuvor in seinen Banden gestorben sein. Jedenfalls aber war Babylas, Bischof von Antiochien, ein Mann voll lebendigen Glaubens und männlicher Thatkraft, der die Liebe der Demüthigen und Geringen eben so leicht zu gewinnen als die Stolzen und Hoffärtigen mit Achtung zu erfüllen wußte. Hiervon soll er bei bei besonderem Anlasse Gelegenheit gehabt haben Zeugniß abzulegen. Von dem römischen Kaiser Gordian III. war Philippus, ein Araber von Geburt, zum Gardepräfecten und Mitregenten erhoben worden; aber hiermit begnügte dieser sich nicht, sondern wiegelte das Heer auf, ließ den Kaiser ermorden (244) und bemächtigte sich selbst des Purpurs. Als er nun — so lautet die möglicher Weise auf Verwechselung beruhende Erzählung — am Vorabende eines Festes nach Antiochia kam und mit seiner Gemahlin in die Kirche gehen wollte, versagte ihm Babylas den Eintritt, hielt ihm seine Verbrechen vor und beugte ihn so tief durch die überwältigende Macht der Kirche Christi (der der Kaiser nach einer unbeglaubigten Annahme insgeheim selbst angehört haben sollte), daß er sich demüthigte, seine Sünden bekannte und an den Pforten der Kirche Buße that. Eine Verwechselung zwischen der Person des Philippus und des Decius könnte allerdings bei diesen Angaben irre geleitet haben; indessen hegt Chrysostomus keinen Zweifel daran, der grade die hierbei bewiesene maaßhaltende Weisheit ausdrücklich an Babylas rühmt. „Er konnte ja weiter gehen, er konnte ihm das Diadem vom Haupte reißen, aber er

that nichts dieser Art, denn seine Seele war gewürzt mit dem geistlichen Salze, deshalb handelte er in keiner Rücksicht nach augenblicklichem Einfall, sondern in Allem mit der rechten Ueberlegung und Besonnenheit, prüfte vorher seine Gedanken nach dem göttlichen Gesetze. Darum bewundere ich nicht so sehr, daß er den Zorn des Herrschers nicht fürchtete, als daß er das rechte Maaß zu halten wußte. Auch unbedeutende Menschen können auf unvernünftige Weise frei reden, aber um dies, wo es Noth ist, zur rechten Zeit und mit dem rechten Maaße und Verstand zu thun, dazu bedarf es einer wahrhaft großen Seele. Er zeigte, daß bei den Christen, wenn von Beobachtung des göttlichen Gesetzes die Rede ist, der Kaiser und die höchste irdische Macht nur Namen sind. Er gab den Christen die Lehre, daß jeder in seinem Berufe das Seinige thun müsse, wenn er auch für den Augenblick keinen Nutzen dadurch stiften könne, denn auch damals konnte er beim Kaiser mit seiner Freimüthigkeit nichts ausrichten, aber er ließ es nicht an der Erfüllung dessen fehlen, was die Pflicht von ihm forderte."

Eine geraume Zeit durfte der Bischof Babylas sich dieses Gedeihens seiner Arbeit im Weinberge des Herrn erfreuen: die Zahl der Gläubigen wuchs, ganze Städte wurden bekehrt, an die Stelle des Götzendienstes trat das Kreuz. Der Kaiser Philippus hatte den Grundsatz der Duldung aufrecht erhalten; sein Nachfolger Decius wollte das augenscheinlich haltlos gewordene Alte gewaltsam wiederherstellen, und so brach unter ihm im J. 250 die siebente allgemeine und furchtbare Christenverfolgung aus, der auch Babylas als Opfer seines Muths und seiner Bekenntnißtreue unterliegen mußte. Sein Eifer verdoppelte sich Angesichts der unverkennbar drohenden Gefahr, und die Strafe des feindseligen Gebieters konnte ihm nur als willkommener Lohn erscheinen. Er wurde gefangen genommen, in Ketten gelegt und starb, wahrscheinlich schon an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen, gleichzeitig mit seinen drei noch jugendlichen Schülern Urbanus, Prilidianus und Epolonius. Nach seinem Wunsche wurden seine Ketten ihm mit in das Grab gelegt, wie sie denn ja dazu gedient hatten, ihn aus diesem Leben zu erlösen. In späterer Zeit ließ der Kaiser Gallus, als ihm die Verwaltung des Ostens übertragen war, seine Ueberreste nach Daphne bei Antiochien bringen, wo dem Apollotempel gegenüber für diejenigen, welche an seinem Grabe ihre Andacht verrichten wollten, eine christliche Kirche erbaut und darin die Gebeine des Märtyrers beigesetzt wurden. Dies war einer

der anmuthigsten Plätze der Welt. „Bewässert durch die schönsten Quellen, welche die in jenen Gegenden so heiße Sommerluft kühlten, voll der schönsten Cypressen, welche, mit ihren Zweigen sich in einander flechtend, natürliche Lauben bildeten und in der größten Hitze Schatten gewährten, unter diesen die mannichfaltigsten duftenden Blumen.“ Aber grade durch diese Anmuth und Lieblichkeit der Gegend war sie zugleich zu einem Sitze ausschweifender Lust geworden, die an dem sinnlich-religiösen Cultus nicht einen Damm oder eine Regelung, sondern vielmehr neue Nahrung fand. Eben dies war es, was ernstere christliche Gemüther dazu trieb, sich nach einer Gegenwirkung gegen Götzendienst und Wollust an dieser Stätte umzusehen, es sollte die Feierlichkeit des Orts und die heilige Erinnerung ernste Gedanken und strenge Sitten wecken und befördern. Denn was Chrysostomus meinte, wurde damals überhaupt vielfach empfunden: nicht bloß von den heiligen Männern selbst sollten mächtige Wirkungen ausgehn, auch ihre Ueberbleibsel und Grabesstätten sollten dazu dienen, die Seelen ruhiger Betrachter zur Nacheiferung zu erwecken. Darum wollte man auch an diesem durch die Natur so fesselnden Platze ein Gegengewicht haben, wodurch das Gemüth der Besucher ernster gestimmt, von tiefer Ehrfurcht ergriffen und durch einen höheren Schwung bewogen werde, alle eitlen Gedanken wegzuwerfen. Nicht ein sinnlicher, sondern ein edlerer Hauch sollte die Eintretenden umwehen, der ihnen tief ins Innerste dringe, sie von jeder zur Erde niederziehenden Last befreie und zur wahren Ruhe führe, auf daß sie des Schriftworts (Ps. 2, 11) eingedenk blieben: Freuet euch mit Zittern!

Als aber der Kaiser Julian in einer ihm wichtigen Angelegenheit das hier noch vorhandene Orakel des Apollon befragen ließ, wurde ihm erwiedert: die Todtengebeine umher verhinderten den Gott zu antworten. Der Kaiser ließ den lange Zeit hindurch verschlossen gewesenen Apollotempel wieder öffnen und denselben mit einem neuen prachtvollen Säulengange umgeben, und gab zugleich den Befehl, die Gebeine des Bischofs Babylas zu entfernen. Da brachten die Christen in Antiochien, alt und jung, in feierlicher Prozession den Sarg in die Stadt, wobei sie als regelmäßig wiederkehrenden Gesangvers das Wort der Schrift (Ps. 97, 7) wiederholten: Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen. In der darauf folgenden Nacht schlug der Blitz in den Tempel und die Flamme verzehrte Alles bis auf die Mauern. Der Kaiser ward hierdurch so verstimmt und erbittert, daß er die Priester foltern und die Christen einkerkern ließ, weil

er sie für die Urheber ansah oder ansehen wollte. Besonders ließ er einen der Vorsänger, den jungen Theodorus, foltern und blutig geißeln. Dieser aber ertrug, wie durch höhere Kraft gestärkt, muthig und geduldig alle Schmerzen und wiederholte mitten unter allen seinen Leiden fortwährend die bei der Prozession gesungenen Psalmenverse. Durch die Standhaftigkeit des Jünglings erschüttert, machte der Beamte dem Kaiser vorstellig, daß auf diesem Wege die Heiden zum Gelächter, die Christen aber nur noch um so mehr mit Glanz und Ehre bedeckt würden. Und dieser Jüngling erzählte nachmals dem Presbyter Rufinus, wie er unter allen seinen Schmerzen neben sich einen Jüngling habe stehen sehen, der ihm den Schweiß abgetrocknet und ihn mit frischem Wasser begossen habe.

Friedr. Lübker in Parchim.

---

5. Mamas.

2. September.

Es sind jetzt gerade sechszehnhundert Jahre her, daß ein Gebot von dem römischen Kaiser Gallienus ausging, durch welches den Christen freie Ausübung ihrer Religion gestattet und die christliche Kirche als eine gesetzlich zu Recht bestehende religiöse Gemeinschaft anerkannt wurde. Durch einen langen, schweren Leidenskampf hatte die Kirche dem heidnischen Staat diese Feststellung ihrer rechtlichen Existenz abgerungen; der tyrannischen Willkür der heidnischen Obrigkeit gegen die bisher völlig recht- und schutzlosen Christen war jetzt eine Schranke gesetzt; der Ruf der Heiden: ihr habt kein Recht zu existiren, mußte jetzt verstummen.

Aber der Haß gegen die Christen als Feinde der alten Götter wurde dadurch nur noch glühender, und es ist nicht zu verwundern, daß während der Friedenszeit, welche die Kirche seit dem Edikt des Gallienus vom J. 259 bis zu dem Ausbruch der allgemeinen Christenverfolgung unter Diokletian im Großen und Ganzen genoß, von Zeit zu Zeit die Flammen des Verfolgungsfeuers wieder hervorbrachen. So geschah es am Ende der Regierung des Kaisers Aurelian. Obgleich ein fanatischer Verehrer der alten durch das Christenthum gestürzten Götter, denen er selbst Menschenopfer „aus den Gefangenen aller Völker“ darbringen

ließ, wagte er es doch mehrere Jahre lang nicht, jenem Gesetz zuwider die Christen zur Ehre seiner Götter zu verfolgen. Als er aber bei seinen kriegerischen Unternehmungen des besonderen Schutzes seiner Götter sich bedürftig glaubte, beschloß er, sich in noch höherem Maaße die Gunst derselben durch Vergießung von Christenblut zu erwerben. Zwar ereilte ihn der Tod, als er im Begriff war, zur Ausführung seines Planes zu schreiten. Wenn aber dennoch von blutigen Verfolgungen berichtet wird, so zeigt sich darin die Folge jener feindlichen Stellung, die Aurelian zur Kirche eingenommen hatte. Ja, daß durch dieselbe schon vor seinem Tode Verfolgungen veranlaßt wurden, bezeugt uns die Erscheinung des Märtyrers Mamas, der im J. 274 als einer der hervorragendsten Glaubenszeugen der blühenden cappadocischen Kirche den Märtyrertod erduldete. Seinem Gedächtniß war in der alten Kirche der 2. September geweiht.

Mit Recht bleibt dieser Tag mit seinem Namen bezeichnet, obgleich uns von seinem Leben nichts weiter bekannt ist, als daß er ein armer Hirt gewesen; denn er gehört zu den gefeiertsten Märtyrern der griechischen Kirche, er vertritt insbesondere das Blutzeugenthum der cappadocischen Kirche dieser Zeit; die Lobreden, in welchen zwei große Lehrer dieser Kirche, Gregor von Nazianz und Basilius von Cäsarea, seinen Namen feiern, bezeugen den großen Ruhm, welchen er dort genoß. Tausende von Menschen, berichten sie, strömten zur Feier seines Todestages zusammen, die ganze Landschaft war ihm zu Ehren in Bewegung, und die Hauptstadt Cäsarea bot Alles auf, um das Gedächtniß dieses Hirten und Märtyrers würdig zu begehen. „Wir gedenken hier eines armen Hirten“, sagt Basilius; „nicht gilts, einen Reichen zu rühmen und Reichthum zu bewundern; der wahre Ruhm eines Märtyrers ist der Reichthum an geistlichen Gaben.“ Bald wurde Mamas der Gegenstand jener übertriebenen, schwärmerischen Märtyrerverehrung, die immer weiter in der alten Kirche um sich griff und die üppig wuchernde Legende von Wundern auf den Gräbern der Heiligen in ihrem Gefolge hatte. Selbst Basilius erinnert in seiner Rede über Mamas die Einen an die Erscheinungen, die sie im Traume von ihm gehabt, die Andern an die Wirkung seiner Fürbitten für sie bei Gott, Andere wieder an die Erfahrung seines Beistandes bei schwierigen Unternehmungen, Andere an die Wiedererweckung ihrer Todten auf seinem Grabe, Andere an die Wiederherstellung ihrer Gesundheit und die Verlängerung ihres Lebens durch ihn. Charakteristisch für diesen in

der Verbindung mit der Märtyrerverehrung sich entwickelnden Aberglauben und zugleich ein Zeugniß für das immer höher steigende Ansehn des Mamas ist auch die Sage: Die beiden Neffen Constantins des Großen, Gallus und Julian, von denen der letztere später Kaiser wurde und als Abtrünniger das Heidenthum wiederherzustellen suchte, hätten als Jünglinge zu der Zeit, als sie in Cappadocien in der Einsamkeit auf gewaltsame Weise für den christlichen Glauben zugerichtet wurden, auf dem Grabe jenes Märtyrers ihm zu Ehren eine Kirche zu bauen angefangen; aber während das von dem frommen Gallus Gebaute stehen geblieben sei, sei das, was Julian begonnen habe, immer wieder zusammen gestürzt, — als Vorzeichen seines dereinstigen Abfalls von der Kirche. — Selbst über die Grenzen Cappadociens weit hinaus war die Verehrung des Mamas verbreitet. In Constantinopel war ihm eine Kirche und ein Kloster geweiht. Wir finden den Mamas-Cultus auch in Süd-Gallien im Kirchensprengel von Lyon, wohin er durch die Verbindung, in welcher Kleinasien mit Gallien stand, leicht übertragen werden konnte.

David Erdmann in Königsberg.

---

6. Gordius.

3. Januar.

Jene drei an den Herrn Jesum Christum gläubig gewordenen Hauptleute, von denen uns das neue Testament Matth. 8. Matth. 27 und Apostelgesch. 10 erzählt, hatten zu der Zeit, als das Christenthum sich unter den grausamsten Verfolgungen immer weiter ausbreitete, nicht wenige Nachfolger ihres Glaubens im römischen Heere. Die heldenmüthigen Märtyrer aus dem Militärstande, deren Gedächtniß die alte Kirche feiert, gehören den höheren wie den niederen Stufen desselben an. Die Zahl der Christen im Kriegerstande nahm besonders während der Friedenszeit der Kirche, die nach dem Anerkennungsedikt des Kaisers Gallienus 259 folgte, in überraschender Weise zu, da man sie wegen ihres Bekenntnisses zu Christo nicht mehr verfolgte und auch nicht mehr die Theilnahme an den mit dem christlichen Glauben unvereinbaren heidnischen Ceremonien von ihnen forderte. Wie viel Bekenner des Christenthums in den Reihen der römischen Soldaten standen, ersieht man daraus, daß gegen Ende des dritten Jahrhunderts

sehen mußte; — wir könnten fragen, ob nicht vor Allen andern „die demüthige Magd“ dazu befähigt war. Schon recht; nur Eine Gefahr dürfen wir nicht übersehen, die gerade ihr vorhanden kam! Die Geschichte der Schrift schildert sie selbst. „Und es begab sich, da Jesus eine Rede vollendet hatte, erhob ein Weib im Volke ihre Stimme und sprach zu ihm: selig ist der Leib, der dich getragen hat, und die Brüste, welche du gesogen hast.“ Konnten solche Empfindungen ein theilnehmendes fremdes Gemüth durchgehen; wie hätte sich nicht Maria's eigene Brust in der Kraft des Gedankens heben mögen: Dieser viel und allgemein Bewunderte, auf welchen Aller Augen sehen, mit seinen holdseligen Lippen, mit seinem mächtigen Arme, — er ist mein Sohn! Der natürliche Mutterstolz war die Klippe, an der ihr Glaubensschifflein schon im Anfang seines Laufes hätte scheitern können. Fühlte sie sich bei den Regungen desselben bis zum Himmel erhoben: so mußte sie durchaus von dieser Höhe herniedersteigen, denn dort war kein Gedeihen für die Pflanze ihres Glaubens zu erwarten. Aber wie treu hat ihr der Herr geholfen, diesen Niedergang der Demuth zu vollziehen! Was er jenem Weibe entgegnete, „ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“: dasselbe ist die Regel, die er auch an ihr befolgt, — und seine Arbeit blieb nicht ohne Frucht. Geschah es nur selten, daß er während seiner öffentlichen Wirksamkeit mit seiner Mutter in Berührung trat, so war auch das berechnet und bedacht; aber diese wenigen Begegnungen, wie sie uns das Evangelium erzählt, — von welcher Weisheit tragen sie das Zeugniß in sich selbst! Dem natürlichen Gefühle mögen seine Worte hart und strenge lauten, aber „sie haben ausgerichtet was ihm gefiel, und es ist ihnen gelungen, wozu er sie sendete.“ Auf der Hochzeit zu Cana finden wir den Sohn und die Mutter. Sie spricht zu ihm: sie haben nicht Wein. Und er antwortet: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? meine Stunde ist noch nicht gekommen! Lassen wir es unentschieden, ob Maria hier ihre Mutterrechte zu einer leisen Bitte geltend macht, oder ob sie ohne eigentliche Absicht nur überhaupt die eingetretene Verlegenheit berührt: darüber kann kein Zweifel seyn, der Heiland scheidet sich von ihr, — nicht minder scharf, wie später von dem Jünger, welchem er gebietet, hinter ihm zu gehen; Er sey von oben her, sie von unten her; Er meine was göttlich, sie was menschlich ist; Seine Gedanken seyen nicht ihre Gedanken und Seine Wege nicht ihre Wege. Aber auch das steht fest: indem sie zu den Dienern spricht: „was

Er euch sagt, das thut", so fügt sie sich vor Allem selbst in diese ihr gewiesenen Schranken und sie bescheidet sich in wahrer Herzensdemuth. „Und es begab sich, als Er lehrete, da kam seine Mutter und seine Brüder und standen draußen und ließen ihn rufen. Er aber antwortete ihnen und sprach: meine Mutter und Brüder sind diese, die Gottes Wort hören und thun." Wir ahnen es in theilnehmendem Mitgefühle, wie tief dies scharfe Wort in ihre Seele schnitt. Da stellt sie der Herr mit allen anderen Gliedern seines Volks auf eine und dieselbe Stufe, ohne ihr irgend welche besonderen Ansprüche einzuräumen; er will auch sie nach jenem Einen Maßstab messen, der allen wahren Werth erprobt; und befand es sich, daß andere Herzen inniger als sie das Wort der Wahrheit liebten und bewahrten: so war ein rücksichtsloses: „Weiche diesen!" ihr gewisses Theil. Das hieß, den Stolz der Mutter brechen, ja die Axt an dessen Wurzel legen. Aber wollen wir uns von ihr das Bild gestalten, daß sie sich etwa tief gekränkt, eine Thräne des Unmuths im Auge, vielleicht bedauert von dem umherstehenden Volke zurückgezogen habe? Setzen wir eine solche fleischliche Empfindlichkeit nicht mehr bei ihr voraus; wir haben alle Ursache zu der Annahme, daß sie ungeachtet ihres Wehs gleichwohl in einem neuen und gewisseren Geiste das alte Wort in ihrem Herzen sprach: siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du willst! — So dürfen wir sie denn wohlvorbereitet nennen, den Rest des Kelches, welcher ihr beschieden war, zu leeren. „Es stand aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter." Aber nicht das können wir als die Bitterkeit dieser letzten Tropfen erachten, was uns zunächst unfehlbar in Gedanken kommt. In dem gerechten Mutterschmerze der Maria sehen wir vielmehr die letzte und höchste Gefahr, die es zu vermeiden galt. Gemessen nach dem Maßstab der natürlichen Empfindung war allerdings ihr Schmerz gerecht; denn der Tod entriß ihr ihren „ersten" Sohn — und sie war eine Wittwe; und welch' ein Tod — der Tod der Missethäter! Aber hätte sie diesen Gedanken ausschließlich nachgehangen, wären das ihre Charfreitagsgefühle geblieben: so wäre der glimmende Docht ihres Glaubens unausbleiblich verlöscht und um die wahre Hoffnung wäre sie gekommen. Nein, nicht das war das Schwerdt, von welchem Symeon zu ihr geredet hatte. Sondern hier unter dem Kreuze sollte sie es im tiefsten Sinne und im ganzen Umfange verlernen und vergessen, daß der Zerschlagene und Sterbende der Sohn ihres Leibes sey; hier lernen, daß er als das Lamm Gottes

Dem Statthalter, vor welchen er sogleich geführt wurde, antwortete er auf seine ausforschenden Fragen: „Meine Rückkehr bezeugt öffentlich, daß ich eure Edikte nicht fürchte; Jesus Christus ist meine Hoffnung und mein Schutz.“ Wuthentbrannt über diese Worte bedroht ihn der Statthalter mit den Schrecken aller nur möglichen Folterqualen und bedauert, daß solch ein verdammter Bösewicht nur einmal sterben könne. Gordius erwiedert: „Wahrlich, ich sehe es als einen Verlust an, daß ich nicht verschiedene Tode für meinen Herrn Christus erleiden kann.“ Die ausgesuchtesten Peinigungen auf der Folter vermögen seinen Glaubensmuth nicht zu erschüttern; mitten unter den Qualen hebt er freudig die Augen zum Himmel und stimmt die Psalmenworte an: „Der Herr ist mein Helfer; ich fürchte mich nicht; was können mir Menschen thun? Ich fürchte nichts Böses; denn du, Herr, bist bei mir.“ Als seine Peiniger mit ihrer erfolglosen blutigen Arbeit ein wenig innehalten, ruft er ihnen zu: „Was zögert ihr? Was steht ihr müßig? Zerreißet meinen Leib, foltert meine Glieder; quälet mich zu Tode, wie ihr wollt. Wollet mir nicht vorenthalten meine selige Hoffnung; denn je höher ihr meine Qualen steigert, desto größeren Lohn bereitet ihr mir. Dieses Uebereinkommen findet Statt zwischen uns und dem Herrn: für die Striemen und Beulen, die unsern Leib bedecken, werden wir in der Auferstehung mit glänzenden Kleidern angethan, für Schmach und Schande erlangen wir Palmen und Kronen, für Kerker und Bande das Paradies; dafür daß wir mit Verbrechern verdammt werden, werden wir mit den Engeln selig sein im ewigen Leben; neue Drohungen sind mir ein göttlicher Same, von dem ich Unsterblichkeit und ewige Freuden erndten werde.“ — Umsonst versuchte der Statthalter, als die Grausamkeit der Folter nichts fruchtete, durch freundliches Zureden und schmeichelnde Lockungen den Glauben des Gordius wankend zu machen; umsonst stellte er ihm einen höheren militärischen Rang, kaiserliche Gunst, hohe Ehren und Reichthümer in Aussicht. Er sah alle seine listigen Anschläge vereitelt.

Das Todesurtheil sollte jetzt gesprochen werden. Die Menge strömte vom Theater vor das Tribunal; aus der Stadt stürzte das Volk herbei, dieses neue Schauspiel zu sehn. Die zahlreichen Verwandten und Freunde drängten sich durch die dichten Massen zu Gordius hin, um ihn zum letzten Mal zu umarmen und zu küssen; unter heißen Thränen bestürmten sie ihn mit Bitten, sein jugendfrisches Leben nicht dem Tode Preis zu geben. Er aber rief ihnen zu: „Weinet nicht über mich, sondern weinet über die Feinde

Gottes, welche so ohne Unterlaß gegen die Christen wüthen; weinet über sie, die für uns das Feuer bereiten, aber für sich selbst damit die Flammen der Hölle anzünden. Höret auf zu weinen und mein Herz zu betrüben; denn ich bin bereit nicht blos einmal um des Namens des Herrn willen zu sterben, sondern, wenn's möglich wäre, tausendmal." Da nahten ihm Andere mit trügerischem Rath und sprachen: „Was schadet es, wenn du deinen Christus mit dem Munde verleugnest, wenn du ihn nur im Herzen festhältst; Gott sieht ja nicht auf die Worte, sondern auf die Gesinnung; so wirst du des Richters Zorn besänftigen, und Gott wird dir darum nicht weniger gnädig sein." Er aber erwiederte: „Daß die Zunge, die ich durch des Herrn Güte habe, ihren Schöpfer verleugnen sollte, dazu kann nichts mich zwingen; denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht und so man mit dem Munde bekennt, wird man selig. Hat etwa der Kriegerstand keinen Theil am Heil der Erlösung? Giebt's etwa keinen gläubigen Hauptmann? Ich gedenke jenes ersten Hauptmanns, welcher bei dem Kreuz des Heilandes stand und durch die Wunder, die da geschahn, seine göttliche Herrlichkeit erkannte und sich nicht scheute den wüthenden Juden gegenüber seinen Namen offen zu bekennen, indem er sprach: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen." Bei diesen Worten mit dem Zeichen des Kreuzes sich segnend wurde er zur Hinrichtung abgeführt. Ohne Furcht und Schrecken in seinen Mienen, ohne die Blässe der Todesangst auf seinem Angesicht schritt er mit Freudigkeit und tapferem Muth dem Tode entgegen. Es war, als ob er nicht den Händen der Henker, sondern der Engel seine Seele übergäbe, damit sie von ihnen aus dem Tode gen Himmel getragen würde.

David Erdmann in Königsberg.

---

7. Georg.

23. April.

In der Ehrenhalle kirchlicher Heiligen begegnen uns einzelne Persönlichkeiten, von denen schwer zu sagen ist, ob sie mehr dem Reiche der Geschichte, oder dem der Dichtung angehören. Unter diesen ist auch der ritterliche Held, dessen Name nicht genannt werden mag, ohne fast zauberisch auf unsre Phantasie zu wirken, und eine viele Jahrhunderte durchreichende Bilderreihe

edelster Romantik vor uns aufzurollen. Der Ritter St. Georg ist's, er, in welchem die Poesie des Christenthums gleichsam Gestalt gewann, ja, die dichterischen Anschauungen mehrer zum Theil weit auseinander liegender christlicher Zeitalter sich widerspiegeln. In leisen Uebergängen von einer Wandlung zur andern repräsentirt St. Georg zunächst das mit dem Eintritt des Christenthums in die heidnische Welt verbundene todesfreudige Heldenthum. Dann erscheint er, geschmückt mit der Ueberwinderkrone, als das stolze Wahrzeichen der zum Triumph hindurchgedrungenen römischen Staatskirche. Im Mittelalter begeistert er als die Blume der Ritterlichkeit die Gläubigen zu muthiger Waffenthat und feuriger Sangeslust. Endlich, zu reinerer Lichtgestalt vergeistigt, schwebt er auch uns noch bis zur Stunde als Siegesherold, wenn wir an die Reformation gedenken, wenn an die Mission, als ermuthigendes Hoffnungsbild vor der Seele.

Georg ward, so meldet die kirchliche Sage, gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts in Cappadocien von christlichen Eltern geboren. Sein Vater, ein bewährter Kriegsmann, starb ihm früh, und hinterließ ihm als Erbtheil neben seiner hohen männlichen Gestalt und dem Beispiel eines tapfren Muthes, seinen christlichen Glauben, und einen in dem Sohne schon frühe sich regenden mächtigen Thatendrang. Ein aufblühender Jüngling noch, hatte Georg auch schon den Tod seiner zärtlich geliebten Mutter zu beklagen; und da er nun das letzte Band, das an den heimathlichen Heerd ihn knüpfte, gelöst, und die Bahn vor sich geöffnet sah, in welche schon seine Kindes-Phantasie so gerne sich hineingeträumt, säumte er nicht länger, umschwebt von den Erinnerungen an die Thaten seines heldenmüthigen Vaters, wie dieser das Schwert zu nehmen, und, glühenden Verlangens voll, für jede gute und gerechte Sache Blut und Leben einzusetzen, in das Kriegsheer Diocletians, des römischen Kaisers, einzutreten. Ueberall der Vorderste im Streit, zeichnete er sich bald durch Unerschrockenheit und jede andre kriegerische Tugend vor seinen Waffengefährten aus, und stieg mit ungewöhnlich schnellen Schritten die soldatischen Rang- und Ehrenstufen hinan.

Unter seinen Heldenthaten leuchtet mit besonderem Glanze sein Kampf mit dem Drachen hervor. Ein furchtbares Ungethüm, in einer Lagune Lybiens hausend, setzte, wie die Legende berichtet, seit lange schon die weite Umgegend in Angst und Schrecken, indem es nur durch Kinderopfer sich abhalten ließ, Alles um sich her zu verderben. Unzählige solcher armer Opfer-

lämmer waren ihm schon zum Raube, und das Land dadurch fast kinderleer geworden. Da faßte des Landes König den hochherzigen Entschluß, das höllische Ungeheuer dadurch, so hoffte er, für immer zu versöhnen, daß er ihm sein über Alles geliebtes einziges Töchterlein zur Beute weihte. Der Vorsatz ward zur That. Unendlich bekümmert geleitet er das theure Kind, seines Lebens Stolz und Freude, dem schauerlichen Pfuhle zu. Schon rauscht, während das versammelte Volk von ferne bleich und bebend dem erschütternden Schauspiel zusieht, der schuppengepanzerte Lindwurm aus der schwarzen Tiefe auf. Schon klimmt er, Bestürzung und Schauer um sich her verbreitend, zum Ufer des dunklen Sees hinan. Schon sperrt er, in wilder Gier nach der kostbaren Beute lechzend, den unersättlichen Todesrachen auf. Nur ein Moment noch, und das Mägdlein ist verloren. Was ereignet sich da? Zur guten Stunde sprengt auf hohem Roß in blanker Waffenrüstung ein edler Kriegsmann heran, zieht aus der Scheide sein scharfgeschliffnes, sieggewohntes Schwert, wirft sich, fest im Bügel, dem schäumenden und wild sich bäumenden Unthier entgegen, und indem er demselben unter den lauten Zujauchzungen der staunenden Menge mit dem ersten Streiche das horngekrönte Haupt zerspaltet, durchbohrt er ihm mit einem zweiten das grausame, giftgeschwollne Herz. In Todeskrämpfen zuckt die Bestie in ihrem Blut. Das holde Königskind fliegt gerettet seinem hochbeglückten Vater in die Arme. Diesen aber drängt's, vor Allem dem edlen Retter seinen begeisterten Dank zu zollen. Aber schon ist er auf und davon, der hochherzige Held, und dem Könige wie dem Volke bleibt nur übrig, dem wahren und lebendigen Gott, dem Gott der Christen, die Ehre zu geben, welcher ihnen in Gestalt eines Menschen seinen Engel Michael gesendet habe.

Der edle Kämpe, der diese Retterthat geübt, war St. Georg. Ob der Legende irgend ein geschichtliches Ereigniß zum Grunde liege, oder ob sie ganz dem Reiche der Dichtung angehöre, bleibt dahingestellt, obwohl das Erstere für das Wahrscheinlichere zu erachten ist. Daß die Sage schon frühe im Munde des christlichen Volkes lebte, ist nicht weniger gewiß, als daß die That, die sie meldet, unserm Helden seinen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt hat. In den Tagen Constantins des Großen, der persönlich für unsren Heros schwärmte, und die Verehrung desselben in aller Weise zu fördern suchte, erblickte die Christenheit in Georg das Sinnbild des Riesenkampfes der vom Himmel herab geoffenbarten Wahrheit mit dem Fürsten der Finsterniß, welcher nach der An-

schauung der Gläubigen im Cultus der falschen Götter sein Wesen hatte. Eine spätere Zeit sah in Georg die constantinische Kirche veranschaulicht, die triumphirende und zur Herrschaft über die Abgrundsmächte hindurchgedrungene. Froh seines Sieges erschien er hier der Phantasie in stolzer Ruhe auf hohem Roß, und das Ungethüm schwamm erwürgt in seinem Blute unter des Rosses Hufen. Das Mittelalter trug dem Bilde neue Farben, neue Züge auf. Der morgenländische Drachentödter verklärte sich zum abendländischen Paladin, und der Retter des lybischen Königskindes zum Anwalt und Beschützer wehrloser Unschuld überhaupt. Vor der schwunghaften Phantasie der Kreuzfahrerschaaren namentlich vollendete sich das Bild Georgs zum Ideale aufopfernder Begeisterung für die heilige Sache des Christenthums, unverrückten Haltens auf Manneswort und Mannesehre, edler Hingebung, Verehrung und Schirmherrschaft für das schwächere Geschlecht der Frauen, und eines großmüthigen, den Dank verschmähenden, und keinen andren Lohn, als den die ruhmwürdige That in sich selber trägt, begehrenden Heldenthums. So ward Georg zum Repräsentanten aller Rittertugenden, die letzteren im Sinne der Chevalerie und Romantik aufgefaßt; und vorzugsweise ist es diese symbolische Erscheinung, in welcher er für alle Zeiten im feiernden Bewußtsein der Christenheit und in der Anschauung ihrer Künstler sich gefestigt und bleibende Gestalt gewonnen hat.

Es ist wahr, die Kirche feiert den Georg auch als einen ihrer Blutzeugen. Die Legende erzählt uns nämlich von seinem Martyrium Folgendes. Nachdem ihn die kaiserliche Gnade sowohl seiner männlichen Schönheit als seiner Tapferkeit wegen zum Heerestribun, und bald darauf gar zum Comes erhoben hatte, und Georg eben in Rom sich befand, wurde ihm Kunde von einem grausamen Befehle, den Diocletian wider die Christen erlassen hatte. Sofort weihte er sich feierlich dem Tode. Er vertheilte seine ganze Habe unter die Armen, schenkte seinen Sclaven die Freiheit, und trat dann eines Tages mit einem lauten und freudigen Bekenntniß der Gottheit Jesu Christi in die Versammlung des römischen Senates ein. Der Kaiser, durch diese Kundgebung seines Lieblings in nicht geringe Bestürzung versetzt, ertheilte seinem Freunde und Consul Magnentius den Auftrag, dem Georg Rede und Antwort zu stehen, und ihn seines beklagenswerthen Wahnes zu überführen. In Folge solchen Befehls entspann sich zwischen Magnentius und Georg dieses Gespräch: Der Consul: „Was giebt dir den Muth, Georg, das Ohr dieser

hohen Versammlung mit einem Bekenntniß zu beleidigen, wie wir es eben von dir vernommen haben?" — Georg: „Die Wahrheit!" — Der Consul: „Was ist Wahrheit?" — Georg: „Die Wahrheit ist Jesus Christus, den ihr verfolgt!" — Der Consul: „Also auch du ein Christ?" — Georg: „Mein höchster Ruhm ist's, Christi Knecht zu sein!" — Der Kaiser, persönlich einfallend: „Bleibe der unsre, tapfrer Held, und opfere den Göttern!" — Georg: „Ich hoffe, ehe du mich abtrünnig erfinden wirst, huldigst du mit mir dem wahren und lebendigen Gott!" — Nach dieser Verhandlung zum Tode verurtheilt, folgte Georg mit lobpreisendem Munde den Schergen, denen er übergeben wurde, in den Kerker, und bestieg bald darauf, — es war am 23. April, — festen Trittes das Schaffot, um zur Besiegelung seines Glaubens sein Haupt auf den Henkerblock zu legen. Das glänzende Beispiel seines todesmuthigen Hingangs, überzeugte Viele der umstehenden Zeugen von der Wahrheit des Evangeliums, und unter den durch sein Vorbild für Christum Gewonnenen befand sich als schönste Trophäe auch die Kaiserin Alexandra.

So die kirchliche Sage. Der Bildersaal des christlichen Bewußtseins zeigt uns aber in seinem Vordergrunde nicht den Blutzeugen St. Georg, sondern St. Georg den Ritter. Sein siegreicher Kampf mit dem Drachen verlieh ihm sein vorwiegendes Gepräge. Wie er als Held schon frühe in der begeisterten Verehrung der Armenier, Georgier und Genuesen lebte, so gab er in dieser Eigenschaft auch der Meerenge der Dardanellen, dem Hellesponte, den Namen „Arm St. Georgs". Die seinem Andenken geweihten Kirchen und Kapellen, unter denen die berühmtesten die vom Papst Gregor dem Großen zu Rom restaurirte „St. Georgio in velabro", und eine andre aus dem elften Jahrhundert stammende in der Normandie zeigen über ihren Pforten, oder, wie die letztgenannte, an ihren Capitälen, ihren Schutzheiligen nicht etwa blutend auf dem römischen Richtplatz, sondern geharnischt im Kampf mit dem Lindwurm, und gewöhnlich zu Roß, das gezückte Schwert in der Rechten. In diesem kriegerischen Bilde schwebt er, namentlich unter Richard Löwenherz, auch den Kreuzrittern vor der Seele, zum Schlachtenmuthe sie entflammend, ja, ihrem Vermeinen nach, sogar persönlich sie zum Siege führend. Georg der Ritter war's und nicht der Märtyrer, dessen Gedächtnißtag im Jahre 1222 durch das Nationalconcil zu Oxford für ganz England zum allgemeinen jährlich wiederkehrenden Feiertage erhoben, und unter dessen Weihe und Schutz 108 Jahre später

durch Eduard III der Hosenbandorden gestiftet wurde. Daß Georg nach der Anschauung der Kirche vor allem Andern das christliche Ritterthum vertrete, erhellt endlich vollends aus dem Umstande, daß er neben Mauritius und Sebastian als der dritte der Haupt-Patrone des Wehrstandes genannt und verehrt wird.

Und so möge denn Georg in seinem Ritterbilde auch der Erinnerung der evangelischen Kirche gegenwärtig bleiben! Ist die Georgssage nicht durchgehends Wirklichkeit, so ist sie doch Wahrheit, und schöne, tiefe Wahrheit. Schwerlich dürfte ein anmuthenderes und sinnigeres Symbol geheiligter und verklärter Ritterlichkeit ersonnen werden können, als dasjenige ist, zu welchem sich im Lauf der Zeiten die hehre Gestalt unsres Drachenüberwinders allmälig herausgebildet hat. Sei derselben denn in dieser sinnbildlichen Bedeutung auch in der Bilderhalle unsrer Phantasie eine bleibende Stelle eingeräumt, sintemal auch wir nach apostolischem Ausspruch „nicht blos mit Fleisch und Blut", sondern auch noch mit anderen und schauerlicheren Gewalten zu kämpfen haben. Sonderlich aber schwebe das St. Georgsbild als Berufsspiegel dem Stande vor Augen, der die Insignien des ritterlichen Kämpen trägt, und welcher vorzugsweise seiner Genossenschaft sich zu rühmen pflegt; ich meine: dem Adel- und Kriegerstande, und feuere dessen Angehörige an, allüberall im Kriege wie im Frieden sowohl als Kämpfer wider jede Macht der Finsterniß und als Hüter und Beschirmer wehrloser Unschuld eine „gute Ritterschaft" zu üben!

Fr. W. Krummacher in Potsdam.

---

8. Die vierzig Märtyrer in Sebaste

unter Kaiser Licinius.

10. März.

In einem siegreichen Kampfe für eine edle Sache pflegt der Eifer und die Aufopferungsfähigkeit immer größer zu werden, je mehr er sich der Entscheidung naht: es entsteht eine edle Leidenschaft, alle Hindernisse zu besiegen, eine Gewißheit des Erfolgs, die vor keiner Gefahr, keiner Aufopferung zurückschrickt. Ein solches Bild bieten uns die letzten Kämpfe des Christenthums um seine Existenz, und das heißt hier um seinen Sieg im römischen

Reiche, dar, welche der Erhebung desselben zur Staatsreligion vorangingen. Je stärker das Gefühl sich dabei aufdringen mußte, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt sei und daß wenn dasselbe den Sieg davon trage, diese sich völlig umgestalten und einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müsse, um so mächtiger flammte in denen, welche mit den Gütern und dem Verderben der Welt nur sich und das Ihre vertheidigten, eine wilde Leidenschaft auf, welcher nach der rücksichtslosen Energie des römischen Wesens kein Mittel ihre Zwecke zu erreichen, zu furchtbar und unmenschlich war, die sich insbesondre bemühte ihre Opfer auch sittlich zu beflecken, oder doch wenigstens dieselben durch den Schein sittlichen Falles der Verachtung preis zu geben. Da aber eben durch die Reinheit und Kraft des Christenthums die Schändlichkeit dieses Trachtens recht ans Licht trat, kannte die Wuth der so Besiegten und Beschämten keine Gränzen. Auch selbst der Abfall einer nicht unbeträchtlichen Anzahl schwacher und unlauterer Glieder der Kirche mußte zu ihrer Verherrlichung dienen, indem dabei ihre innre Kraft, ihre lautere Rücksichtslosigkeit gegen die Abtrünnigen und ihre mütterliche Liebe gegen die reuig Zurückkehrenden nur um so heller ins Licht traten, während sie von unwürdigen Gliedern, welche ihr in Zeiten des Glücks zugewachsen waren, gereinigt ward, erwuchsen ihr aus dem Blute jedes Märtyrers Hunderte neuer Bekenner. Nichts konnte ihr heilsamer sein, als dieser Wechsel von Begünstigungen und Verfolgungen, welcher die Zeit dieser letzten Kämpfe charakterisirt, und veranlaßte, daß sie bald mehr an Zahl ihrer Bekenner wuchs, bald innerlich sich kräftigte und reinigte. Der innre Sieg des Christenthums war das Ergebniß der von dem gewaltigen Diocletian verhängten furchtbaren Verfolgung; er selbst war mitten in derselben gestorben; ebenso wenige Jahre später sein Schwiegersohn Galerius (311), welcher auf dem Sterbebette in Reue und Angst vor dem Tode seine Edikte gegen die Christen widerrief. Unwillig und nur zur Hälfte fügte sich sein Neffe Maximinus im Morgenlande dieser Maaßregel erneuter Toleranz, während im Abendlande des Römischen Reichs erst durch Constantius Chlorus († 306), dann durch seinen Sohn Constantinus das Schicksal der Christen immer ein günstigeres gewesen war.

Es konnte nun so scheinen, als hätten die Verfolgungen ein Ende erreicht; aber jeder Sieg der christlichen Sache steigerte nur die Leidenschaft ihrer Gegner, die den Christen noch immer an Zahl weit überlegen waren; überdieß hegten Maximinus, Maxen-

tius und Constantins Schwager Licinius in ihren Herzen Feindschaft gegen die christliche Kirche, wenn sie dieselbe auch nicht offen hervortreten ließen und ihren Groll für eine gelegnere Zeit aufsparten. Diese schien ersterem gekommen zu sein, als zwischen Maxentius und Constantin offner Kampf ausbrach, der aber bald mit der Besiegung des ersteren endigte, durch welche die Christen von den Bedrückungen, unter denen sie kurze Zeit schwer gelitten hatten, wieder in etwas befreit wurden. Constantin gab nun gemeinschaftlich mit dem Licinius als dem Augustus des Abendlandes ein Gesetz, das die Freiheit aller Religionsübungen sichern sollte (312); aber nur die Furcht vor gemeinsamen Feinden hatte sie verbunden. So wie sie als Sieger allein übrig geblieben waren, veruneinigten sie sich und Licinius fing jetzt zum Theil aus Haß gegen Constantin, zum Theil aber auch aus Widrigkeit gegen die christliche Religion selbst an die Christen wieder zu verfolgen. Der Gegensatz zwischen Heiden und Christen hatte indessen durch jenen Wechsel von freiem Aufathmen und Bedrückung der letzteren und der mächtigen Ausbreitung der Kirche Christi in demselben eine solche Spannung und Heftigkeit erlangt, daß diese Verfolgung, wo sie wüthete, das Charakteristische hat, daß sie mit einer besonderen raffinirten Bosheit ausgeführt wurde, obwohl Licinius selbst seine Theilnahme daran und seine Billigung derselben beharrlich in Abrede stellte. Erst die völlige Besiegung des Licinius in der Schlacht bei Adrianopel machte derselben jedoch dauernd ein Ende (323).

Freilich kam bei diesen Verfolgungen sehr viel auf Vorliebe oder Haß der einzelnen Statthalter an. Von einer durch einen der letzteren erregten recht grausamen Verfolgung zu Sebaste in Armenien, berichtet uns Basilius der Große, der eben in jener Gegend recht heimisch war, in freilich rednerisch aufgeregter, aber doch glaubwürdiger Darstellung. Den Hergang der Verfolgung erzählt Basilius so: Unter der römischen Besatzung an jenem Orte waren vierzig Officiere, die aus verschiedenen Gegenden herstammend doch offen sich zur Stadt Gottes, dem himmlischen Jerusalem, als ihrer wahren Heimath bekannten — in hohen äußern Ehren stehende, meist jugendlich kräftige Männer und doch ausgezeichnet durch Sittenreinheit. Als nun (vielleicht ums Jahr 320) ein Verbot erlassen ward sich zu Christo zu bekennen, erwiesen sich so Manche schwach; jene vierzig aber hielten mit unbesiegbarer Standhaftigkeit an ihrem Bekenntniß fest, als ihnen der Statthalter erst einen kaiserlichen Brief vorwies, dann sie bedrohte. Er

suchte sie zuerst durch freundliche Zurede umzustimmen: sie möchten doch nicht ihre Jugend hinopfern und sich in einen unzeitigen Tod stürzen, und noch dazu nicht einen Heldentod, sondern den Tod der Verbrecher. Da sie jedoch unerschütterlich fest blieben, drohte er ihnen mit Schlägen, verschiednen Todesarten, den unerträglichsten Strafen. Da sie erklären, ihrem himmlischen Könige treu bleiben zu wollen, nicht Rad, nicht Kreuz, nicht Flammen, nicht Martern aller Art zu scheuen; da meint der zur Wuth gestachelte Barbar eine ganz neue Todesart für jene Bekenner ausdenken zu müssen. Er benutzt die Nachtkälte in jener Gegend zur Winterzeit und befiehlt sie, da gerade heftiger Nordwind weht, entkleidet unter freiem Himmel dem gewissen Tode auszusetzen, und zwar in der Stadt oder vielmehr in einem Sumpfe unmittelbar neben derselben. Das mußte ein furchtbar qualvoller Tod sein, da das Blut erst in den äußersten Theilen erstarrt, dann die Zähne klappern, die Adern, alle Glieder zusammengezogen werden, während der scharfe Frost wie in das innerste Mark eindringt. Die Wärme aus den Extremitäten vertrieben, die dadurch absterben, erregt im Innern wie einen Brand. So standen sie auf jenem hart gefrorenen Sumpfe da mit dem Troste, der Herr sei auch entblößt, sei zu Tode gemartert wie sie, ja durch sie, da ihm von Soldaten Solches widerfahren: der Wintersturm sei herbe, das Paradies süß; was sei Eine Nacht gegen die Ewigkeit!? „Zu Vierzigen haben wir den Kampfplatz betreten, mögen wir alle vierzig gekrönt werden! Möge nicht Einer von uns fehlen!“ Das war ihr Gebet.

Der Statthalter hatte ihnen aber Flucht und Verleugnung leicht gemacht: es war ihnen nämlich versprochen worden, wenn sie entfliehen wollten, warte ihrer in der benachbarten Ringschule ein warmes Bad und andre Erquickung. Alle aber blieben standhaft, durch die himmlischen Mächte gestärkt, außer einem Einzigen. Dieser aber hatte keinen Gewinn von seiner Flucht; denn kaum hatte das warme Wasser seine erstarrten Glieder aufgethaut, so starb er. Als aber der bestellte Henker seinen Tod sah, ward er so mächtig dadurch ergriffen, daß er seine Kleider auch abwarf und sich selbst jenen Nackten zugesellte mit dem Rufe: ich bin ein Christ! — So ward wunderbar das Gebet der frommen Streiter Christi erhört, denen diese Begebenheit zu großem Troste über den Abfall ihres Kameraden gereichte, und wie sie im Anfange vierzig gewesen, gingen ihrer vierzig in den Tod, — Alle als Christen, da der Hinzugekommene zwar die Wassertaufe nicht empfangen hatte, aber mit der Bluttaufe Christo geweiht war.

Beim Tagesanbruch wurden sie, noch athmend, dem Feuer übergeben und ihre Asche in den Fluß gestreut, damit ihr Heldenkampf durch die ganze Natur hin verbreitet würde, da sie auf der Erde gerungen, in der Luft ausgeharrt, dem Feuer übergeben worden und das Wasser sie zuletzt aufnahm (Psalm 66, 11. 12).

Noch wird erzählt, daß die Mutter des Einen von jenen Märtyrern, da sie ihren Sohn, während die Andern schon von der Kälte halb todt waren, wegen der besondern Kraft und Ausdauer seines Körpers, noch athmend fand, und da die Henkersknechte ihn als einen der seinen Sinn noch ändern könne, zurücklassen wollten, ihn mit eigenen Händen ergriffen und auf den Wagen gelegt habe, auf welchem die übrigen mit einander zum Scheiterhaufen hingefahren wurden — eine ächte Märtyrersmutter! Denn sie vergoß keine unedle Thräne, sprach nichts Niedriges und des Augenblicks Unwürdiges, sondern: „O Sohn! vollende mit deinen Kameraden den guten Weg, daß du in dem Reigen nicht fehlest und dem Herrn nicht geringer erscheinst, als sie!“ Wahrlich ein edler Sproß aus einer edlen Wurzel!

Gewiß sind an vielen Orten (von Amasea wissen wir es) ähnliche Beispiele christlichen Zeugenmuthes vorgekommen, von denen uns keine Kunde geblieben, wie auch hier kein Name genannt ist; einst wird aber jeder derselben hell strahlen wie ein Stern in himmlischer Klarheit. Dann, wenn erfüllt werden wird die Verheißung der Offenbarung (7, 14—17): „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhl Gottes, und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel. Und der auf dem Stuhl sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern noch dursten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze. Denn das Lamm mitten im Stuhle wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen.“ Der Kirchengeschichtschreiber Sozomenus erzählt, er sei selbst bei der Feier der Wiederauffindung der Reliquien jener 40 Märtyrer gegenwärtig gewesen; sie wurden später hochgeehrt.

L. Pelt in Kemnitz in Pommern.

9. Leo der Große.

11. April.

Wenn die Kinder Gottes die Kinder der Welt zu Weibern nehmen[1]) und Kinder zeugen, so werden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Eine solcher Gewalten ist das Papstthum, und unter seinen Baumeistern einer der grundlegendsten Leo der Große. Dennoch geben wir ihm eine Stelle unter einer Schaar evangelischer Männer. Sein päpstlicher Irrthum, von der Vergangenheit ihm fast aufgenöthigt, hat in der Zukunft Früchte getragen, vor denen er selbst wohl erschrocken wäre. Aber in der Gegenwart bediente er sich seines überschätzten Amtes zur ernsten Pflege des Leibes Jesu auf Erden sowohl in Sachen des geistlichen Regiments als auch in Wahrung des Kleinods evangelischer Lehre.

Er wurde gegen Ende des vierten Jahrhunderts im Herzen Italiens, man weiß nicht mit Sicherheit ob in Rom oder im südlichen Toskana, geboren. Seine Kindheit sah vielleicht noch die Tage des heiligen Ambrosius, der die Mailändische Kirche gottselig regierte und den Jähzorn des Kaiser Theodosius furchtlos unter seine geistliche Zucht beugte. Leos jüngere Mannsjahre aber hatten den tiefen und gewaltigen Kirchenlehrer Augustinus so wie den streitfertigen Mönch und gelehrten Bibelforscher Hieronymus zu Zeitgenossen. Früh wurde man auf den kräftigen, klugen und der Kirche eifrig dienenden Mann aufmerksam. Läßt sich auch nicht nachweisen, daß eben er der Akoluth Leo gewesen sei, welcher 418 mit Ueberbringung eines Schreibens an den Bischof Aurelius von Karthago betraut wurde, so wissen wir doch mit Sicherheit, daß er schon um das Jahr 430 unter dem Papst Cölestinus in großem Ansehen stand. Denn nicht nur im Abendlande widmete ihm der Priester Johannes Cassianus sein Buch über die Menschwerdung Christi, zu dessen Abfassung ihn Leo selbst ermuntert hatte, sondern sogar von Aegypten her wendete sich der Patriarch Cyrillus von Alexandrien an den geachteten Archidiakonus, um durch ihn des Papstes Unterstützung für gewisse kirchliche Ordnungen und Rechte zu gewinnen. Beide Umstände scheinen Leos spätere Bedeutung im Vorspiel zu zeichnen. Denn Hauptwerk seines Lebens wurde einerseits die Feststellung

1) 1 Mos. 6.

der Lehre von der Person Christi und andererseits die Regelung des kirchlichen Regiments.

Leo war so eben als Friedensstifter zwischen zwei römischen Feldherren in Gallien beschäftigt, als ihn die Nachricht von seiner Wahl zum römischen Bischof erreichte. Sixtus III., dem er kurz vorher im Widerstande gegen Julianus von Eklanum, einen Hauptverbreiter der pelagianischen Irrlehre, seine Hülfe gegeben hatte, war am 11. August 440 gestorben. Leo eilte in die Hauptstadt und wurde im September zum Bischof geweiht. „Muß ich auch zittern um des Verdienstes willen“, sagte er in einer Predigt am Jahrestage seiner Einsetzung, „so darf mein Glaube doch froh sein um der Gnadengabe willen; denn eben der, welcher mir die Last des Amtes auflegt, hilft mir desselben walten.“ Ferner: „Alles was ich in meinem Amte recht thue, thut Christus.“ Und an einer anderen Stelle: „Der Blick auf meine Schwachheit und auf die Größe des Amtes erschreckt mich; dennoch verzage und weiche ich nicht, weil ich nicht auf mich sondern auf den, der in mir wirkt, meine Zuversicht setze.“ Bald entwickelte Leo eine unermüdliche Thätigkeit für das Wohl der Kirche. Er sorgte für Beseitigung pelagianischer Lehrer, welche die Gemeinden in und um Aquileja verwirrten; deckte den Wahn und die Greuel der Manichäer in Rom auf; stritt nicht ohne Härte gegen die schwärmerischen Priscillianisten in Spanien; stellte im Verein mit sicilischen und ägyptischen Bischöfen, denen er nachgab, zweifelhaft gewordene Osterdaten fest; übte mit Sorgfalt durch den Bischof von Thessalonich als seinen Vicar eine römische Oberaufsicht über Illyrien, welche schon das vorige Jahrhundert anerkannt hatte; ordnete die Verhältnisse der afrikanischen Kirche, als die arianischen Vandalen einbrachen; und griff überall bittend, mahnend, strafend, befehlend ein. Dies that vielfach noth. Es war eine verworrene, gefährliche Zeit. Die Bande des römischen Reiches lockerten sich durch innere Schäden und äußere Bedrängnisse. Weil aber seit Konstantin das Regiment und die sichtbare Seite der Kirche überhaupt allzu eng in den Staat gebunden war, so führte die politische Krise auch kirchliche Unordnungen mit sich. Es war gut, daß eine kräftige Hand das Ruder hielt. Leo vertrat die hohe Aufgabe des geistlichen Amtes oft gegen die Unwürdigkeit seiner Träger. Er verbot den Metropoliten, Bischöfe und Priester dem Volke wider Willen aufzudrängen; den Bischöfen, sich gegenseitig die Geistlichen abspenstig zu machen; den Priestern Verschleuderungen des Kirchengutes geschehen zu lassen; allen, ihre Gewalt

in herrischem Sinne zu üben. „Die Unsträflichkeit der Vorstehenden ist das Heil der Untergebenen“, schreibt er; und „der Leib der Kirche muß heilsam wachsen, wenn die leitenden Glieder sowohl durch Kraft in Autorität als durch sanfte Ruhe im Walten sich auszeichnen.“ Den Trotzigen soll mit Festigkeit begegnet, den Reuigen Güte erwiesen, aber auch mancher Strauchelnde durch Milde aufgerichtet werden. Jedoch ist leider nicht zu leugnen, daß in letzterer Beziehung Leo selbst von seinem Kraftgefühle oft und von einem sogleich zu erörternden Irrthume fast beständig zu fehlen versucht wurde. Bald mischte er sich ein, wo er offenbar in ein fremdes Amt griff, bald übte er das seinige mit zu anmaßendem Tone. Besonders weit ging er in beiderlei Unrecht gegen den frommen, mit Ernst und Eifer seines Sprengels wartenden Erzbischof Hilarius von Arles. Dieser hatte in Uebereinstimmung mit seiner Synode und gemäß kirchlich gültigen Regeln einen Bischof Celidonius vom Amte gesetzt, welcher sich nun an den römischen Bischof wendete, ihn für seine Sache gewann und ihn sogar bewog, auf einer Synode das Absetzungsurtheil seines rechtmäßigen Metropoliten umzustoßen. Als Hilarius sich dem Eingreifen der Römer nicht fügen wollte, sprach ihm Leo seine Oberaufsichtswürde ab. Auch seinem Nachfolger gab er sie nicht vollständig wieder, sondern ließ ihn dieselbe mit dem Bischof von Vienne theilen. Der schwache Kaiser Valentinian III. mußte seinen leidenschaftlichen Uebergriff durch ein Gesetz bestätigen.

Dieser und ähnlichen Anmaßungen lag die Vorstellung zu Grunde, welche Leo über die eigenthümliche Würde des römischen Bischofs hegte und weiter ausbildete.

Unter den Metropoliten, d. h. den Bischöfen der Hauptstädte, welche über die der Provinzialorte schon seit längerer Zeit eine gewisse Oberaufsicht übten, ragten drei vermöge des theils politischen, theils apostolischen Ansehens ihrer Sitze besonders hervor. Es waren die von Rom, Antiochia und Alexandria, deren höhere Würde man durch den Namen der Patriarchen zu bezeichnen anfing. Nun kamen verschiedene Umstände zusammen, um dem Erstgenannten ein ganz ausgezeichnetes Gewicht zu geben. Er thronte in der alten Hauptstadt des Reiches. Nicht bloß der Glanz ihrer Macht fiel auf seinen Stuhl; auch der Empfang bürgerlicher, sittlicher und intellectueller Cultur hatte das Abendland an geistige Abhängigkeit von Rom gewöhnt, während kein ähnliches Verhältniß den Patriarchen des Orients zu gute kam. Nachdem der kaiserliche Hof sich von Italien zurückgezogen und Byzanz zu Konstantinopel

gemacht hatte, konnte er das Wachsthum des römischen Bisthums nicht mehr verdunkeln und beengen. Während Antiochia und Alexandria sich untereinander und mit manchen wenn auch nicht ebenbürtigen Nebenbuhlern die Wage hielten, behauptete Rom in der westlichen Hälfte der Mittelmeerländer allein seinen Platz. Diese Gipfelstellung hatte es aber auch auf kirchlicherem Boden. Es konnte, dem dogmatisch ärmeren und gesetzmäßigeren Geiste des Abendlandes gegenüber, eine ruhigere Würde bewahren, als die von den Wellen theologischen Streites unablässig aufgeregten Griechen, Asiaten und Aegypter. Es wurde eben deshalb von den Parteien derselben öfter zum Schiedsgerichte aufgefordert. Es war endlich — und hierin sammelte sich seine größte Kraft — die vorzugsweise apostolische Gemeinde jenes Gebietes, von uraltem Ruf, geehrt als Märtyrerstätte der großen Kirchensäulen, des Petrus und Paulus, getränkt mit dem Blute namhafter und unzähliger Zeugen des Herrn, Bewahrerin ihrer Gebeine in den endlosen Reichen der Katakomben. Auch ohne es zu wollen und zu wissen, mußte der Bischof von Rom an die Spitze treten.

Aber er wollte es, und er meinte göttlichen Grund zu wissen; je göttlicheren, um so mehr jene weltlichere Herleitung verschmähenden. Die Kirchengeschichte jener Zeit weist eine starke Veräußerlichung aller christlichen Dinge nach, folglich auch der Kirche selbst, zumal ihrer Einheit. Dieses Grundübel gab der unbefangen gefahrdrohenden Praxis bald eine befangen gefahrbringende Theorie. Leo ist ihr entschiedener Vertreter und Förderer. Der Bischof von Rom sollte Nachfolger und Stellvertreter des heiligen Petrus sein, dieser aber das Haupt der Apostel, der Empfänger der Schlüssel für sie, und als solcher der Repräsentant derjenigen Einheit, in welcher die Kirche mit Christo zusammenhängt. Wie sich Petrus zu den übrigen Aposteln verhält, so der Erbe seines Bisthums zu den anderen Hirten. Vor und über ihnen allen gilt jenem das „Weide meine Schafe.“ Das hohe Ansehen der beiden anderen Patriarchen wußte Leo ebenfalls auf Petrus zurückzuführen; das des syrischen nämlich, insofern einst auch Antiochia der Sitz eben jenes Apostels war; das des ägyptischen, weil die Gründung der Kirche von Alexandrien seinem Schüler Marcus zugeschrieben wurde. Bei Gelegenheit einer beizulegenden Meinungsverschiedenheit sprach daher Leo gegen den alexandrinischen Collegen ermahnend die Zuversicht aus, derselbe werde sich mit Rom in Uebereinstimmung setzen, weil der Geist des Schülers mit dem des Meisters aus Einer Gnadenquelle schöpfte und

jener also nur überliefern konnte, was er von diesem empfing. Als aber der Bischof von Konstantinopel durch das Concil von Chalkedon, von welchem wir sogleich mehr zu sagen haben werden, den übrigen Patriarchen wenn nicht an Autorität, so doch an Rang gleichgestellt werden und das zweite Ehrenrecht neben Rom haben sollte, mit Berufung darauf, daß sein Sitz die Residenz sei; so that Leo den unversöhnlichsten Einspruch. Die sich selbst aufstachelnde Entrüstung, mit welcher er weniger jener Thatsache als dieser Begründung sich widersetzte, fühlte wohl einen wunden Fleck des Systems berührt, und der rhetorische Apparat, mit welchem er in vielen Reden und Briefen die kirchliche Seite seiner Ansprüche schmückte, verräth das Bedürfniß, eine politische Seite ihrer Entstehung vor sich selbst zu verdecken. Insofern hatte er Unrecht in der Behauptung, er streite mehr für seine beeinträchtigten Amtsgenossen als für sich selbst. Aber es war nur folgerichtig, wenn er, und zwar nicht im Schwunge einer Rede, sondern in der gelassenen Bestimmung eines Briefes, den Ausspruch that: „Wer dem Apostel Petrus die Hauptschaft weigert, kann zwar ihm die Würde nicht schmälern, sich selbst aber stürzt der von Hochmuth Aufgeblasene in die Hölle hinab.“

Wir haben den kräftigen Mann kräftigen Irrthümern verfallen und im Eifer mit Unverstand eine grundstürzende Verbildung der Kirche in ihren Anfängen befestigen sehen. Folgen wir ihm jetzt zu dem erfreulicheren zweiten Werke, welches ihm für die Geschichte der Kirche seine Bedeutung giebt. Handelte es sich dort um das Regiment derselben, so hier um ihre Lehre.

In Speculationen über die göttlichen Wesensverhältnisse der Dreieinigkeit sich zu ergehen war besonders die orientalische Christenheit aufgelegt. Was der Mensch ohne oder durch Gnade vor Gott sei und könne, wurde gegen die Pelagianer im praktischeren Abendlande festgestellt. Um den Mittelpunkt beider und aller christlichen Lehren, nämlich die von dem Gottmenschen Jesus Christus, zu einem durchgreifenden Abschlusse zu bringen, mußten Ost und West zusammenwirken. Aber die Anregung dazu ging vom Morgenlande aus. Hier hatten sich Scharfsinn und anbetende Versenkung den Bund der beiden Naturen in Christo zu begreifen gemüht. Als des Nestorius zu schroffe und unlebendige Trennung beider zurückgewiesen war, drohte die entgegengesetzte Gefahr, daß die menschliche Seite des Heilandes, ganz in die göttliche aufgegangen, der christlichen Betrachtung fast in einen Schein verschwand. Weniger mit klarem Bewußtsein als in Einseitigkeit des Gefühls

war diesem Fehler der Abt Eutyches in Konstantinopel anheimgefallen. Seine Lehre beeinträchtigte die Wahrheit der Fleischwerdung des Wortes. Nach fruchtlosen Vermittelungsversuchen sprach sein Patriarch Flavianus auf einer Stadtsynode über seine Lehre das Verdammungsurtheil, und sagte ihm die Kirchengemeinschaft auf. Aber Hofparteien mischten sich ein. Die mächtigere, an ihrer Spitze die Kaiserin Eudokia, trat gegen Flavianus in die Schranken, welchen des Kaisers Schwester Pulcheria schützte. Letztere mußte aus der Hauptstadt weichen, und der Kaiser Theodosius II. berief nun ein vorgeblich allgemeines Concil, welches im August 449 in Ephesus gehalten wurde. Hier führte der dem Eutyches geneigte, sehr ungeistlich hochfahrende und ränkefertige Patriarch Dioskurus von Alexandrien den Vorsitz. Mit Beiseitsetzung aller Würde und Gerechtigkeit, und ohne daß man der Gegenmeinung auch nur das Wort gönnte, wurde unter Geschrei und Gewaltthaten Flavianus Urtheil umgestoßen, er selbst abgesetzt, Eutyches für rechtgläubig erklärt. Schon vorher hatten sich aber beide an Leo gewendet; zuerst Eutyches, ihn durch halben und schiefen Bericht für sich einnehmend, sodann Flavianus mit Einsendung der Acten des konstantinopolitanischen Concils. Leo antwortete dem Letzteren gutheißend in einem berühmten vom 13. Juni 449 datirten Briefe, welcher die Lehre von der Vereinigung zweier Naturen in Christo mit römischer Entschlossenheit und Schärfe bündig aussprach, seine Uebereinstimmung mit der bisher geltenden Kirchenlehre und der heiligen Schrift behauptend und nachweisend. Dies Schreiben sollte zu Ephesus durch Leos Gesandten vorgelegt und als klare Entscheidung des Streites anerkannt werden. Aber Dioskurus, ohne die Verlesung ausdrücklich zu weigern, hintertrieb sie künstlich. Kaum entgingen die römischen Boten, welche kühn gegen die wüthende Majorität protestirten und Flavianus Appellation annahmen, den Nachstellungen des siegstrunkenen Feindes. Auf Umwegen erreichten sie die Heimath und hinterbrachten die schmähliche Kunde ihrem entrüsteten Bischof. Dieser schrieb an den Kaiser und beklagte sich mit Ehrerbietung aber ernst und offenherzig über Verfahren und Beschluß jener Versammlung, welche von ihm den seither kirchengeschichtlichen Namen der Räubersynode empfing. Auch der abendländische Kaiser Valentinian III., seine Mutter Galla Placidia und seine Gemahlin Eudoxia, Theodosius Tochter, mußten dem gewaltigen Manne zu gefallen in gleichem Sinne an den Beschützer der Irrlehre schreiben. Theodosius antwortete ablehnend; es sei alles in

ordentlicher Weise zugegangen, der Schuldige getroffen, die Kirche nun in Frieden. Aber ein Thronwechsel im nächsten Jahre änderte die Lage der Dinge. Der neue Kaiser des Morgenlandes, Marcianus, hob die Partei des inzwischen gestorbenen Flavianus, und setzte sich mit Leo in Verbindung. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung, welche Jener 451 nach Chalkedon ausschrieb und Dieser wieder durch Legaten beschickte, wurden alle Beschlüsse der Räubersynode rückgängig gemacht, Dioskurus mit mehreren seiner Anhänger abgesetzt, und Leos Brief an Flavianus als richtige Fassung und Norm der Lehre unterschrieben. Als solche blieb diese Schrift seither in der römischen Kirche gültig, wurde oft in der Adventzeit vorgelesen und diente als ein Bestandtheil manches Glaubensbekenntnisses. In sechs Kapiteln behandelt sie die Lehre von der in Jesu geeinigten Gottheit und Menschheit, deren jede doch ihre Eigenthümlichkeit bewahrt habe. Es heißt z. B. „In die Niedrigkeiten dieser Welt tritt der Sohn Gottes ein, indem er, der vom himmlischen Throne herabsteigt und doch aus der väterlichen Herrlichkeit nicht hinaustritt, in einem neuen Stande durch eine neue Geburt erzeugt wird. In einem neuen Stande: weil der in dem Seinigen Unsichtbare in dem Unsrigen sichtbar wurde, der Unfaßbare erfaßt werden wollte, der vor aller Zeit Bleibende aus der Zeit zu sein anfing, der Herr des Alls mit Ueberschattung seiner unendlichen Majestät Knechtsgestalt annahm, der leidenlose Gott ein Leidensmensch zu sein und der Unsterbliche den Gesetzen des Todes zu unterliegen nicht verschmähte. Und durch eine neue Geburt erzeugt: weil die unverletzte Jungfrauschaft von der Begierde unberührt das Gebilde des Fleisches darbot. Aus der Mutter des Herrn kam die Natur, nicht die Schuld. In dem aus dem Schooße der Jungfrau gebornen Herrn Jesu Christo war nicht weil die Entstehung wunderbar deshalb die Natur uns ungleich. Denn eben er, welcher der wahre Gott ist, ist auch der wahre Mensch, und in dieser Einigung ist keine Lüge, indem wechselseitig sowohl die Niedrigkeit dem Menschen als die Höhe der Gottheit zukommt. Denn gleichwie Gott sich nicht wandelt durch die Erbarmung, so wird der Mensch nicht verzehrt durch die Erhabenheit. Denn beiderlei Gestalt thut bei Gemeinschaft der andern was ihr eigen ist, das WOrt nämlich wirket was des WOrtes und das Fleisch richtet aus was des Fleisches ist. Das eine von diesen strahlt in Wundern, das andere unterliegt der Schmach. Und sowie das WOrt aus der Gleichheit der göttlichen Herrlichkeit nicht weicht, so verlässet das

Fleisch nicht die Natur unsers Geschlechtes. Denn einer und derselbe, dies kann nicht oft genug gesagt werden, ist wahrhaft Gottes Sohn und wahrhaft des Menschen Sohn.“ Hierauf folgen viele Stellen der heiligen Schrift, welche in Ereignissen und Worten die Wahrheit, die Zweiheit und die Einigung der beiden Naturen in Jesu nachweisen.

Was aber diesen und ähnlichen Auseinandersetzungen in den Schriften Leo's ihren evangelischen Werth giebt, ist der enge Bezug, in den er sie auf die Erlösung der Menschen setzte. Er beschrieb die gottmenschliche Person des Heilandes immer um seines gottmenschlichen Heilswerkes willen. „Der Sieg des triumphirenden Christus würde uns nichts nützen, wenn er außerhalb unsrer Natur errungen wäre“, schrieb Leo einmal an Pulcheria, und sagte in einer Weihnachtspredigt: „Um die schmähliche Verblendung und Knechtschaft, zu welcher die Seele dem Uebermuthe des Teufels gefangen war, aufzuheben, genügte nicht eine Lehre des Gesetzes, noch konnte unsre Natur durch bloße prophetische Ermahnungen wiederhergestellt werden; sondern zu den sittlichen Belehrungen mußte eine Wirklichkeit der Erlösung hinzukommen, und die von Anbeginn verderbte Geburt durch einen neuen Anfang wiedergeboren werden.“ Demgemäß pflegte Leo auch bei Nennung des Namens Glaube durch die Kirchenlehre hindurch den Gedanken auf den lebendigen Erlöser selbst zu lenken, an dessen Ganzheit er um unsrer Gnadengerechtigkeit willen nichts missen wollte. Ueberhaupt bewegten sich die meisten seiner Predigten ernstlich um die Person des Heilandes, weniger in inniger Versenkung und beschaulicher Wärme als in verständiger Zerlegung und rednerischer Dringlichkeit, wie dies dem geistigen Zuschnitte und der Lebensaufgabe des Mannes entsprach. Selbstverständlich aber ist, daß die Lehre über den rechtfertigenden Glauben bei einem Römer des fünften Jahrhunderts anstatt der Klarheit und Bestimmtheit, zu welcher sie sich in dem Allein der Reformation wieder durchkämpfte, schon manche Beimischung von dem bereits unbehüteten, später alles durchgährenden Sauerteige der Selbstgerechtigkeit und des Werkverdienstes in sich trug.

Leo's Walten in den übrigen Jahren bis zu seinem 461 eingetretenen Tode folgte den bereits angegebenen Grundzügen. Manche Unordnung im Orient, besonders in Palästina und Aegypten, half er unter starker Betonung seiner angemaßten Oberbischöflichkeit beilegen. Gelehrte Schriften hat er nicht hinterlassen; eine ihm zugeschriebene Abhandlung über die Berufung der

Heiden, eine andre, an die Demetrias gerichtete, über die Demuth, endlich eine liturgische, eine dogmatische und eine kirchengesetzliche Arbeit von geringerem inneren Werthe als die beiden erstgenannten, gehören anderen Verfassern zu. Dagegen lesen wir noch 96 Predigten Leo's, welche in vielen rhetorischen Gegensätzen stylisirt aber bibel- und menschenkundig auf reinen Glauben und heiligen Ernst im Wandel dringen. Nicht minder inhaltreich sind die uns noch aufbewahrten 143 Briefe, welche die bisher erwähnten Gegenstände christlicher Lehre und kirchlicher Leitung und Zucht besprechen.

Jedoch es verdienen noch zwei politische Ereignisse berührt zu werden, welche Italien erschütternd und den weströmischen Kaiserthron mit Untergang bedrohend dem rastlos thätigen Kirchenfürsten zu wohlthätiger Anwendung seiner amtlichen und persönlichen Kraft Gelegenheit boten. Der wilde Hunnenkönig Attila, die länderverwüstende Gottesgeißel, hatte zwar im Jahre der chalkedonischen Synode auf den Feldern bei Chalons eine Niederlage erlitten, war jedoch nicht unkräftig gemacht. Bald wieder ermuthigt brach er 452 über die Alpen herein, nahm die oberitalischen Städte zur Beute und sah den Weg nach Rom offen. Aber manche Bedenken, deren Darlegung nicht hieher gehört, stellten sich seinem Vorrücken entgegen, und ließen es einer römischen Gesandtschaft gelingen, den gefürchteten Heiden zum Abzuge zu bewegen. Bei derselben befand sich auch Leo. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann wie er in den Vordergrund trat. Obwohl er selbst in seinen Briefen und Reden von dieser Begebenheit keine Erwähnung thut, so hat doch die dankbare Legende nicht nur das ganze Verdienst des Erfolges auf seine Person gehäuft, sondern ihm sogar eine Erscheinung des heiligen Petrus, wohl auch des Paulus, beigesellt. In dieser Fassung hat die Meisterhand Raphaels den rettenden Vorgang auf einer Wand der vaticanischen Säle dargestellt.

Aber nicht mehr abwehren sondern nur lindern konnte der römische Hirt, als ein nicht minder schrecklicher obwohl getaufter Barbar unsägliches Elend über die entkräftete Hauptstadt brachte. Der Vandalenkönig Giserich, wahrscheinlich von der Rache der Eudoxia wider den Mörder und Nachfolger des Kaisers und Gemahls 455 nach Italien gerufen, drang ohne Mühe in Rom ein. Nur Brand und Mord vermochte der für seine Heerde einstehende Bischof abzulenken, als er dem arianischen Ketzer flehend vor das Thor entgegenging; eine vierzehntägige wüste Plünderung blieb den schon geschmälerten Herrlichkeiten der Weltstadt nicht erspart.

Kunstschätze, edle Metalle, auch Tausende von Gefangenen, unter ihnen die Kaiserin selbst mit ihren Töchtern, wurden von dannen geführt. Leo hielt bald darauf eine eindringliche Bußpredigt, in welcher er klagte, daß nicht einmal diese ernste Züchtigung Gottes die Christen aus den Banden des lauen Weltsinnes reiße. Aber wie seine eine Hand die Ruthe, so trug die andre den Balsam. Er that persönlich, was er vermochte, um dem Elende und den in seinem Gefolge auftretenden Zerrüttungen zu steuern, trieb auch die Magistrate dazu an. Viel bemühte er sich um Wiederherstellung und Ausstattung der Kirchen. Auf seine Anregung baute die jungfräuliche Matrone Demetrias aus dem berühmten Anicischen Geschlechte drei Millien vor der Porta Latina dem heiligen Stephanus eine schöne noch zu Karls des Großen Zeit gern besuchte und jüngst in ihren Gründen wieder aufgegrabene Basilika, Leo selbst dem Märtyrer Cornelius eine kleinere bei den Katakomben der appischen Straße. Die drei Hauptbasiliken St. Pauli vor dem Thor nach Ostia, St. Petri auf dem vaticanischen und St. Johannis des Täufers auf dem lateranischen Hügel versorgte er mit mancherlei Schmuck. Noch heutiges Tages prangt in der erstgenannten, von ihrer Feuersbrunst des Jahres 1823 verschont, auf dem Triumphbogen zwischen Mittel- und Querschiff ein großes Mosaikbild, welches laut Inschrift von der Kaiserin Placidia unter Leos Beirath gestiftet wurde. Es zeigt zwischen den Sinnbildern der Evangelisten das hochernste Brustbild des himmlischen Königs, welchem die vier und zwanzig Aeltesten nahen, ein jeder seine Krone niederzulegen bereit. Eben dasselbe zu thun war, ungeachtet merklichen Antheiles an der Kirchensünde seiner Zeit, die ernste Meinung Leos, dieses großen Regierers und thätigsten Christen unter dem damaligen Geschlechte.

K. Heintz in Rom.

---

10. Vicelin, der Apostel der Wenden.

12. December.

Das Schwerdt Karl's d. Gr. und die Kelle Liudgers und seiner Nachfolger hatten der Kirche Christi Wohnung gemacht unter dem Sachsenvolke. Generationen starben indessen darüber hin, ehe der Sauerteig des Evangeliums das Volk so durchdrungen hatte, daß es seinen Segen weiter tragen konnte zu den heidnischen

Nachbaren. Die Unternehmungen, durch welche man die jenseits der Elbe wohnenden wendischen Völkerstämme zu gewinnen hoffte, waren nur zu sehr denen der Franken im Sachsenlande ähnlich. Man kämpfte missionirend und missionirte kämpfend und beides ohne den gewünschten Erfolg. Man kann nicht zween Herren dienen. Es schien einmal im 11. Jahrhundert als sollte das Evangelium unter den der Elbe zunächst wohnenden Stämmen festen Fuß fassen, als ein unvermutheter Sturm die zarte Pflanze wieder zerknickte. Schon die Obotritenkönige Mistui, dessen Enkel Mistiwoi und dessen Sohn Udo waren getaufte Christen, aber erst Udo's Sohn, der gewaltige und hochherzige Godschalk, der unter seinem königlichen Scepter fast alle Wendenvölker zwischen Elbe, Havel und Oder vereinigte (1045 — 1066) gab der Kirche Christi gegründetere Hoffnungen für ein dauerndes Gedeihen. Seine christliche Erziehung im Michaelskloster bei Lüneburg, seine ausgezeichnete Begabung, die wunderbare Führung Gottes, dessen Hand ihn, den im Racheburst um seines Vaters Ermordung abgefallenen, mitten unter den rauchenden Trümmern des verwüsteten Landes ergriff und im einsamen Gespräche mit einem sächsischen Krieger zur Besinnung und zur Buße brachte, seine weithin reichende Macht — alles dies kam zusammen, um ihn zu einem gesegneten Werkzeuge für die Gnadenabsichten Gottes an seinem Volke zu machen. Nachdem sein Thron gesichert war, wandte er alle Mühe mit ernstem Eifer an, um sein Volk für Christum zu gewinnen. Nicht genug, daß er die zerstörten Kirchen wieder aufbaute, ihre Zahl mehrte und die missionirenden Priester unterstützte, er selbst zog mit ihnen im Lande umher und deutete dem Volke die Predigt derselben in wendischer Mundart. Der König wurde der Missionar seines Volks. Mit so sichtlichem Erfolge aber seine Bemühungen gekrönt waren, mit desto größerer Erbitterung erhob sich bei erster Gelegenheit das gefährdete Heidenthum. Godschalk ward von seinem empörten Volke in Lenzen sammt den meisten Geistlichen seiner Umgebung erschlagen (1066). Die hell aufgegangne Sonne des Evangeliums ging nach kurzem Tage wieder unter, um der finstersten Macht des Heidenthums Platz zu machen. Der Sieg des Feindes war ein vollständiger und die Kirche jener Zeit leider schon so verweltlicht, daß sie nicht reich genug war an rechter Ueberwinderkraft, um ohne die Hülfe des weltlichen Armes das befohlene Werk wieder anzugreifen. Dennoch konnte sie ihre erobernde Natur nicht ganz verleugnen. Im Anfange des 12. Jahrhunderts umgab sie wie ein Belagerungsheer die heidnischen

Wenden in Mecklenburg. Nicht blos im westlichen Sachsen, im nördlichen Dänemark und in den südlichen Marken sondern auch in dem östlichen Pommerlande hatte sie das Kreuz Christi aufgepflanzt. Da brach auch für das heidnische Mecklenburg die angenehme Zeit des Heils an. Bleibenden Grund daselbst zu legen, hatte sich der Herr sein Werkzeug in Vicelin erwählt und bereitet, dem die Geschichte in dankbarem Gedächtnisse den Namen eines „Apostels der Wenden" beigelegt hat.

Vicelin war gegen das Ende des 11. Jahrhunderts zu Quernhameln [1]) geboren, eines ehrsamen Bürgers Sohn. In jugendlichem Alter von den Domgeistlichen seiner Vaterstadt unterrichtet, gerieth er nach dem Tode seiner Eltern und dem Verluste seines väterlichen Erbes ohne rechten Halt als Jüngling in ein wüstes Leben und trieb sich längere Zeit in der Umgegend seiner Vaterstadt umher. Die fromme Gräfin von Eberstein war es, deren mitleidiges Herz ihn dem sichern Verderben entriß und ihm auf ihrem Schlosse bei Polle eine Zufluchtsstätte gewährte, wo sie ihn von ihrem Kaplan unterrichten ließ. Der lieblose Mann ließ aber seine Widerwilligkeit in einem Maße und in einer Weise an dem Zöglinge aus, daß derselbe nach einer öffentlichen Beschämung eines Tages unter Thränen heimlich das Schloß verließ und sich auf den Weg nach Paderborn zu dem berühmten Vorsteher der dortigen Klosterschule, Hartmann machte. Von diesem ebenso edlen wie strengen Manne nicht blos an- sondern in sein Haus aufgenommen studirte Vicelin mit so angestrengtem Fleiße, daß er nicht nur alles Umgangs und aller jugendlichen Zerstreuungen sich enthielt, sondern auch von dem besorgten Lehrer um seiner Gesundheit willen zur Mäßigung angehalten werden mußte. Nur zu dem Chordienste in der Kirche und zum Gebete im Kämmerlein nahm er sich Zeit. Was Hartmann für seine geistige Ausbildung, das war dem ernsten Jünglinge für seine geistliche Förderung ein Oheim Ludolf, der als weithin gesuchter Beichtvater zu Fenle in großem Segen stand. Ihn besuchte er, so oft er konnte und war auch Zeuge des glaubensfreudigen Heimgangs dieses ehrwürdigen Greises. Mit einem bleibenden Eindrucke kehrte er von dem erbaulichen Sterbebette nach Paderborn zurück. Nicht lange darauf wurde er, schon hier eine zeitlang lehrend, auf Hartmanns Empfehlung an die Schule zu Bremen berufen. Vicelin war der rechte Mann, um die dortige verwilderte Jugend zu Zucht und Sitte

---

1) Von den vielen Mühlen (Querren) so benannt.

zurückzuführen. Seine oft maßlose Strenge wurde vielen ein Anlaß von Bremen fortzugehen, andern die Schule zu einer ernstern Lebensrichtung. Unter den bessern gewann er besonders den Ditmar sich zu einem dankbaren Schüler und lebenslänglichen Freunde. Mit ihm ging er auch nach einigen Jahren zu eigner weiterer Ausbildung nach Frankreich. Drei Jahre lang genossen die innig verbundenen Freunde den Unterricht zweier Männer von Ruf, des Hofpredigers Radolf und des Scholastikus Anselm zu Laudun und kehrten, nachdem der Herr dem Ditmar auf der Freunde inbrünstiges Gebet von schwerer Krankheit aufgeholfen, vornehmlich in ihrem Lieblingsstudium, der Schriftforschung, reich gefördert nach Bremen zurück. Ditmar blieb daselbst als Kanonikus, Vicelin hatte ein andres Ziel im Auge, das ihn dort nicht bleiben ließ. Was er von den heidnischen Slavenvölkern gehört, hatte sein Herz ergriffen und lenkte seine Schritte nach Osten. Er lehnte das auch ihm angetragene Kanonikat ab und ging zu dem eben installirten Erzbischofe Norbert von Magdeburg, dessen Sprengel sich in die Wohnsitze der Wenden hinein erstreckte. Er ging zunächst „um sich des Umganges dieses berühmten Mannes zu erfreuen", denn er trug seinen Missionsberuf nicht zur Schau vor sich her, sondern wartete, wo und wann ihm der Herr die Thür dazu aufthun werde. Norbert wies ihn zum Erzbischof Adalbert von Hamburg, um von diesem zum Wendenkönige Heinrich nach Lübeck gesandt zu werden. Vicelin suchte erstern in Bremen auf und zog dann mit zwei Begleitern und mit Briefen des Erzbischofs versehen zu Heinrich. Ein herzliches Willkommen war sein Empfang. Der König, der nur mit Wenigen seines Volkes in einem kleinen übriggebliebnen Kirchlein dem Herrn diente, lud sie ein bei ihm zu bleiben und versprach ihnen alle Unterstützung für ihr heiliges Werk. Aber die hell aufgehende Sonne hüllt sich oft schnell in dunkle Wolken. Eben in die Heimath gereist, um sich zum Umzuge zu rüsten, vernahmen sie die niederschmetternde Nachricht von der Ermordung des Königs (1126). Die Greuel eines Bürger- und Bruderkrieges zwischen den beiden Söhnen Heinrichs hielten Vicelin von Lübeck zurück. Doch eine Visitationsreise seines Erzbischofs ins Holsteinsche, auf der er ihn begleitete, brachte ihn auf den rechten Posten. Ein Christengemeinlein zu Faldera nahte dem Oberhirten mit der dringenden Bitte, ihnen einen Hirten zu senden, der sie in der Wüste versorge. Vicelin übernahm das Amt mit Freuden. Freilich sollte diese Freude sehr gedämpft und mit vielem Herzeleid gemischt werden. Er sah sich bald auf ein Feld voll Todtengebeine

gestellt. Das Holsatenvolk, obwohl getaufte Christen, lebte in allen Greueln des Heidenthums ungescheut fort. Da stand der kleine Mann inmitten einer ungeheuren Arbeit, aber wohlgerüstet mit der „kleinen Kraft“ des Wortes erhob er den kühnen Blick weit über die Grenzen der Gemeinde, ja des Landes hin zu den östlich wohnenden wendischen Stämmen. Die Gewalt seiner Predigt, die aus seinem beredten Munde die Gegend erfüllte, ergriff nicht blos die Herzen seiner Hörer, sondern verschaffte ihm einen Ruf, der viele jüngere Geistliche um ihn versammelte. So ward der Grund zum Augustinerkloster in Faldera (jetzt Neumünster) gelegt, welches nun der Heerd wurde, von dem aus sich das Feuer des Herrn unter den Wenden entzündete.

Uebersehen wir hier das große und schwierige Arbeitsfeld. Von Nordalbingien (dem westlichen Holstein) aus wohnten bis zu den Pommern hin die Wagrier, die Polaber, die Obotriten, die Wilzenstämme der Kyssiner und Circipaner, der Tollenser und Rhedarier und nördlich auf Rügen und dem angrenzenden Festlande die Ranen (Rügier). Durch Götzendienst und Sitte gemeinsamen Ursprungs verbunden und oft unter dieselbe Fürstengewalt vereinigt lagen sie doch in stetem Kampfe mit einander. Außer dem allen Slaven gemeinsamen Belbog (weißen) und Czernebog (schwarzen Gott) verehrten sie viele größere und geringere Untergötter, von denen einzelne ihren besonders gepflegten Cultus unter den verschiedenen Stämmen fanden; so der Prove und Podaga zu Plön bei den Wagriern, die Siva (Göttin der Furchtbarkeit) unter den Polabern bei Raceburg, bei den Rhedariern der Radegast (Gott der Klugheit) zu Rhetra und vor Allen der hochangesehene Kriegsgott Svantevit bei den Ranen in der Tempelfeste zu Arkona auf Rügen; daneben Feld- und Waldgötter, Götter des Schmerzes, der Freude u. s. w. Außer Früchten und Thieren wurden ihnen auch Menschenopfer aus den Kriegsgefangnen dargebracht. Die Opferfeste wurden in ausgelassenster Weise doch ohne Verletzung der Keuschheit gefeiert. Dieser Zug ist neben der Heilighaltung des Gastrechts aber auch das einzig Gute an ihnen. Zornmuthig und roh im Umgange, grausam, wild, verschlagen und treulos im Kampfe, ein harter Menschenschlag, der weit mehr als die Deutschen vor keiner Gefahr und Beschwer zurückbebte, waren diese Wenden. Diebstahl, Raub und Rache schändete Niemanden in ihren Augen. Nur ein ungastliches Haus, ein Sohn, der seinen Vater nicht ehrte und ein landläufiger Bettler waren unter ihnen verachtet. Es war ein hartes Stück Arbeit, einen solchen Boden zu bestellen. Nehmen

wir dazu, wie die Wenden an den unzugänglichsten Flecken ihres Wald-, Sumpf- und Seenreichen Landes sich anbauten und aufzusuchen waren, wie der volle Haß der Priester sich den Zerstörern ihres einträglichen Cultus zuwandte, wie Volk und Fürsten ihre politische Freiheit nicht ohne Grund zugleich mit ihrer Religion bedroht sahen, wie auch Satan in außerordentlichen Erscheinungen (z. B. Besessene) seine Wirksamkeit kund gab, so können wir den Glaubensmuth der Selbstverleugnung und der Ausdauer Vicelins und seiner Freunde unsre Bewundrung nicht versagen.

Diese Eigenschaften wurden aber durch die ungünstigen Zeitumstände noch dazu auf die schwersten Proben gestellt. Im J. 1127 noch sendet Vicelin die Priester Ludolf und Volkward nach Lübeck, wo Zwentepolk nach seines Bruders Ermordung die Alleinherrschaft inne hatte. Schon 1128 mußten sie wieder weichen, als die Rugier die Stadt überfielen. Während die feindlichen Krieger zu einer Thür in die Kirche eindrangen, entflohen die Priester aus der andern, um sich durch die nahen Wälder hindurch nach Faldera zu retten. So empfing sie Vicelin nach Jahresfrist als Flüchtlinge wieder und mit ihnen die niederschlagendsten Nachrichten. Im J. 1129 wurde der dänische Prinz Kanut Laward von Kaiser Lothar zum Könige der Wenden eingesetzt. Damit flammte Vicelins Hoffnungslämplein wieder hell auf. Kanut war oftmals in Faldera eingekehrt und fing an, seinen Eifer sogleich nach Antritt seiner Regierung durch einen Neubau der Kirche zu Lübeck zu bethätigen. Zum dritten Male zogen Vicelins Gehülfen am Werke in die Stadt ein. Da wurde der edle Fürst bei einer Zusammenkunft von seinem Vetter Magnus in Dänemark durch Hinterlist ermordet (1131) und in Folge dessen die junge Pflanzung aufs neue zerstört. Zwei Nachkömmlinge der alten Wendenfürsten Pribislav und Niclot „zwei wilde Bestien" bemächtigten sich der Regierung und das wendische Heidenthum glänzte noch einmal im schaurigsten Abendroth unter ihnen empor. Trauernd wandte sich Vicelin an den frommen Kaiser, da er für den Fortgang des Missionswerkes nunmehr die bändigende und schützende Macht des Schwertes als nothwendig erkannte. Er machte dem Kaiser den Vorschlag die zerstörte Burg auf dem Alberge in Wagrien wiederherstellen zu lassen. Sie erhielt den Namen Segeberg (Siegberg) und wurde der Schutz einer an ihrem Fuße errichteten Klosterkirche, welche Vicelin mit trefflichen Männern besetzte und zum Mittelpunkte einer größern Ansiedlung machte (1134). Pribislav fügte sich und nahm selbst in Lübeck den Ludolf und seine Mitarbeiter

wieder auf. Den treuen Knechten war eine neue Zeit angebrochen, eine Zeit ungestörter Arbeit und freudiger Hoffnung, aber eine Zeit von nur drei Jahren! Kaiser Lothar der edle Schirmherr der jungen Pflanzung erlag 1137 den Anstrengungen eines italienischen Kriegszuges und eine unmittelbare Folge davon war ein Kampf zwischen Heinrich dem Stolzen und Albrecht dem Bären um das Herzogthum Sachsen. Die Länder an beiden Seiten der Elbe waren der Schauplatz des Krieges. Das benutzte Pribislav und zerstörte die verhaßte Zwingburg Segeberg. Die Flammen der dortigen neuen Kirche und der umliegenden Ansiedelungen christlicher Sachsen waren der Wiederschein der neu entbrannten Wuth der heidnischen Wenden. Den Priester Volker durchbohrte ein wendischer Krieger mit dem Schwerdte, die andern Brüder entkamen nach Falbera. Mit Mühe schützte Pribislav den Ludolf und dessen Collegen in seiner Burg zu Lübeck vor der Blutgier seiner Leute. Da saßen sie unter dem zweifelhaften Schutze und in steter Angst und riefen zum Herrn um Errettung. Und sie wurde ihnen wunderbar bereitet. Während nämlich Pribislav zum Kriege ausgezogen war, segelte Race, Fürst der Rügen in die Trave ein und zerstörte Lübeck. Im Kampfgewirr waren die Priester den suchenden Blicken der Krieger entgangen und gelangten glücklich aus diesem gefahrvollen Sturme nach Falbera, dem Hafen der Rettung. Vicelin sahe nun den ganzen Kreis seiner Mitarbeiter um sich versammelt, eine von dem höllischen Hunde gehetzte Heerde, dicht um ihn den väterlichen Führer und Tröster geschaart. Man hörte dort wohl manche Klage aus tief betrübtem Herzen, aber die Schaar saß nicht da in unthätigem Kleinmuthe. Je enger der Kreis ihrer Wirksamkeit war, desto mehr verinnerlichte sich ihre Thätigkeit. Unter Vicelins Leitung „übten sie sich in der Gottseligkeit" nach den Regeln des Ordens und im Sinne der damaligen allerdings schon durch mancherlei Irrthümer (wie Anrufung der Heiligen, Büßungen) getrübten Geistesrichtung. Mit Fasten und Beten nahten sie gemeinsam dem Herrn, seine Hülfe herabzuflehen auf das arme Land und Volk, dem ihre Liebe und ihr Leben gehörte und unter den umwohnenden Holsaten gingen sie unermüdlich umher zu pflegen, was ihrer geistlichen oder ihrer leiblichen Handreichung bedürftig war. Nicht blos leiblich Kranke sondern auch viele Besessene genasen auf Vicelins Gebet und unter seiner Pflege. Das alles erfüllte die umwohnenden Heiden wie Christen mit Ehrfurcht und Vertrauen, so daß Vicelin bald unbegrenzte Macht

über die Gemüther ausübte. Eine solche kam ihm für die nächste Zeit und ihre Arbeit wohl zu statten.

Im J. 1142 nämlich lichteten sich die Aussichten für das Missionswerk wiederum, da der Kampf zwischen den deutschen Fürsten damit geendet war, daß dem jungen Heinrich dem Löwen das Herzogthum Sachsen zugesprochen wurde. Graf Adolf II von Holstein wurde dadurch wieder in sein Erbe eingesetzt, erhielt sogar Wagrien dazu, während der bisherige Besitzer Heinrich von Badewide auf Polabien angewiesen wurde. Pribislav war verschollen. Niclot aber war König der Obotriten. Mit ihm trat Adolf in ein Bündniß und nun gings an die Arbeit. Adolf zog Colonisten aus Holland, Friesland und Westfalen in die verwüsteten Gegenden und theilte das Land in Districte zu besserer Bewachung der Wenden. Vicelin setzte seinen alten treuen Freund Ditmar, der ihm von Bremen um diese Zeit nachgezogen war, der restaurirten Kirche zu Segeberg und dem von da nach dem stillern Hagersdorf (Wendisch: Cuzalin) verlegten Kloster vor, welches unter seiner milden Hand die allgemeine Zufluchtsstätte der vielen Landesarmen bei der damals herrschenden Hungersnoth war. Auch Lübeck ward neu aufgebaut.

Da nahte ein neues Sturmeswetter, das Vicelin mit Bekümmerniß heraufziehen sah. Denn nichts anders als das war der Kreuzzug, welchen 1147 die deutschen Fürsten gegen die Wenden unternahmen. Niclot, auf den es besonders abgesehen war, kam ihnen mit einem Raubzuge gegen Lübeck zuvor. Von da zog er dem Kreuzheere entgegen und verschanzte sich am Schweriner See. Da den Fürsten aber mehr an dem Tribut als an Bekehrung oder Ausrottung der Wenden gelegen war, so erlangte Niclot bald einen Frieden. Nachdem bei Dubin dem Wendenvolke in ungeistlichster Weise die Taufe aufgedrungen war, kehrten die Kreuzfahrer zurück. Nun trat Vicelin, der auch diesen Sturm in der alten Nothhütte zu Faldera abgewartet hatte als der rechte Streiter mit dem geistlichen Schwerdte wieder ein. Da kam eine neue Anfechtung und ein Schmerz über ihn, größer als je zuvor. Der ehrgeizige Erzbischof von Bremen und Hamburg stellte auf eigne Hand die drei Bisthümer von Aldenburg, Raceburg und Miklinburg wieder her. Vicelin bestimmt er für das erstere (1149). Darüber erbittert zogen Herzog Heinrich und Adolf ihre Hand von ihm. Er ging zu Heinrich, um ihn zu versöhnen. Der stolze Löwe wies ihn ab, wenn er nicht von ihm sich belehnen lassen würde. Obwohl das dem Rechte gemäß war, schien es ihm doch gegen sein

Gewissen zu sein. Er kehrte zurück und fiel in eine schwere Krankheit. Nach seiner Genesung zog er nicht als Bischof, sondern als einfacher Missionar nach Aldenburg, dessen heidnischer Häuptling ihn in seinem Werke nicht störte. Da er aber erkannte, welch ein Hinderniß die Feindschaft der weltlichen Herren für den Fortgang des Missionswerkes war, machte er sich abermal auf zum Hoflager des Herzogs nach Lüneburg. „Um dessenwillen der sich für uns gedemüthigt und erniedrigt hat, sprach er, bin ich bereit, des Geringsten Eurer Leute Knecht zu werden." Mehr wollte Heinrich nicht und er ward fortan Vicelins treuster Schützer und Helfer. Er schenkte ihm das Inseldorf Buzoe (Bosau) am Plöner See, um davon die Kosten zu seinen kirchlichen Einrichtungen zu bestreiten. Dort wohnte der Bischof ein Jahr lang unter dem Laubdache einer Buche in einer armen Hütte. Für sein ganzes übriges Leben blieb aber die Insel sein Lieblingsaufenthalt, von dem aus er das Wagrierland fleißig durchzog. Dorthin kamen auch die noch übrigen Heiden, um sich von ihm taufen zu lassen. Kein Heer und kein Schwerdt trieb sie, sondern der Geist des Herrn und die stille Liebesmacht seines treuen Zeugen.

Wer gönnte es nicht dem vielumgetriebenen Gottesmanne, in dieser stillen Arbeit sein Leben zu beschließen. Aber der Streit seines Erzbischofes mit seinem Herzoge um die Investitur zwang ihn, sich trotz seines Alters noch zu weiter beschwerlicher Reise nach Merseburg zu entschließen, wo Kaiser Friedrich I. Hoftag hielt (1152). Der Kaiser entschied, daß der Herzog in seiner Vollmacht die Investitur der Bischöfe ausübe, aber dieselben dafür auch dotire. Vicelin hatte von seinem Erzbischofe darüber viel zu leiden und kehrte betrübt über den ganzen Hergang zurück. Das Maß seiner Betrübniß voll zu machen empfing ihn in Faldera die schmerzliche Nachricht von dem Heimgange seines treuen und geliebten Ditmar, der wie keiner seinem Herzen nahe gestanden hatte. Von Faldera reiste er nach Bosau. Die dortige Kirche war zu seiner Freude der Vollendung nahe. Nach einem darin abgehaltenen Gottesdienste fiel Vicelin am Altare auf seine Knie und flehte um Segen für das Werk des Herrn an dieser Stätte und im ganzen Slavenlande. Dann nahm er Abschied von den Brüdern und kehrte nach Faldera zurück. Sieben Tage darauf traf ihn die schwere Heimsuchung Gottes, die seinen Tod herbeiführen sollte. Ein Schlagfluß lähmte ihm die rechte Seite und was allen besonders schmerzlich war, auch seine Zunge. Aerztliche Hülfe war erfolglos. Drittehalb Jahre war er an das Lager gefesselt, wo er ohne Schmerzen

weder sitzen noch liegen konnte. Mit treuer Sorgfalt und Liebe pflegten ihn die Klosterbrüder und trugen ihn, wenn es sein Zustand irgend erlaubte, in die Kirche zum gemeinsamen Gottesdienste. Seine unverständlichen Seufzer und Klagen rührten seine Umgebung oft zu Thränen über sein schweres Leiden, aus dem ihn der Herr am 12. December des J. 1134 erlöste.

Das sind in kurzen Umrissen die Lebenszüge des Mannes, dessen unscheinbarer Körper eine große Seele barg, dessen vielfach gehemmtes Wirken von der Kühnheit und Kraft seines in Liebe zu seinem Herrn und den Seelen der Verlornen entbrannten Geistes genügend Zeugniß giebt. Er mag klein erscheinen gegen seinen berühmten Zeitgenossen Bernhard von Clairvaux, der auf hoher Kanzel stand, aber vor Gott ist es groß, sich zu den Kleinen am Geiste tief herunterzubeugen und das ABC der heilsamen Wahrheit die Unwissenden zu lehren; seine Arbeit erscheint gering gegen die eines Bernhard, der im Mittelpunkte der Christenheit lehrte und gleichsam an den Zinnen und Kuppeln des geistlichen Tempels Christi baute, wovon der Glanz noch zu uns herüberschaut, aber es ist groß vor Gott, Grund zu legen, der zwar vor Menschenaugen verdeckt, dennoch der starke Träger eines herrlichen Baues ist. Die hohe Achtung und Liebe, welche ihm von seinen Zeitgenossen persönlich gezollt wurde, giebt sich in den mancherlei Sagen von Erscheinungen und Wundern, die er nach seinem Tode noch gethan, reichlich kund, die Anerkennung seines Werkes haben seine überlebenden Mitarbeiter und nächsten Nachfolger in dem Namen eines „Apostels der Wenden“ auszusprechen sich gedrungen gefühlt. Wir dürfen auf ihn hinschauen mit der Zuversicht, daß ihm der Herr im Lande der ewigen Ruhe die Krone des Lebens gegeben, denn der Held, der seines Herrn Kreuzesfahne so oft hat müssen sinken sehen und immer wieder glaubensmuthig emporgehoben hat, war gewißlich ein rechter Ueberwinder.

A. Nische in Schwinkendorf in Mecklenburg.

---

11. Luther in Worms.

18. April.

Als Luther am 31. October 1517 die 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, bekämpfte er einen argen Unfug in der römischen Kirche, damals noch überzeugt, im Ein-

verständnisse mit der Kirche selbst zu handeln. Das Feuer, welches seine Thesen in deutschen Herzen überall und weit über Deutschlands Grenzmarken hinaus angezündet hatten, hätte er um des Friedens willen gern selbst wieder gedämpft. Aber der Uebermuth der Gegner und Gottes gnädige Leitung ließen das nicht zu. Der Papst hatte Luthern innerhalb einer Frist von 60 Tagen nach Rom citirt; ein vom 25. August 1518 datirtes päpstliches Breve ermächtigte den Cardinal-Legaten Thomas de Vio von Gaeta für den Fall einer Verweigerung des Widerrufes von Seiten Luthers zu dessen Verhaftung, und Luther hatte kaum noch Zeit gehabt, mit Zurücklassung einer Appellation an den Papst aus Augsburg zu entfliehen, wo der Cardinal zum Schein mit ihm verhandelt hatte. Dem schlauen Höflinge Carl von Miltitz, dem Ueberbringer der geweihten goldnen Rose an den Kurfürsten von Sachsen, schien gelungen, was dem Priester mißlungen war. Luther demüthigte sich unter die Autorität des Papstes und gelobte zu schweigen, wenn seine Gegner schwiegen. Da war es Dr. Eck's von Ingolstadt Ehrgeiz und Mißgunst, was den Streit neu entflammte und Luthern zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausforderte. Dr. Eck ging selbst nach Rom, um mit einer Bannbulle gegen Luther nach Deutschland zurückzukehren. Am 4. Juni 1520 war diese ausgefertigt worden. Ein und vierzig Sätze in Luthers Schriften waren in ihr als „ketzerisch, verführerisch, ärgerlich und christlichen Ohren unleidlich“ verdammt, die Schriften selbst zum Feuer verurtheilt, eine sechszigtägige Frist Luthern zum Widerrufe eingeräumt, widrigenfalls mit der Strafe der Ketzerei gedroht. Die Verbrennung der Bannbulle am 10. December 1520 vor dem Elsterthore zu Wittenberg war Luthers Antwort auf die Eck'sche Bulle. Aber eine noch kühnere That stand ihm bevor.

Bei dem in Worms versammelten Reichstage hatte der päpstliche Legat Aleander darauf gedrungen, daß der weltliche Arm der lutherischen „Ketzerei“ einmal ein Ende machen wolle. Der Kurfürst von Sachsen wollte aber gegen Luthern nichts vornehmen, bevor er verhört worden war. Der Kaiser hatte sich endlich entschlossen, in diesem Punkte nachzugeben, und dem Churfürsten (28. November 1520) aufgetragen, Luthern nach Worms auf den Reichstag zu bringen, um „von gelehrten und hochverständigen Personen allda genugsam verhört zu werden.“

Damals stand das deutsche Reich anscheinend noch in seiner vollen Blüthe und Kraft, und eine ansehnlichere, ehrwürdigere und

glänzendere Versammlung konnte nicht gefunden werden, als diese Versammlung deutscher, geistlicher und weltlicher Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Herren und Städte. Daß ein armer Mönch vor dieser erscheinen sollte, sich zu verantworten, war etwas Unerhörtes. Wie tiefe Wurzeln mußte nicht nur in den Durchschnittskreisen der Nation, sondern auch in ihren Würde- und Machtträgern das Bewußtsein von dem drohenden kirchlichen Verfalle, dem wachsenden Verderben, bereits geschlagen haben, daß ein anfänglich so geringfügiger Handel diese höchste Versammlung in Spannung versetzte. Den Verfechtern des römischen Stuhls und der hergebrachten Mißbräuche war es freilich gar nicht recht, daß Luthers Sache von den Reichsständen untersucht werden sollte. Wozu, sagten sie, noch untersuchen, wo der Papst bereits verurtheilt hat? Die Autorität des Papstes geht über Alles. Der päpstliche Nuntius Aleander hielt in Worms eine lange wohlstudirte Rede, worin er darzuthun suchte, daß um der Ketzereien Luthers willen wohl hunderttausend Ketzer verbrannt zu werden verdienten. Wenn Luther den Teufel nicht hätte, so würde er nicht klüger sein wollen als die Väter und die Kirche. Den Laien, d. h. der Reichsversammlung, stehe kein Urtheil über geistliche Dinge zu. Dagegen habe sie die Pflicht, der Ketzerei zu wehren, den Verkauf der Schriften Luthers zu hindern, sie verbrennen zu lassen. Besonders eiferte Aleander auch dagegen, daß einem Ketzer freies Geleite zugesichert werde, welches dem Kurfürsten von Sachsen, für den Fall, daß er Luthern nach Worms bringe, vom Kaiser verheißen worden war. In der That gelang es auch, den Kaiser wieder wankend zu machen. Unter dem 17. Dezember hatte er dem Kurfürsten geschrieben, daß Luther nur unter der Bedingung kommen solle, daß er erstens zuvor Alles, was er gegen den Papst geschrieben, widerrufe, und zweitens sich dem päpstlichen Urtheil von vorn herein unterwerfe. Als ein mit dem Bann Bedrohter sollte er auch nur in eine Stadt oder einen Ort nahe bei Worms gebracht werden dürfen. Eine durch die Anwesenheit so vieler hoher Prälaten geheiligte Stadt sollte durch einen Ketzer nicht entweiht werden. Der junge Kaiser theilte, wie hieraus deutlich erhellt, nicht die Gefühle der deutschen Nation, und wollte es mit dem Papste nicht verderben.

Beim Empfange der Nachricht, daß er nach Worms vorgeladen werden sollte, hatte sich Luther herzlich gefreut. Könne er nicht gesund kommen, so schrieb er (21. Dezember 1520) an Spalatinus, so wolle er krank kommen. Wenn der Kaiser rufe, so

rufe der Herr selbst. Noch lebe und regiere Der, welcher die drei Männer im Feuerofen erhalten habe. „Mit Hülfe des Allmächtigen, schrieb er (25. Januar 1521) an den Kurfürsten, bin ich bereit mich dermaßen zu erzeigen und zu verantworten, daß männiglich in der Wahrheit erfahren soll, daß ich bisher nicht aus frevelm, unbedächtigem, ungeordnetem Willen und um zeitlicher und weltlicher Ehre und Nutzens willen, sondern — meinem Gewissen, Eid und Pflichten nach als ein armer Lehrer der h. Schrift, Gott zu Lob, zu Heil und Seligkeit gemeiner Christenheit, der ganzen Deutschen Nation zu gut, zu Ausrottung gefährlicher Mißbräuche und Aberglaubens .. Alles geschrieben und gelehret habe."

Den Reichsständen lag unstreitig in ihrer Mehrheit daran, Luthern schonend zu behandeln. Sie drangen mit der Ansicht durch, daß er selbst gehört werden müsse. Auch erschien ihnen eine Verurtheilung aller Sätze Luthers in Bausch und Bogen als ungerecht. Sie unterschieden zwischen dem Tadel von wirklichen kirchlichen Mißbräuchen, welchen sie nicht für ohne Weiteres verwerflich hielten, und der Abweichung von allgemein gültigen kirchlichen Lehrsätzen, in welcher Beziehung Luther, so weit er sich einer solchen schuldig gemacht hätte, widerrufen sollte. Dieser bestimmt ausgesprochenen Meinung der Stände konnte der Kaiser nicht widerstehen. Die Reformpartei hatte innerhalb der Reichsversammlung selbst in so fern gesiegt, als der Kaiser versprach, beim päpstlichen Stuhle auf Abhülfe der gegen denselben erhobenen Beschwerden zu dringen. So weit Luther mit seinen Verbesserungsvorschlägen das Gebiet der Lehre nicht berührte, durfte er hoffen, in Worms ein geneigtes Ohr zu finden. An eine Reformation des christlichen Volkslebens aus dem Gewissen und Glauben dachte die Mehrheit jener glänzenden Versammlung nicht.

Auf die Nachricht, daß der Kaiser ihn blos zu dem Zwecke wollte nach Worms kommen lassen, um dort vor der Reichsversammlung einen öffentlichen Widerruf zu leisten, war Luther wieder ins Schwanken gekommen. Wenn er widerrufen wollte, schreibt er an Spalatinus (19. März 1521), so könnte er das auch in Wittenberg. Die Autorität der kirchlichen Tradition war ihm aber bereits so sehr erschüttert, daß er erklärte: deßhalb, weil seine Schriften mit den Institutionen der Kirche nicht übereinstimmten, werde er ihren Inhalt gewiß nicht widerrufen. Zwar schrieb er unter demselben Datum an den Kurfürsten einen demüthigen Brief, in welchem er seinen guten Willen, den Handel zu schlichten, be-

theuert. Wenn er aber sagt, daß „er der römischen Kirche nichts weder im Himmel noch auf Erden vorziehen werde, denn allein Gott selbst und dessen Wort“: so hatte er damit den reformatorischen Gegensatz zu dem hierarchischen Machtinstitute in seiner ganzen Unversöhnlichkeit ausgesprochen. Er, als ein Doktor der h. Schrift, legte die Schrift nach seiner Gewissensüberzeugung aus, und war entschlossen, nicht einen Finger breit von dem zu weichen, was er Gewissens halber als Schriftwahrheit erkannt hatte. Die römische Kirche dagegen ließ nur ihre Auslegung der Schrift als berechtigte gelten, und die Autorität der Tradition hatte ihr eine eben so hohe Bedeutung als die Autorität der Schrift. Luther sprach damals immer noch von dem „Handel zwischen ihm und dem päpstlichen Ablaß.“ Allein es war — ohne daß er bereits zum vollen Bewußtsein davon gekommen war — ein Handel zwischen dem Grundsatze der individuellen Gewissensberechtigung und der traditionellen Kirchengewalt, zwischen innerer und äußerer Autorität auf dem religiösen Gebiete, daraus geworden. Die große Frage, die heute noch nicht ausgekämpft ist, in wie weit der Individualglaube dem kirchlichen Rechtsinstitute gegenüber befugt ist, sollte zum erstenmale auf deutscher Erde von der Reichsversammlung in Worms in Betracht gezogen und beantwortet werden. Seit Jahrhunderten, man kann sagen: seitdem das Christenthum die Form einer Staatsreligion angenommen hatte, war das Recht der Individualität in Glaubenssachen unterdrückt, ja, längere Zeit hindurch in Blut und Feuer erstickt worden. Sollte es auch jetzt wieder gelingen, das Zeugniß des Gewissens durch Mittel der Gewalt zum Schweigen zu bringen? Luther war auf Alles gefaßt: „Will mich der Kaiser rufen, um mich zu tödten: ich will dennoch kommen. Ich fliehe nicht, so der Herr will, und verlasse sein Wort nicht im Streite. Aber das weiß ich, daß jene Blutmenschen keine Ruhe haben werden, bis sie mich getödtet haben.“ Das ist nicht die Sprache eines Mannes, der in eitler Ruhmbegierde nach Märtyrerkronen hascht, sondern eines solchen, der, im Vertrauen auf Gottes Hülfe, entschlossen ist, wenn der Wahrheit nicht anders geholfen werden kann, sie in heißem Kampfe zu verdienen.

Unter dem 6. März hatte der Kaiser die förmliche Citation Luthers nach Worms ausgestellt, worin ihm freies Geleite verheißen und er aufgefordert war, binnen 21 Tagen in Worms zu erscheinen. Am 26. März wurde ihm dieselbe von dem kaiser-

lichen Ehrenherold Kaspar Sturm aus Oppenheim eingehändigt. In größter Eile brach er auf. An schlimmen Vorzeichen auf der Reise fehlte es nicht. Schon in Weimar traf er auf das Gerücht: er und seine Bücher seien in Worms bereits verdammt. Mit eigenen Augen sah er die kaiserlichen Boten, welche beauftragt waren, das kaiserliche Verbot gegen seine Bücher öffentlich anzuschlagen. Der ihn begleitende Herold ward selbst zweifelhaft und fragte ihn: ob er weiter fortziehen wolle? Aber Luther ließ sich nicht irre machen. Er durchschaute den Plan seiner Feinde, daß sie ihn zum Rückzuge bewegen wollten, um ihn nachher der Feigheit zeihen und abwesend verurtheilen zu können. Arbeit — er predigte in mehreren Städten — und Aufregung hatten ihn jedoch so sehr erschöpft, daß er in Eisenach erkrankte und bis Frankfurt a. M. sich ernstlich unwohl fühlte. An manchen Orten glich jedoch seine Reise einem Triumphzuge. In den Städten ging ihm die Bevölkerung entgegen, um den „Wundermann" zu sehen, der so kühn war, sich wider den Papst und alle Welt zu erheben. Manche warnten: „es werde ihm zu Worms ergehen, wie dem Huß zu Costnitz, man werde ihn zu Pulver brennen." Aber Luther antwortete: „Wenn sie gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms gen Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemoth in sein Maul zwischen seine großen Zähne treten und Christum bekennen."

Die geistlichen Herren in Worms hatten wohl große Macht, aber doch keinen rechten Muth; denn sie hatten kein gutes Gewissen. Als die Kunde zu ihren Ohren drang, daß Luther komme, suchten sie durch List seinen Einzug in Worms zu verhindern. Franz von Sickingen wurde durch den Beichtvater des Kaisers, Glapion, einen Baarfüßermönch, dahin gebracht, Luthern die Ebernburg als sicheren Aufenthaltsort anzubieten, und der schwache Martin Bucer ließ sich dazu gebrauchen, Luthern zur Annahme des Vorschlags zu überreden. Luther blieb aber unerschütterlich. „Ich werde weiter ziehen", sagte er zu Bucer; „hat des Kaisers Beichtvater etwas mit mir zu reden, so kann er solches in Worms wohl thun." Aber auch der Hofprediger des Kurfürsten Friedrich ließ ihn, als er in die Nähe von Worms gekommen war, warnen, daß er nicht in die Stadt kommen, in solche Gefährlichkeit sich begeben möchte. Damals sprach Luther das große Glaubenswort: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein." In späteren Lebensjahren wunderte er sich selbst über seinen so kühnen Muth: „Gott

kann einen wohl so toll machen; ich weiß nicht, ob ich jetzt auch so freudig wäre."

Es war am 16. April, als Luther seinen Einzug in die Stadt Worms hielt. Er fuhr in Begleitung von Amsdorf, Johann Pezenstein und Peter von Suaven auf einem sächsischen Rollwagen; voran ritt der kaiserliche Herold in Amtstracht und Wappen mit seinem Knecht; Justus Jonas folgte. Namentlich viele sächsische Edelleute waren ihm entgegengegangen. Bei 2000 Personen gaben ihm das Geleite bis an seine Herberge, die in der Nähe des Gasthofs zum Schwanen lag, in welchem Kurfürst Ludwig von der Pfalz residirte. Bis tief in die Nacht hatte er Besuche anzunehmen, darunter auch den des ritterlichen Landgrafen von Hessen, der ihm beim Weggehen die Hand drückte mit den Worten: „Habt ihr Recht, Herr Doktor, so helf' euch Gott."

Wohl war Luther so zu sagen als ein Daniel in die Löwengrube nach Worms gegangen. Die Gegner Luthers dachten nicht anders, als so mit Luthern fertig zu werden, wie man vor hundert Jahren mit Huß fertig geworden war, ihm das freie Geleite zu brechen und ihn als einen Ketzer, dem man keine Treue schuldig sei, vom Leben zum Tode zu bringen. Die fanatische Partei zählte im geheimen Rathe des Kaisers nicht wenige Anhänger; allein auch solche Reichsfürsten, welche, wie Pfalzgraf Ludwig, Luthern persönlich nicht günstig gesinnt waren, verabscheuten doch einen arglistigen Wortbruch, und auch der Kaiser erklärte: „Was man zugesagt hat, das soll man halten."

So ward denn Luther am 17. April 1521 von dem Reichserbmarschall Ulrich von Pappenheim im Namen des Kaisers aufgefordert, Nachmittags um 4 Uhr vor der Reichsversammlung zu erscheinen. Mit einem herzinnigen Gebete hatte er sich auf die Stunde des Zeugnisses und Bekenntnisses gestärkt: „Ach Gott, ach Gott, o du mein Gott, du mein Gott, stehe Du mir bei wider aller Welt Vernunft und Weisheit; thue du es, du mußt es thun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt zu thun. Wollte ich doch auch wohl gute, geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber Dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist; stehe mir bei du treuer, ewiger Gott; ich verlasse mich auf keinen Menschen ..... Komm, komm, ich bin bereit, auch mein Leben darum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein, so will ich mich von dir nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in

deinem Namen; die Welt muß mich über mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller Teufel wäre. Und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund und Boden, ja zu Trümmern gehn ... die Seele ist dein und gehört dir zu, und bleibet auch bei dir ewig." Auf den Schlag vier wurde er durch Ulrich von Pappenheim und Kaspar Sturm abgeholt, und, um dem Zudrange der Menge zu entgehen, aus welcher Manche auf die Dächer und Zinnen gestiegen waren, Luthern zu sehen, durch heimliche Gänge auf das Rathhaus geführt. Vor dem Eingange in den Ständesaal klopfte ihm noch Ritter Georg von Frundsberg auf die Achsel mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberst in der allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost: Gott wird dich nicht verlassen."

Nach seinem Eintritt in den Saal wurde Luther durch den Herrn von Pappenheim zunächst erinnert, daß er nichts reden sollte, wenn er nicht gefragt würde. Die Verhandlung begann damit, daß der kaiserliche Orator und Official des Bischofs von Trier, Dr. J. Eck (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gegner Luthers, Dr. Eck von Ingolstadt), mit lauter Stimme, in lateinischer und deutscher Sprache, im Namen des Kaisers Luthern also anredete: „Martin Luther! Die hohe und unüberwindliche Kaiserl. Majestät hat aus Bedenken und Rath aller Stände des h. römischen Reichs dich vor Ihrer Majestät Stuhl hierher berufen und erfordern, dich um diese zween Artikel zu fragen: Erstlich, ob du bekennst, daß diese Bücher (ein großes Convolut von lateinischen und deutschen Druckschriften wurde vorgezeigt) dein seien und ob du dieselben für die deinen erkennst oder nicht? Zum andern, ob du dieselben und was drinnen ist widerrufen, oder auf denselben verharren und bestehen willst?" Bevor Luther noch antworten konnte, rief der Luthern als rechtsgelehrter Beistand zugegebene Dr. Hieronymus Schurf: man möge die Bücher mit Namen nennen, und da sich nun unter denselben nicht blos Streitschriften, sondern auch Schriften lediglich erbaulichen Inhalts befanden: so war eine Unterscheidung zwischen denselben gewiß wohlbegründet. Luther antwortete auf die beiden an ihn gerichteten Fragen mit großer Besonnenheit. Er anerkannte, daß er die benannten Bücher alle geschrieben habe. Was aber die Frage anbetreffe, ob er sie vertheidigen, oder widerrufen wolle: so handle es sich hierbei um

den Glauben, der Seele Seligkeit und Gottes Wort, welches der höchste und größte Schatz im Himmel und auf Erden sei. Daher wäre es vermessentlich und gefährlich gehandelt, unbedacht hierüber sich zu erklären, zumal Christus sage: Wer mich vor den Menschen verläugnen wird, den will ich vor meinem himmlischen Vater auch verläugnen. Luther schloß seine ebenfalls in lateinischer und deutscher Sprache ertheilte Antwort mit der Bitte um Bedenkzeit, „auf daß ich ohne Nachtheil Gottes Wortes und ohne Gefahr meiner Seelen Seligkeit auf die vorgehaltenen Fragestücke richtig antworten möge.“

Kaum durfte er nach den Umständen hoffen, daß diese Bitte gewährt werde. Eigentlich war das Urtheil über seine Schriften, und darum auch über seine Person, bereits gefällt. Unter seinen Augen war nicht nur auf seiner Reise, sondern in Worms selbst das kaiserliche Mandat, welches seine Schriften verbot, angeschlagen worden. Aber der Eindruck, welchen sein eben so freimüthiges, als bescheidenes Auftreten auf die Reichsversammlung hervorbrachte, war dennoch ein so günstiger, daß ihm die Kaiserliche Majestät „aus angeborner Güte“ einen Tag Bedenkzeit bewilligte. Morgen um dieselbe Stunde sollte das Verhör seinen Fortgang nehmen. Auch ward ihm zur Bedingung gemacht, daß er seine entscheidende Antwort nicht schriftlich, sondern nur mündlich vortragen dürfe. Unter dem Jubel des Volkes kehrte er in seine Herberge zurück. Die Theilnahme unter Großen und Geringen war sichtlich für ihn im Wachsen. „Herr Doktor, sie dürfen euch nicht verbrennen, sie sollen uns denn alle mit verderben“, riefen ihm wackere deutsche Ritter auf dem Rückwege zu. Wieder Andere erinnerten an Matth. 10, 27 und Luc. 21, 12. Eine Stimme rief ihm im Vorbeigehen zu: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat.“ Ulrich von Hutten hatte unter dem 15. April von der Ebernburg ein erquickliches Trostschreiben an den „unüberwindlichen Theologen und Evangelisten, seinen heiligen Freund“ gerichtet. „Streitet tapfer für Christum, rief er ihm zu, und weichet dem Uebel nicht, sondern gehet ihm getrost entgegen. Leidet euch als ein guter Streiter Jesu . . . . Ich möchte gern sehen, wie Jene euch anschauen, was sie euch vor ein scheel Gesicht machen, wie sie das Maul aufsperren. Ich stelle mir lauter schreckliche Dinge vor. Und wird wohl so gehen; doch hoffe ich, es sei Zeit, daß der Herr Zebaoth den Weinberg reinige, den die wilden Säue verwüstet und ein sonderlicher Eber zerfressen hat.“

Unter großem Gedränge wurde Luther am folgenden Tage

Nachmittags 4 Uhr abermals vor die Reichsversammlung geführt. Die Spannung war aufs Aeußerste gestiegen, ob er widerrufen, ob er beharren werde? Erst um 6 Uhr begannen die Verhandlungen. Die Anrede des Officials war nicht freundlich; es hätte eigentlich, meinte er, keiner Bedenkzeit bedurft; Luther hätte schon längst wissen sollen, was er zu thun habe; er solle sich jetzt endlich erklären, ob er seine Bücher widerrufen, oder vertheidigen wolle? Die Antwort Luthers zeichnet sich eben so sehr durch ihre Bescheidenheit, als ihre Umsicht und Bestimmtheit aus. Nachdem er sich entschuldigt, wenn er „aus Unverstand" nicht einem Jeden der Herren den gebührenden Titel gebe oder sich sonst nicht „nach Hofgebrauch" erzeige, erklärte er, daß er in Allem, was von ihm bis jetzt mit einfältigem Herzen gelehret und geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit gesucht habe. In Betreff der gestern an ihn im Namen Kaiserlicher Majestät gerichteten zwei Fragen bemerkte er zu der ersten, daß er die benannten Bücher nochmals als von ihm geschrieben erkenne, vorbehalten, daß nicht etwa durch der Gegner Arglist etwas daran verändert worden sei. Hinsichtlich der zweiten Frage erinnerte er, daß nicht alle seine Bücher einerlei Art seien. Er unterschied drei Klassen. Zu der ersten Klasse zählte er diejenigen, in welchen vom christlichen Glauben und guten Werken so schlicht, einfältig und christlich gelehret sei, daß auch die Widersacher bekennen müßten: sie seien nützlich und würdig, von Christen gelesen zu werden. In die zweite Klasse gehörten die, in welchen das Papstthum und der Papisten Lehre, als die mit Irrthum, bösem Leben und ärgerlichen Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten, bekämpft werde. Niemand könne läugnen, daß durch des Papstes Gesetze und Menschenlehren die Gewissen der Christgläubigen aufs Jämmerlichste verstrickt, beschwert und gemartert, auch Güter, Gründe und Besitzungen der hochberühmten deutschen Nation mit unglaublicher Tyrannei erschöpft und verschlungen seien. In einer dritten Klasse von Büchern hätte er einzelne Personen, welche die römische Tyrannei vertheidigt und die von ihm bekannte gottselige Lehre gefälscht und gedämpft hätten, angegriffen. Was die Schriften erster Klasse betreffe, so könne er sie nicht widerrufen; denn er würde ja damit die Wahrheit, welche Freund und Feind gemeinsam bekennen, verdammen. Wenn er die Schriften zweiter Klasse widerriefe, so würde er päpstliche Tyrannei nur stärken und ihrem gottlosen Wesen nicht nur die Fenster, sondern auch

Thür und Thor öffnen, und dies tyrannische Regiment würde dem gemeinen Manne und Haufen noch viel unleidlicher und unerträglicher werden. Mit Beziehung auf die dritte Klasse bekannte er, daß er etwas heftiger und schärfer gewesen sei, denn es nach Gelegenheit der Religion und Profession sich gebühre. „Denn, setzte er hinzu, ich mache mich nicht zu einem Heiligen, auch disputire ich nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi." Von einem Widerrufe seiner Schriften könne also nicht die Rede sein. Ueberhaupt vermöge er seine Lehre nicht anders zu vertheidigen, als wie Jesus Christus die seinige vertheidigt habe: Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei. „Darum, fuhr er fort, bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Euer Kaiserliche Majestät, Churfürstliche und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedrigen Standes, wollen Zeugniß geben, mich mit Prophetischen und Apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret habe. Alsdann, so ich Deß überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen, und der erste sein, der meine Büchlein ins Feuer werfen will." Man habe ihn daran erinnert, wie Zwietracht aus seiner Lehre erwachse. „Mir ist's wahrlich die allergrößte Lust und Freude, zu sehen, daß um Gottes Worts willen Zwietracht und Uneinigkeit entstehet. Denn dieß ist Gottes Worts Art, Lauf und Glück, sintemal Christus der Herr selbst sagt (Matth. 10, 34): „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Mit edelm Freimuthe warnte er noch die Fürsten vor falscher Klugheit, welche die Staaten in den größten Schaden und ihr Verderben bringe. Er sage das nicht, weil er meine, die Fürsten bedürften seines Rathes, „sondern" — und mit diesen Worten schloß er seinen Vortrag — „daß ich deutscher Nation, meinem lieben Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht habe sollen noch wollen entziehen, und will mich hiermit Eurer Kaiserlichen Majestät, Churfürstl. und Fürstl. Gnaden, aufs unterthänigste befohlen und demüthigst gebeten haben, sie wollten sich von meinen Widersachern wider mich ohn' Ursache nicht bewegen lassen. Das will ich um dieselbigen mit meinem armen Gebet gegen Gott zu erbitten in aller Unterthänigkeit allzeit beflissen sein." Auch diese Antwort ertheilte Luther in beiden Sprachen, zuerst in deutscher, und nachher, weil es gewünscht wurde, noch in lateinischer.

Wie hätte sie seine Gegner, wie den Kaiser und die Fürsten, welche um jeden Preis den Frieden in der Kirche wiederherzustellen wünschten, befriedigen können? Nicht um zu disputiren, antwortete ihm der kaiserliche Orator, und um wieder in Zweifel zu ziehen, was durch Concilien seit Jahrhunderten erledigt sei, sei er hier; eine „einfältige, runde und richtige" Antwort werde von ihm verlangt: ob er widerrufen wolle oder nicht? Man wollte also nicht gründliche, unbefangene Prüfung; mit einem Schlage wollte man dem widerwärtigen Handel ein Ende machen. Was Luthern lediglich eine Gewissensfrage war, das war den Ständen eine politische Frage.

Der entscheidungsvolle Augenblick war eingetreten. Mit einem Gewissensopfer konnte sich Luther Ruhe, Bequemlichkeit und auch eine äußerlich ehrenvolle Zukunft erkaufen. Allein er wäre damit nicht nur ein Verräther an sich selbst, sondern an der christlichen Wahrheit geworden, welche mit Wort und That zu vertreten er von Gott den heiligen Beruf empfangen hatte. Hier galt darum auch keine weitere Ueberlegung; hier stand vor der Seele nur ein gewaltiges Entweder — Oder. Er sprach: „Weil denn Euer Kaiserliche Majestät, Churfürstliche und Fürstliche Gnaden, eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll. Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift, oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirret und sich selbst widersprochen haben), und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen und eingeführt sind, überzeuget und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen werde: kann und werde ich nichts widerrufen; weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen."

Eine solche Antwort hatten freilich die Stände nicht erwartet. Der kaiserliche Orator und Official von Trier erwiederte nach einiger Berathung von Seiten der Stände sehr empfindlich: Luther habe unbescheidener als ihm gebühre geredet, und seine Antwort thue nichts zur Sache. Er gab ihm zu verstehen, wenn er seine Streitschriften widerrufen hätte, dann würde der Kaiser „aus an-

geborner Güte" die Verfolgung gegen seine übrigen Bücher eingestellt haben. Er rege wieder auf, was zu Costnitz bereits verdammt sei, und wenn er meine, es bedürfe gegen ihn des Schriftbeweises, so irre er ganz und gar. Was schon vor Jahrhunderten von der Kirche verdammt sei, darüber werde man nicht neue Disputationen vornehmen. Dann gäbe es ja in der Christenheit nichts Gewisses, nichts für immer Beschlossenes. Daher sei hier ein rundes „Ja" oder „Nein" erforderlich: ob er das Seine für katholisch und christlich vertheidigen, oder revociren wolle?

Es ist der kirchenpolitisch-juristische Standpunkt, auf welchen sich hier die Reichsstände stellen. Was einmal in der Kirche juristische Geltung erlangt hat, das ist ein für allemal beschlossen und erledigt. Daß es ewige Gewissensrechte in den Angelegenheiten des Glaubens gebe, davon hat dieser Standpunkt keine Ahnung. In der Kirche waltet wie im Staate das unerbittliche Gesetz. Es muß diesen Ohren ganz seltsam geklungen haben, als Luther nochmals erklärte: es handle sich hier um das Gewissen, und Kaiserliche Majestät möge doch nicht zugeben, daß er wider sein Gewissen gedrungen werde. Dieses sei durch die h. Schrift überwunden und gefangen, es müßte erst mit genügen Schriftgründen gelöst werden, ehe er etwas widerrufen könnte. Die Concilien hätten oftmals geirrt und sich selbst widersprochen, das wolle er beweisen. Als der kaiserliche Official erwiederte: man könne nicht beweisen, daß die Concilien geirrt hätten, erbot sich Luther dazu. Es war also nicht mehr blos die Autorität des Papstes, es war auch diejenige der Concilien, welche er auf dem Standpunkte des Gewissens und des göttlichen Wortes in Zweifel zog. Es war mit einem Worte die Autorität der Kirche, als einer äußern rechtsgültigen Anstalt, selbst, welcher er die Autorität des Gewissens und des göttlichen Wortes entgegenstellte. Die gläubige und wiedergeborne Persönlichkeit erhebt sich in ihm zum Kampfe gegen die Macht des in Gesetzesformen erstarrten Kirchenthums. In diesem Kampfe fühlt er sich als der Träger der ächten deutschen Frömmigkeit. Es ist zugleich ein Kampf germanischer Glaubensinnigkeit mit romanischem Machtcentralismus.

Allein, so wenig die Reichsversammlung in ihrer großen Mehrheit Luthers Standpunkt zu würdigen vermochte, dennoch widerstand sie dem Drängen der Gegner, welche die „Ketzerei" rasch

in Feuer und Blut zu ersticken wünschten. Als Luther nach seiner Schlußrede hinausgeführt wurde, entstand unter den deutschen Rittern eine unruhige Bewegung: „ob man ihn gefangen führe?“ Ihm das freie Geleite zu brechen, das hätte der Kaiser schon dem Kurfürsten von Sachsen gegenüber nicht wagen dürfen. Und so groß war der Eindruck, den seine männliche, von herausforderndem Pathos freie, Beredsamkeit auf deutsche fürstliche Gegner hervorgebracht hatte, daß z. B. Herzog Erich von Braunschweig ihm einen silbernen, mit köstlichem Eimbecker gefüllten, Krug reichen ließ, damit er sich erquicke. „Wie Herzog Erich jetzt meiner gedacht, also gedenke unser Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein“: das war der Dank, mit welchem Luther die fürstliche Gabe aufnahm. Aber der Kaiser sagte kopfschüttelnd: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen“, und die Spanier verspotteten ihn auf dem Wege nach der Herberge.

Hätte Deutschland damals an seiner Spitze einen deutschen Kaiser gehabt: der Nothruf des Gewissens der Nation, welcher aus Luthers Mund und Herzen so vernehmlich an sein Ohr gedrungen war, hätte ihn nicht ungerührt gelassen. Der Gewissensnoth war die Brust Karls V., in welcher romanische Anschauungen lebten, verschlossen. Es wurde sofort am 19. April, also am folgenden Tage, den Ständen eine kaiserliche Vorlage gemacht, des Inhalts: die kaiserlichen Vorfahren seien stets der römischen Kirche, welche Martin Luther anfechte, gehorsam gewesen. Auch der Kaiser könne nicht anders als dem Beispiele seiner Vorfahren folgen, den alten Glauben zu schützen und dem römischen Stuhle Hülfe zu leisten. Daher müsse Luther mit seinen Anhängern durch Bann und Acht, und welche Wege sich sonst zu ihrer Vernichtung darböten, verfolgt werden. Das sichere Geleit dagegen wollte er ihm nicht brechen. Die Vernichtung Luthers und seiner Partei war also vom Kaiser beschlossen; doch sollte ihm der Proceß in offener, ehrlicher Weise gemacht werden; den Pfad der Arglist einzuschlagen gegen einen Mann von so edler Unerschrockenheit, von so lauterer christlicher Tapferkeit, diese Schmach wollte der Kaiser um des Papstes willen nicht auf sich laden.

Unterdessen, während die Stände diese kaiserliche Proposition beriethen, verzweifelte die römische Partei immer noch nicht, durch Unterhandlungen mit dem kühnen Mönch zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Eine solche Privatverhandlung war durch den Erz-

bischof von Trier, Richard von Greifenklau, auf Mittwoch den 24. April im Beisein mehrerer Fürsten, wie des Markgrafen Joachim von Brandenburg, des Herzogs Georg von Sachsen, der Bischöfe von Augsburg, Brandenburg u. A. veranstaltet worden. Der markgräflich badische Kanzler Dr. Vehus hielt bei dieser Gelegenheit an Luthern eine wohlgesetzte Rede, in welcher er ihn ermahnte, die Autorität der menschlichen Satzungen, Ceremonien und Ordnungen nicht gering zu schätzen, die Kirche könnte ihrer nicht entbehren. Die christliche Freiheit sei dem Mißbrauche des Pöbels ausgesetzt; auf sie gestützt werde derselbe das Joch von sich werfen. Ehrbarkeit, Ehre, Zucht, Gesetz, Recht und Ordnung seien auf dem Spiele. Wenn er nicht revocire, so müsse ihn der Kaiser als Gesetzesübertreter aus dem Reiche stoßen. Auch hier wieder derselbe einseitige staats- und kirchenrechtliche Gesichtspunkt, der sich auf die Frage nach Wahrheit und Gewissen gar nicht einläßt, der in der Reformation von vorn herein die „Revolution" sieht und verdammt. Luther traf in seiner Erwiederung darum auch gleich den rechten Fleck, wenn er den herkömmlichen Begriff von der Kirche, als einer überlieferten Rechtsanstalt, in Anspruch nahm und die Kirche als „den gemeinen Haufen" derer bezeichnete, „die zur Seligkeit versehen sind", eine Bezeichnung, in welcher er mit dem Märtyrer Huß übereinstimmte. Daß er zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet sei, wisse er wohl; allein dieser könne ihn nicht zur Verläugnung des göttlichen Wortes nöthigen. Es gebe ein doppeltes Aergerniß, der Liebe und des Glaubens: das erstere solle man meiden, das letztere könne der Welt nicht erspart werden. Und als nach einiger Berathschlagung die Fürsten ihn wieder vorforderten und Dr. Vehus nochmals seine kirchenpolitischen Zweckmäßigkeits-Maximen darlegte und Luthern besonders ermahnte, das Urtheil über seine Schriften dem Kaiser und den Reichsständen heimzustellen, da ließ sich Luther dadurch nicht im Geringsten irre machen. Gottes Wort, erklärte er, werde er allein weichen. Die biblischen Bücher seien recht und wahrhaftig; was andere Lehrer geschrieben hätten, das glaube er nur in so fern, als sie schreiben, was recht und wahr sei. Man möge ihn nicht zwingen, hierin etwas gegen sein Gewissen zu thun; sonst wolle er in Allem willig und gehorsam sein. „Ihr wollet also nicht weichen, fragte ihn der Markgraf Joachim, ihr seid denn mit der h. Schrift überwunden?" „Ja, gnädigster Herr,

erwiederte Luther, „oder mit klaren und öffentlichen Ursachen und Gründen."

So viel lag dem Erzbischof von Trier daran, Luthern zum Nachgeben zu bewegen, daß, nachdem die übrigen Fürsten und Herren sich entfernt hatten, er auf seinem Zimmer die Unterhandlung mit Luther fortsetzte. Auf seinen Betrieb wurde das freie Geleite Luthern noch um zwei Tage verlängert. Nach zwei weiteren Unterredungen, in welchen Dr. Vehus und Dr. Peutinger insbesondere auf Luther eindrangen, erzielten sie endlich so viel, daß Luther versprach, seine Angelegenheit der Entscheidung eines allgemeinen Conciliums anheimgeben zu wollen, jedoch unter der Bedingung, daß jene Entscheidung nach der Norm des göttlichen Wortes getroffen werde. Diese Antwort wurde dem Erzbischof von Trier zuerst in der entstellten Fassung hinterbracht, daß Luther seine Sache einfach dem Ausspruche eines Conciliums heimgeben und bis dahin stille schweigen wolle. Bald klärte sich aber das Mißverständniß auf. Der Erzbischof war nichtsdestoweniger unermüdlich. „Wie denn dieser Sache könnte gerathen und geholfen werden; Luther möge es selbst anzeigen": fragte er zuletzt. Keinen besseren Rath wisse er, erwiederte Luther, als den Gamaliels (Apost. 5, 38). Denn wäre dies sein Vornehmen und Thun aus Gott nicht, so würde es in dreien, ja zweien Jahren selbst untergehen. Also Luther rieth zur ächt christlichen Kirchenpolitik der Duldung gegenüber denen, welche die unchristliche der Verfolgung gegen ihn und seine Lehre ins Werk gesetzt wissen wollten. Und er schloß: „Drum will ich eher Leib und Leben, Stumpf und Stiel drüber fahren lassen, denn Gottes klar und wahr Wort übergeben."

Alle Mittel diplomatischer Kunst waren jetzt erschöpft. Weder List noch Drohung, weder Schmeichelworte noch harte Reden hatten den auf Gewissen und Schrift gegründeten unerschütterlichen Glaubensmuth Luthers zu erschüttern vermocht. Der Kaiser hatte jetzt keine andere Wahl, als entweder den Grundsatz der religiösen Freiheit offen anzuerkennen, oder Luthern als einem beharrlichen Ketzer den Proceß zu machen. Welchen von beiden er einschlagen werde, darüber konnte Niemand zweifelhaft sein. Wenige Stunden nach der letzten Unterredung Luthers mit dem Erzbischof von Trier erschienen der kaiserliche Orator Dr. Joh. Eck und der kaiserliche Secretarius Maximilian Transilvanus, um Luthern im kaiserlichen Auftrage zu vermelden, daß, „nachdem er von Kaiserlicher Majestät, Kurfürsten, Fürsten und Ständen des

Reichs so oft und mancherlei Weise, aber vergebens, vermahnet wäre worden, und er gleichwohl Solches nicht wollte zu Herzen nehmen, sich nicht bessern, noch zur Einigkeit der Kirchen begeben, noch sich mit ihr vergleichen wollte, so müßte Kaiserliche Majestät als ein Advokat und Voigt des katholischen Glaubens procediren und fortfahren." Das freie Geleite sollte ihm während einer Frist von 21 Tagen gehalten werden, nur sollte er auf der Rückreise das Volk weder mit Predigen noch mit Schreiben erregen. Auf diese Meldung hin sprach Luther als ein getreuer Knecht des Herrn: „Wie es dem Herrn gefallen, also ist's geschehen, der Name des Herrn sei gebenedeiet." Noch drückte er seinen Dank aus dafür, daß man ihn zu Worms gnädig gehört und ihm das freie Geleite gehalten. Er habe nichts anders begehrt, denn daß eine Reformation aus der h. Schrift vorgenommen würde, und wolle sich nichts Anderes vorbehalten haben, denn allein das Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen. Wenn er tausend Köpfe hätte, äußerte er sich zu jener Zeit, wollte er lieber alle sich abschlagen lassen, als einen Widerruf thun.

Es war am Freitag nach Jubilate, den 26. April, Morgens um 10 Uhr, als Luther Worms verließ, dieser Daniel errettet aus der Löwengrube. Der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen hatte in tiefer Bewegung das Wahrheitszeugniß aus dem Munde des treuen Lehrers von Wittenberg vernommen. „Wenn es in meiner Macht stände, wollte ich ihm gern zum Recht helfen": so hatte er schon am 23. April an seinen Bruder geschrieben. Dazu war er freilich zu schwach, und hatte in sich auch noch nicht das rechte und volle Vertrauen auf die Sache des Evangeliums. Dagegen entschloß er sich Luthern, wenigstens in der nächsten Zeit, den Wirkungen des Schlages zu entziehen, der gegen ihn fallen mußte. Noch vor der Abreise aus Worms war Luthern ein Wink zugekommen, daß er für einige Zeit, bis zu weiterer Beilegung der Sachen, bei Seite gebracht werden sollte. Von Friedberg aus sandte Luther dem Kaiser ein lateinisches, den Reichsständen ein deutsches Schreiben, beide gleichen Inhaltes, worin er seine reformatorischen Grundsätze nochmals in gedrängter Kürze entwickelt. Hier verließ ihn auch der kaiserliche Ehrenhold Caspar Sturm, der ihn bis auf hessisches Gebiet zu seinem Schutze begleitet hatte. In Hersfeld, wo er mit Reitergefolge in die Stadt begleitet worden war, entließ ihn der Rath nicht, bis er gepredigt hatte. Auch in Eisenach zog ihm das Volk entgegen, und er mußte pre-

digen. Denn es war damals in deutschen Landen ein Hunger und Durst nach dem Worte Gottes, und Luther dachte, trotz des ihm auferlegten Schweigens: „das Wort Gottes ist nicht gebunden." Auf dem Weg nach Waltershausen unweit von dem Schlosse Altenstein in einer Hohlgasse entführten ihn aber Reisige — auf Befehl des Kurfürsten — nach der Wartburg, wo er verborgen als ein Reitersmann lebte und seine Feinde dachten es wäre gar aus mit ihm. In Worms aber wurde er durch das berüchtigte Wormser Edikt (datirt vom 8., erlassen vom 26. Mai 1521) „als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte", „als ein von Gottes Kirche abgesondertes Glied und ein verstockter Zertrenner und offenbarer Ketzer" in die Reichsacht erklärt. Der „schädlichen, verderblichen Sucht" der evangelischen Freiheit suchte man dadurch zu steuern, daß der deutsche Gesammtverlag unter die Censur der katholischen theologischen Fakultäten gestellt wurde. Es schien — als hätte die alte Knechtschaft gesiegt, als sei der Morgenstern, der den nahenden Sonnenaufgang ankündigte, erloschen. Es schien nur so. Der Reitersmann auf der Wartburg schärfte unterdessen sein gutes Schwert. Führ' es in starker Hand auch heute noch, evangelische Christenheit! Es ist das Schwert des Geistes, welches da ist das Wort Gottes.

Dan. Schenkel in Heidelberg.

---

12. Patrik Hamilton.

17. Februar.*)

Patrik Hamilton, der erste Prediger und Märtyrer der schottischen Reformation war von edler Geburt und Abkunft. Sein Vater, Sir Patrik Hamilton war ein natürlicher (später legitimirter) Sohn des ersten Lord Hamilton, der sich mit Maria, Tochter des Königs Jakob II vermählte. Seine Mutter war Katharina

*) Sein Todestag ist der 29. Februar, von welchem in dem verb. evang. Kalender das Gedächtniß Hamiltons, des ersten schottischen Märtyrers, verlegt ist und zwar auf den 17. Febr., als den Tag, an welchem der letzte schottische Märtyrer, Jac. Renwick, hingerichtet wurde. S. den Evang. Kalender für 1850 S. 9.

F. P.

Stuart, Tochter des Alexander Herzogs von Albanien, zweiten Sohnes desselben schottischen Königs.

Weder das Datum noch der Ort seiner Geburt sind genau bekannt; doch man hat guten Grund, anzunehmen, daß er in Stonehouse bei Glasgow im Jahre 1504 geboren ist. Als jüngerer Sohn wurde er zeitig für die Kirche bestimmt und im Jahre 1517 zum Titular-Abt von Ferne, einem Prämonstratenser Kloster in Roß-Shire ernannt. Wahrscheinlich in demselben Jahre verließ er Schottland, um seine Studien an der Pariser Universität fortzusetzen. Man hat immer angenommen, daß er auf der Universität St. Andreas Student gewesen sei, doch ganz kürzlich wurde sein Name in einem handschriftlichen Register der Magistri Jurati von Paris unterm Jahre 1520 entdeckt, und diese Entdeckung wirft ein wichtiges Licht auf den Weg, auf welchem er zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit gelangt ist. Es waren unzählige Schüler des Erasmus und Luther auf jener Hochschule zur Zeit von Hamiltons damaligem Aufenthalt. Die Flammen des Streites, die sich an der neuen Wissenschaft und der neuen Theologie entzündet hatten, loderten grade in jenen Jahren in Paris. Und als er später, nachdem er einige Zeit in Lonvame verweilte, das er wahrscheinlich wegen seines neuen Collegium Trilingue besuchte, nach Schottland 1523 zurück kehrte, war er bereits ein erklärter Erasmussianer, nicht allein wegen seiner Liebe zur alten Litteratur, sondern auch wegen seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit kirchlicher Reformen.

Uns wird von Alexander Alesius berichtet, daß „er ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit war, alle Sophisterei aus den Schulen verbannte, und die Philosophie zu ihrer Quelle, zu den Original-Schriften des Aristoteles und Plato zurückführte." Derselbe Autor belehrt uns, daß, obgleich Hamilton ein Abt war, er doch nie die Klostertracht anlegte, „so groß", sagt er, „war sein Haß mönchischer Scheinheiligkeit!" Statt mit den Mönchen seiner eigenen Abtey von Ferne zusammen zu sein, wurde er als „Lehrer der Künste" ein Glied der Universität von St. Andreas, und nahm in jener Stadt seinen Wohnsitz. Es erforderte das Studium und Nachdenken mehrerer Jahre, um aus dem jungen Schüler des Erasmus den entschiedenen Anhänger Luthers zu machen. Hamilton konnte noch nicht öffentlich für die Reformation sich erklärt haben, als er in den Priesterstand der Kirche aufgenommen wurde, wahrscheinlich 1526, doch die Beweggründe die ihn zum Priesteramt leiteten, offenbarten den evangelischen Geist, welcher im Ge-

heimen in seinem Herzen Kraft gewann. „Es geschah“, sagt John Freth der englische Märtyrer, „weil er alle Mittel suchte die Wahrheit zu bezeugen, gleich wie Paulus den Timotheus beschnitt um die schwachen Juden zu gewinnen.“ Er verstand noch nicht, daß der treue Dienst am Worte Gottes völlig unvereinbar war mit dem Dienst der Kirche Roms. Im Anfange des Jahres 1527 erreichten die Gerüchte zuerst den Erzbischof von St. Andreas, daß Hamilton öffentlich sich der Sache Luthers angenommen hätte, und Beaton that sogleich Schritte ihn zu strenger Rechenschaft zu ziehen. Solch ein Prediger der Ketzerei war in der That furchtbar. In einem Lande, wo edle Geburt und mächtige Verbindungen noch mehr Einfluß auf das Volk hatten, als in irgend einem andern Reiche von Europa, war ein Prediger des Lutherthums mit königlichem Blut in seinen Adern und mit aller Macht der Hamiltons im Rücken, ein gefährlicherer Feind der Kirche, als Martin Luther selbst in Person würde gewesen sein.

Der Augenblick war bedenklich, keine Zeit durfte verloren werden. Beaton stellte unverzügliche Untersuchung über die Wahrheit der ihm zugekommenen Nachricht an, und da er den jungen Priester gefunden hatte „mit streitender Ketzerei befleckt, verschiedene Ketzereien Martin Luther's und seiner Genossen, der Wahrheit entgegen behauptend“ lud er ihn vor sich. Patrik Hamilton hatte sich gerüstet die Wahrheit zu predigen, doch er fühlte sich noch nicht fähig für sie zu sterben. Er hatte schon den Glauben eines Evangelisten, doch noch nicht völlig den Glauben eines Märtyrers. Im Frühjahr 1527 wich er aus Schottland, und begab sich nach der evangelischen Schule Deutschlands; zwei Freunde und ein Diener begleiteten ihn.

Er war kurze Zeit in Wittenberg, doch sind leider keine Einzelheiten von seinem Verkehr mit Luther und Melanchthon aufbewahrt. Von Wittenberg ging er nach Marburg und war bei der Einweihung der neuen Universität des Landgrafen Philipp gegenwärtig. Sein Name steht noch auf der ersten Seite des akademischen Albums verzeichnet. Hier schloß er sich mit besonderer Liebe an Franz Lambert, den der Landgraf von Straßburg hingerufen hatte, in der theol. Fakultät den Vorsitz zu führen, und in dessen Schule er seine Fortschritte zur theologischen Reife ausgezeichnet rasch machte. Der Meister gewann seinen Schüler eben so lieb als der Schüler seinen Meister. Lambert hat schriftlich ein hoch wichtiges Zeugniß seiner Talente und seines Characters hinterlassen. „Sein Lernen“, sagt er, „war für seine Jahre von

nicht gewöhnlicher Art, und sein Urtheil in den göttlichen Wahrheiten war ausnehmend klar und gründlich. Der Zweck seines Besuchs der Universität war, sich völliger in der Wahrheit zu gründen, und ich kann redlich sagen, daß ich selten Jemandem begegnet bin, der sich mit dem Worte Gottes mit größerem Geist und Ernst des Gemüths beschäftigt hätte. Er unterredete sich oft mit mir über diese Gegenstände. Er war der erste Mann der nach der Gründung der Universität eine Reihe von Thesen zur öffentlichen Vertheidigung aufstellte. Diese Thesen waren im evangelischen Geiste abgefaßt und wurden mit der größesten Gelehrsamkeit vertheidigt. Auf meinen Rath veröffentlichte er sie. Die eben benannten Thesen wurden später ins Englische von John Frieth übersetzt, und in jener Form durch Fox den englischen Martyrologen und durch John Knox den Geschichtsschreiber der schottischen Reformation, unter dem Namen von Patriks Stellen — das ist loci communes erhalten. Sie bilden ein interessantes und wichtiges Denkmal der frühesten Lehre der schottischen Reformatoren. Diese Lehre ist rein evangelisch ohne die Eigenthümlichkeiten der Lutherischen noch der Schweizerischen Symbole darzulegen. Hamiltons Theologie war gleich der Lamberts „nach dem Typus der Lutherischen Verkündigung des Evangeliums gebildet, wie nach Melanchthons loci communes wissenschaftlich geordnet und begründet." —

Nach dem Verlauf eines halbjährigen Aufenthalts im evangelischen Deutschland fühlte Hamilton, daß die Zeit gekommen sei, wo die Pflicht, die er Gott und seinem Vaterlande schuldete, ihn nöthige heimzukehren. Die beiden Freunde scheinen vor der Gefahr, ihn zu begleiten, zurückgeschreckt zu sein. Doch keine Aussicht auf Gefahr konnte ihn von seinem hohen Plane, seinem Vaterlande ein Evangelist zu werden, abwendig machen. Welch eine Veränderung! Vor sechs Monaten floh er aus seinem Lande, weil er sich noch nicht der Mission eines evangelischen Märtyrers gewachsen fühlte. Doch jetzt eilt er den Gefahren gegenüber zu stehen, die er damals zu meiden geeilt hatte. Wie erstaunlich! und doch nicht schwer erklärlich! Denn sechs Monate hatte er unter den berühmtesten Helden und Lehrern des Reformirten Glaubens zugebracht. Seine Lehrer waren alle evangelische Doctoren von der höchsten Auszeichnung gewesen; und sie waren alle eben so wohl evangelische Helden als Doctoren. Es war für eine Seele wie die seinige unmöglich, mit solchen Seelen lange in

Gemeinschaft zu stehen, ohne ihren Geist in sich aufzunehmen, und von ihrem Einfluß überwältigt zu werden.

Bei seiner Ankunft in Schottland begab sich Hamilton zu der Familie Mansem von Kincavel bei Linlithgow und dort fand er seine erste Gemeinde. Sein älterer Bruder Sir James war jetzt im Besitz der Familien-Güter und Ehren. Seine Mutter lebte noch, und er hatte noch eine Schwester Namens Katharine, eine Dame von Geist und Talent. So machten nahe Verwandte und die Dienerschaft der Familie sein erstes Auditorium aus, und seine Arbeit unter ihnen wurde mit großem Erfolg gesegnet. Beide, sein Bruder und seine Schwester nahmen die Wahrheit an, und wurden in kommenden Jahren gewürdigt viel für diese Sache zu leiden.

Doch er beschränkte sich nicht auf den Kreis von Kincavel. Er fing an das lange verlorne Evangelium zu predigen in der ganzen Umgegend. „Die glänzenden Strahlen des wahren Lichtes, sagt Knox, das durch Gottes Gnade in sein Herz gepflanzt war, fingen reichlich an weiter zu zünden sowohl öffentlich als insgeheim.“ — „Wohin er kam“, sagt ein anderer Geschichtschreiber, „unterließ er nicht das Verderben der römischen Kirche offen darzulegen, und die Irrthümer zu zeigen, die sich in die christliche Religion eingeschlichen hatten, welchem Viele ihr Ohr liehen, und er hatte um seiner Lehre und seines leutseligen Benehmens willen viel Anhang unter aller Art Volks.“

Was er mit so vielem Erfolg predigte mögen wir aus seinen „Stellen“ ersehen. In diesem kleinen Tractat erkennen wir die wahre Seele und den Geist seines kurzen doch fruchtreichen Predigtamtes, die in Jesu Christo seinen Landsleuten gepredigte Wahrheit, als die lebendige Wurzel der Hoffnung und Liebe. Er zielte auf eine Verbesserung der National-Kirche, welche an der Wurzel, nicht an den Zweigen anfing. Indem er so die Wurzel des Glaubens und Lebens in seinem Lande verbesserte, hoffte er die Bäume und ihre Früchte zu verbessern. Und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Der Prediger selbst wurde freilich bald stille gemacht und vertilgt. Doch seine Lehre lebte nach ihm, und wirkte mit einer sauerteigartigen Eigenschaft auf das Herz des Volks, bis sie den ganzen Teig durchsäuert hatte.

Bald nach seiner Rückkehr aus Deutschland that Hamilton, obgleich er Priester und Abt war, den entscheidenden Schritt, in die Ehe zu treten. Seine Braut war eine junge Dame von edler Geburt, deren Namen leider nicht aufbewahrt ist. Der Beweggrund, welchen Alesius zu diesem Schritte bezeichnet, war des Re-

formators Haß gegen die Heuchelei der römischen Kirche. Es scheinen bei dieser Gelegenheit ähnliche Beweggründe ihn geleitet zu haben wie Luther. Er wünschte durch Wort und That zu zeigen, wie gänzlich er die angemaßte und niederdrückende Autorität des römischen Stuhles abgeworfen hätte. Doch seine Ehe wie seine Laufbahn als Prediger waren beide nur für kurze Zeit bestimmt. Im Frühjahr 1528 nahm der Erzbischof von St. Andreas sein Verfahren gegen ihn wieder auf, welches ein Jahr zuvor durch seine Flucht nach Deutschland unterbrochen war. Indem er einen Ton der Aufrichtigkeit und Mäßigung erkünstelte, sandte Beaton ihm eine Botschaft die den Wunsch einer Conferenz mit ihm zu St. Andreas über solche Punkte der kirchlichen Lage und Verwaltung ausdrückten, die einiger Verbesserung benöthigt zu sein schienen. Hamilton wurde durch diese Verstellung nicht getäuscht. Er begriff deutlich die Politik seiner Feinde, und sah und sagte den schnellen Ausgang ihres Verfahrens vorher; wie St. Paulus wußte er wohl, daß Bande und Gefängniß seiner warteten in der Stadt der Schriftgelehrten und Pharisäer, doch er fühlte sich im Geiste gebunden dennoch dahin zu gehn, indem er sein Leben auch nicht selbst theuer hielt, auf daß er vollendete seinen Lauf mit Freuden und das Amt, das er empfangen hatte von dem Herrn Jesu, zu bezeugen das Evangelium von der Gnade Gottes. Als er um die Mitte des Januar in St. Andreas angekommen war, fand die vorgegebene Conferenz statt, und wurde mehrere Tage fortgesetzt. Der Erzbischof und sein Coadjutor die noch Mäßigung erheuchelten, schienen des Reformators Ansichten in vielen Punkten zu billigen, und als die Conferenz beendet war, wurde ihm erlaubt, sich frei in der Stadt und Universität zu bewegen, und ungehindert seine Ueberzeugung öffentlich und privatim darzulegen. Mit dieser heuchlerischen und zögernden Politik erreichten seine Feinde verschiedene Endzwecke. Sie gewannen Zeit für ihre Intriguen, die stillschweigende Einwilligung der politischen Chefs des Landes in den tragischen Ausgang den sie inzwischen vorbereiteten sich zu vergewissern, und sie gaben Hamilton Gelegenheit und Anlaß, seine Meinungen ohne Rückhalt in einer Stadt zu verkündigen, die mit ihren eigenen Helfershelfern bevölkert war, wo jeder neue Ausdruck seiner Feindschaft gegen die Kirche augenblicklich niedergeschrieben und in eine Waffe zu seiner Vernichtung umgewandelt werden würde.

Doch die Sache der Wahrheit wurde eben so wesentlich bei diesem Aufschub gefördert. Der eifrige Reformator machte sich

diese unerwartete günstige Gelegenheit zum besten Gewinn. Er lehrte und disputirte öffentlich an der Universität über all' die Punkte, worin er eine Verbesserung in den kirchlichen Lehrsätzen und in ihrer Verwaltung der Sakramente und anderer Gebräuche für nöthig erachtete, und er fuhr fast einen ganzen Monat so fort. Und dieser geschäftige Monat der öffentlichen Disputation und des Privatverkehrs war eine köstliche Saatzeit. In St. Andreas war er im kirchlichen Hauptquartier, und kam mit weit verschiedenern einflußreichen Classen von Männern in Berührung, als er sie je in einer Stadt des Reiches hätte treffen können — Magister und Studenten, Dechanten und Domherrn, Weltgeistliche und Ordensgeistliche, Augustiner, Dominikaner und Franziskaner, alle zusammen wurden von seiner Stimme berührt und fühlten die Macht seiner Lehre. Endlich kam der Augenblick, wo Beaton und seine Rathgeber fühlten, daß es sicher sei, die Maske abzuwerfen. Eine Vorladung wurde an Hamilton erlassen, die ihn aufforderte, vor dem Primas an einem bestimmten Tage zu erscheinen, um sich gegen eine Anklage wegen verschiedener ketzerischer Lehren zu verantworten. Seine Freunde sahen was bevorstand und lagen ihm an, da er noch frei war, sein Leben durch die Flucht zu retten. Doch er lehnte fest ab, von St. Andreas zu fliehen. Er sei hierher gekommen, sagte er, durch seinen Tod als ein Märtyrer der Wahrheit den Geist der Frommen zu stärken, und jetzt den Rücken zu kehren, würde ein Stein des Anstoßes in ihren Weg legen heißen, und einige von ihnen zum Fallen bringen.

Als er vor dem Erzbischof und seinen Beisitzern erschien, wurde er über 13 Artikel der Ketzerei befragt, welche ihm zur Last gelegt waren. Er antwortete, daß verschiedene dieser Artikel streitbare Punkte seien, doch solche, die er nicht verdammen könne, bis er bessere Gründe erkenne, als er sie bisher gehört habe, doch daß die ersten sieben Artikel ohne Zweifel wahr seien, welches zu vertheidigen er vorbereitet sei. Alle Artikel wurden nun dem Urtheil einer Versammlung von Theologen übergeben und Hamilton durfte inzwischen noch der Freiheit genießen.

In wenigen Tagen war Alles für den letzten Act der Tragödie vorbereitet. Der Reformator wurde gefangen genommen und in das Kastell von St. Andreas gebracht. Und am letzten Februar wurde er vor ein aus Prälaten, Aebten, Prioren und Doctoren bestehendes Ketzergericht gebracht, die in imposanter Versammlung in der Metropolitan-Kathedrale saßen. Die Theologen gaben ihre Censur der Artikel dem Gerichte ab, indem sie

sie alle als ketzerisch und dem Glauben der Kirche entgegen verurtheilten. Dann erhob sich der Mönch Campbell, und las mit lauter Stimme die Artikel vor, und machte sie einen nach dem andern zur Anklage gegen den Reformator. „Ich war selbst Augenzeuge der Tragödie", sagt Alesius, „und hörte ihn von seinem Leben Rechenschaft geben, der Anklage der Ketzerei gegenüber, die gegen ihn vorgebracht wurde, und er war weit entfernt, sie zu leugnen, sondern vertheidigte und bestätigte sie mit klaren Zeugnissen aus der Schrift und widerlegte die Erörterungen seines Anklägers. — Endlich schwieg Campbell und wandte sich wegen neuer Instructionen an das Tribunal. „Laß ab von den Erörterungen", schrie der Bischof, „füge neue Anklagen hinzu, nenne ihn ins Gesicht einen Ketzer." — „Ketzer!" rief der Dominikaner und wandte sich nach der Kanzel, wo Hamilton stand. „Nein, Bruder", sagte Hamilton milde, „du hältst mich in deinem Herzen nicht für einen Ketzer, in deinem Gewissen weißt du, daß ich kein Ketzer bin." Diese Appellation muß dem Mönch zu Herzen gegangen sein, denn er hat dem Hamilton in mehreren Privatgesprächen bekannt, daß er in manchen Punkten mit ihm übereinstimme. Doch Campbell hatte niedriger Weise eingewilligt, ein Mithandelnder zu sein, und er mußte mit seiner Partei weiter gehn. „Ketzer!" rief er wieder, „denn du sagtest, es sei allen Menschen erlaubt, das Wort Gottes und vorzüglich das neue Testament zu lesen." — „Ich weiß nicht", erwiederte Hamilton, „ob ich das sagte, doch nun sage ich, es ist recht und allen Menschen erlaubt, das Wort Gottes zu lesen, und daß sie auch alle dasselbe verstehen lernen, und besonders den letzten Willen und das Testament Jesu Christi, wodurch sie ihre Sünden erkennen, und dieselben bereuen, und ihr Leben in Glauben und Buße bessern, und zu der Gnade Gottes in Jesu Christo kommen." — „Ketzer! Du sagst, es ist nur verlorene Mühe, die Heiligen und insbesondere die heilige Jungfrau Maria als Fürsprecher bei Gott für uns zu bitten und anzurufen." — „Ich sage mit Paulus, es ist kein Mittler zwischen Gott und Menschen, denn allein sein Sohn Jesus Christus, und welche auch irgend einen abgeschiedenen Heiligen anrufen oder bitten, berauben Jesum Christum seines Amtes." — „Ketzer! Du sagst, es ist ganz vergeblich, Seelenmessen und Psalmen für die Erlösung der abgeschiedenen Seelen zu singen, die in den Qualen des Fegefeuers fortleben." — „Bruder, ich habe nie im Worte Gottes von solchem Ort des Fegefeuers gelesen, und glaube auch nicht, daß irgend etwas Anderes als das

Blut Jesu Christi die Seelen der Menschen reinigen kann, welches Lösegeld in keinem irdischen Dinge, noch in Seelenmessen oder in Gold oder Silber, sondern allein in Reue über die Sünde und im Glauben an das Blut Jesu Christi besteht."

Das war Patrik Hamiltons edles Bekenntniß im Angesicht jenes feierlichen Tribunals. Er sprach die ganze Wahrheit Gottes wie er sie kannte aus, und er sprach sie in Liebe aus, indem er selbst seinen schändlichen und treulosen Ankläger Bruder nannte.

Der Spruch der Verdammung wurde verkündet, und die Vollstreckung desselben sollte denselben Tag statt finden. Da der Bischof Grund zur Furcht hatte, daß von bewaffneten Männern möchte ein gewaltthätiger Versuch gemacht werden, ihren Gefangenen von ihnen zu befreien, wurden die gewöhnlichen Gebräuche bei Entsetzung vom Priesteramt unterlassen, und eine oder zwei Stunden später, als Hamilton sein Urtheil in der Kathedrale gehört hatte, bereiteten die Henker den Pfahl, an welchem er sterben sollte, im Angesicht des Thores vom St. Salvator-Collegue. Als um Mittag dem Märtyrer der verhängnißvolle Platz zu Gesichte kam, entblößte er sein Haupt, und seine Augen zum Himmel aufschlagend, wandte er sich im Gebet zu Ihm, der allein ihm eines Märtyrers Kraft und Sieg geben konnte, und als er den Pfahl erreichte, händigte er einem seiner Freunde eine Abschrift des neuen Testamentes ein, welches lange Zeit sein Begleiter gewesen war, legte Hut und Rock und andere Oberkleider ab und gab sie seinem Diener mit den Worten: „Sie werden nicht vom Feuer Nutzen haben, sie werden aber Dir nützen. Nach dieser Zeit kannst Du von mir keinen Gewinn mehr haben, ausgenommen das Beispiel meines Todes, welches ich Dich bitte im Gedächtniß zu halten; denn wiewohl er mag dem Fleische bitter sein und fürchterlich dem Menschen, doch ist er der Eingang ins ewige Leben, welches Niemand besitzen wird, der Christum Jesum vor diesem gottlosen Geschlecht verleugnet."

Die Gerichtsboten des Erzbischofs machten einen letzten Versuch, seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Sie boten ihm sein Leben an, wenn er das Bekenntniß, das er in der Kathedrale abgelegt hatte, wiederrufen wolle. „Mein Bekenntniß", erwiederte er, „will ich nicht verleugnen aus Furcht vor Eurem Feuer, denn mein Bekenntniß und Glaube ruht in Jesus Christ. Und was Euern gegen mich an diesem Tage gefällten Spruch betrifft, so appellire ich hier in Gegenwart Aller gegen den besagten Spruch und Urtheil, und übergebe mich der Gnade Gottes."

Die Henker gingen nun vorwärts, ihr Amt zu thun. Er wurde an den Pfahl gebunden, und das Pulver, das unter den Holzstoß gelegt war, angezündet, doch, obgleich drei Mal die Flamme sich entzündete, faßte sie doch nicht den Pfahl. Man brachte trocknes Holz und mehr Pulver aus dem Kastell. Die Leiden des Märtyrers wurden auf diese Weise qualvoll verlängert. — Alesius, der ein Zeuge der ganzen Scene war, erzählt uns, daß die Hinrichtung fast sechs Stunden dauerte, und in all' dieser Zeit versichert er uns, habe der Märtyrer kein Zeichen von Ungeduld oder Zorn von sich gegeben. Von brennenden Flammen umgeben und verzehrt, erinnerte er sich in seiner Qual seiner verwittweten Mutter, und befahl sie der Sorge seiner Freunde mit seinem letzten Athemzuge. Seine letzten hörbaren Worte waren: „Wie lange, Herr, soll Finsterniß dies Reich überwältigen? Wie lange willst Du diese Tyrannei der Menschen dulden? Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!"

So tragisch, doch ruhmwürdig starb am 29. Februar 1528 Patrik Hamilton, ein edler Märtyrer in einer edlen Sache. Zu einer Zeit, wo noch die Macht der römischen Kirche in Schottland vollständig und herrschend war, hielt er es unmöglich, der Sache des wiederenthüllten Evangeliums mit der Arbeit eines langen Lebens zu dienen, doch erfaßte er mit Freuden die Ehre mit der heroischen Standhaftigkeit und dem Opfer seines Todes sie zu fördern. Solch ein Märtyrerthum war es grade, dessen Schottland bedurfte, um in seinen Tiefen aufgerüttelt zu werden. Solch ein Tod hatte mehr erweckende Kraft in sich, als die Mühen eines langen Lebens. Wenn seiner gesprochenen Worte nur wenige gewesen, so waren es doch kernige und fruchtbare Worte gewesen, die Worte des Weisen, welche als Stachel und als Nagel an einem sichern Orte treffen — und sein feuriges Märtyrerthum befestigte und prägte sie in das Herz der Nation für immer ein.

In Marburg kam der Kummer der Reformatoren ihrer Bewunderung gleich. „Er kam auf Eure Universität", sagte Lambert in einer Ansprache an den Landgrafen einige Monate später, „von Schottland, jenem entlegenen Winkel der Erde her, und er kehrte in sein Vaterland zurück, um sein erster und jetzt berühmter Apostel zu werden. Er stand überall im Feuer, den Namen Christi eifrig zu bekennen, und er hat sich selbst Gott dargegeben als ein heiliges lebendiges Opfer. Er brachte in die Kirche Gottes nicht allein allen Glanz seines Standes und seiner Gaben, sondern sein Leben selbst. Das ist die Blume von herrlichem Duft, ja die reife

Frucht, die Eure Universität in ihrem bloßen Anfang erzeugt hat. Ihr seid nicht in Euren Erwartungen getäuscht worden. Ihr gründetet die Schule mit dem Verlangen, daß von ihr möchten unerschrockene Bekenner Christi und standhafte Vertheidiger seiner Wahrheit ausgehen. Seht! Ihr habt schon einen solchen — ein vielfach glänzendes Beispiel. Andere werden, so der Herr will, bald nachfolgen. [1])"

Peter Lorimer in London.

---

13. Lazarus Spengler.

7. September.

Lazarus Spengler, geboren am 13. März 1479, stammte aus einem ehrbaren, schon von Kaiser Friedrich Barbarossa für wappenmäßig erklärten Geschlechte. Sein Vater war der Nürnberger Stadtschreiber Georg Spengler, seine Mutter Agnes, eine geborne Ulmerin, er selbst das 9te Kind, unter 21 leiblichen Geschwistern. Ein frühreifer Jüngling, konnte er, nachdem er seine Vorbildung in der Vaterstadt erhalten hatte, schon im 16ten Jahre die Universität Leipzig beziehen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Ungefähr um dieselbe Zeit starb sein Vater und ließ der verwittweten Mutter eine Anzahl von unmündigen Kindern zurück. Was Lazarus als ein frommer Sohn und Bruder für diese seine Geschwister gethan, lassen die Worte seines Testaments vermuthen, „daß er viel großen Kostens, auch über seine jährliche Besoldung und Einkommen an dieselben gewendet habe."

Von der Hochschule zurückgekehrt, trat er, um sich für die Geschäfte auszubilden, in die Rathskanzlei und ward, nachdem er die gewöhnlichen Vorstufen durchlaufen hatte, im J. 1507 zum wirklichen Rathsschreiber ernannt. Schon früher hatte er sich mit Ursula, Hans Sulmeisters hinterlassenen einzigen Tochter, ehelich verbunden und als würdiger Schwiegersohn gleichzeitig die an langjährigem Siechthum leidende Mutter derselben zu sich genommen.

Es war ein mühevolles Amt, welches er überkommen hatte. Als er am Abend seines Lebens auf seine lange beschwerliche Dienst-

---

1) S. Patrick Hamilton, an historical Biography collected from original Sources, by the Reverend Peter Lorimer D. D. Professor of Theology and Hebrew, Presbyterian College. Lond. 1857.

zeit zurücksah, brach er in die Worte aus: „Ich habe für und für so übermäßig Arbeit gehabt, daß mich selbst verwundert, wie es möglich sei.“ Er war aber auch ein Rathsschreiber, der seines Gleichen suchte. Kaiser Maximilian, wird uns berichtet, habe ihn eines Tages zum „Geheimsecretarius“ verlangt, und in der That, er wäre für größere Verhältnisse wie geschaffen gewesen. Es kam unter Anderm vor, daß er zu gleicher Zeit sechs Schreibern in die Feder dictirte, ohne daß die Verschiedenheit der Gegenstände ihn im mindesten beirrt hätte. Und mit dieser Tüchtigkeit in den Geschäften verband er zugleich ein so scharfes Urtheil und einen so zuverlässigen Charakter, daß er bald zu einem Einflusse gelangt war, welcher weit über die engen Gränzen seiner Stellung hinausreichte. Eine um so größere Ehre für ihn, da unter den damaligen Vätern der Stadt Namen wie die eines Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel, Christoph Scheurl und Hieronymus Baumgärtner geglänzt haben. Im J. 1516 wurde er unter die Genannten des größeren Raths aufgenommen; wirklicher Rathsherr war er, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach ohnehin schon gewesen. Mit Recht hat deßhalb ein alter Theolog das Wort Richter 5, 14: „Von Sebulon sind Regierer geworden durch die Schreibfeder“, auf ihn angewendet.

„Ein rechter Ausbund unter den weltlichen frommen Schreibern“, wie dieselbe Stimme ihn nennt, ist er aber erst von der Zeit an geworden, wo er den lebendigsten persönlichen Antheil an der kirchlichen Wiedergeburt seiner Vaterstadt und an dem Reformationswerke überhaupt zu nehmen anfing. Spengler gehört zu jenen Männern der ersten Liebe, welchen Luther bei Zeiten das Herz abgewonnen hatte; denn er ist der guten Sache des Evangeliums nicht nur schon im J. 1519 zugefallen, sondern er hat sich auch sofort in seinem Gewissen gedrungen gefühlt, dieselbe öffentlich zu vertheidigen. „Warum Dr. M. Luthers Lehre nicht als unchristlich verworfen, sondern vielmehr für christlich gehalten werden soll?“ so lautete der Titel einer Schutzschrift, welche er in demselben Jahre erscheinen ließ, und die in ganz kurzer Zeit fünfmal aufgelegt wurde. Er bekennt in derselben, „daß ihm sein Leben lang keine Lehre oder Predigt so stark in seine Vernunft eingegangen sei, als Luthers und seiner Nachfolger Lehre und Unterweisung.“ Sein Herz ist fröhlich, „daß es den rechten ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unsres Heils“ gefunden, und er wünscht nur, daß ihm auch gegeben werden möge, „alles sein Leben darnach zu reguliren.“ Noch sind zwar seine evangelischen Vor-

stellungen nicht ganz geklärt; er nennt noch immer St. Hieronymus „seinen heiligen Patron"; die Werke scheinen ihm noch neben dem Glauben zu stehen; auch läßt es ihn nicht unbewegt, daß Dr. Eck in einem unterm 15. October 1520 an den Rath gerichteten Requisitionsschreiben die gegen Luther und seine Anhänger erlassene päpstliche Bannbulle auch auf ihn und Wilibald Pirkheimer ausgedehnt wissen will, wofern sie nicht in aller Form widerrufen würden. Aber es hat eben auch bei ihm geheißen: „aus Glauben in Glauben", und die Zeit sollte erst noch kommen, wo man das Bekenntniß aus seinem Munde vernahm: „Ein Christ ist schuldig, bei dem Wort seines Seligmachers also zu stehen und zu verharren, daß er darüber alle Verfolgung leiden und selbst Vergießung seines Bluts nicht scheuen soll."

Zwei Thatsachen haben ohne Zweifel seine Glaubensreife beschleunigt: der Reichstag zu Worms (1521), welchem er als Gesandter der Reichsstadt beiwohnte, und die engere Verbindung, in welche er mit Wittenberg trat, als er ein Jahr später seinen ältesten Sohn in Begleitung Veit Dietrich's auf die dortige Universität sandte. Was er in Worms gesehen und gehört, das hat er in einem eigenhändigen, sehr eingehenden Rechenschaftsberichte niedergelegt. Dr. Martinus' Glaubensmuth hat mächtige Eindrücke in seinem Gemüthe zurückgelassen. „Luther", sagt er, „hat sich in diesem Handel so tapfer, christlich und ehrbar gehalten, daß ich mein, die Romanisten und ihre Anhänger sollten viel tausend Gulden darum geben, daß sie ihn deß Orts nie erfordert, gesehen oder gehört hätten." Spengler hofft jetzt nichts mehr von „diesen päpstischen Heuchlern und Ohrenkrauern", aber alles von „den Propheten, den heiligen Evangelien und dem heiligen Paulus, uns durch Luthern gepredigt." So kehrt er zurück. Er ist jetzt selbst im Glauben erstarkt: darum kann er auch seine Brüder stärken. Und unberechenbar ist fürwahr der Einfluß gewesen, welchen er zunächst auf den Rath und die Bürgerschaft seiner Vaterstadt ausgeübt hat.

Schnell ist es zwar auch damit nicht gegangen; denn nachdem Osiander am 23. Februar 1522 die erste evangelische Predigt gehalten hatte, verstrich noch geraume Zeit, bis der Rath selbst sich an die Spitze der reformatorischen Bewegung stellte. Es ist nun einmal in Teutschland nicht Brauch, sich zu übereilen; erst nach gründlichen Vorbereitungen gelangt man an das Ziel. Auch mochte man wohl glauben, eine Reichsstadt könne sich nicht so leicht über manche Rücksichten, welche sie zu nehmen habe, hinwegsetzen. Daher

der nothgedrungene Vollzug des Wormser Edicts, das Verbot evangelischer Predigt und die Fesseln, welche man der Presse anlegte. Aber während dies alles nach außen hin geschah, reifte im Stillen die Saat des Evangeliums, welche Spengler als der Ersten einer mit ausgestreut hatte, dem Tage der Ernte entgegen. Halbheit ist in die Länge unerträglich; zuletzt fühlte auch der Rath sich mit fortgerissen, und im J. 1525 hatte sich der Sieg vollständig auf die Seite des Evangeliums geneigt. Nach sechstägiger öffentlicher Disputation war man über 12 von dem Rath aufgestellte Artikel einig geworden; die Verhandlungen hatten Christoph Scheurl und Spengler geleitet. Letzterer befand sich jetzt auf dem Höhepunkte seines inneren Lebens; ein Jahr zuvor hatte er sein schönes Kirchenlied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen", gedichtet. Von Alters her hoch gehalten, ist dasselbe mit großer Andacht in Leid und Freud gesungen, von einer unsrer Bekenntnißschriften als die Summa der Heilslehre bezeichnet und mit der Zeit in sieben Sprachen übersetzt worden.

Von nun an sehen wir Spengler bei Allem, was in kirchlichen Angelegenheiten geschieht, das Beste thun. Er reist nach Wittenberg, correspondirt mit den Reformatoren und mit seinem vertrauten Freunde V. Dietrich, fragt wegen Abschaffung der Messe bei Luther an, stellt selbst Bedenken aus, übernimmt die Vermittelung, wenn man eines Predigers bedarf; kurz, alle Fäden laufen in seiner Hand zusammen. In der ersten Zeit waren es aber vornehmlich zwei Rathschläge, welche er seinen Herren gegenüber auf das nachdrücklichste vertrat: die Stiftung der Schule zu St. Aegidien, damit man einen tüchtigen evangelischen Nachwuchs erhalte, und die Einrichtung einer Visitation, damit das Kirchenwesen der Stadt und ihres Gebiets vollends möge geordnet werden. Beides ist mit dem segensreichsten Erfolg ausgeführt worden. Die Gründung einer mit ausgezeichneten Lehrern besetzten Schule hatte Spengler in erster Linie betrieben, weil er wohl wußte, „wie viel zur Hoffnung alles glücklichen Fortgangs in geistlichen und weltlichen Handlungen an der Unterweisung der Jugend gelegen sei." Es war ein Ereigniß, daß die Stadt Nürnberg in dieser Beziehung mit gutem Beispiele voranging. So faßte schon Luther die Sache auf, als er im Hinblick auf „die feine herrliche Schule an seinen besondern lieben Herrn und Freund", wie er Spengler nennt, schrieb: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Teutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich andere Städte beweget, was daselbst im Schwange geht. Denn

ich kenne Nürnberg so fern wohl, daß Gott Lob! viel feiner christlicher Bürger hat, die von Herzen gerne thun, was sie thun sollen, wo sie es allein wissen, oder ihnen gesagt wird. Welchen Ruhm sie nicht allein bei mir, sondern auch allenthalben haben." — Bekanntlich ist Spengler auch derjenige gewesen, welchem Luther seinen Sermon: „daß man Kinder zur Schule halten soll", gewidmet hat, „daß", schreibt er an ihn, „derselbe möchte desto mehr Ansehens haben."

Der im J. 1527 von dem Nürnberger Rathe eingeleiteten und in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Georg zu Anspach veranstalteten Kirchenvisitation hat Spengler persönlich beigewohnt. Ihm vornehmlich hatte man es auch zu verdanken, daß die im J. 1533 veröffentlichte treffliche Kirchenordnung zu Stande kam. Der ihm sehr befreundete Osiander, ein Mann von bedeutenden Gaben und großer Energie des Charakters, aber „seines Geistes nicht alleweg mächtig" und deßhalb schwer zu behandeln, wollte das Werk allein in Händen haben, und es bedurfte der ganzen Weisheit und Autorität Spenglers, um die Sache wieder in das rechte Geleise zu bringen. Ein abgesagter Feind aller Gehässigkeit, bringt er mit den beweglichen Worten auf ihn ein: „Nit diese unfreundliche Wege wandern, kein solch Grollen und Unlust wider eure Mitbrüder, die Prediger, die neben euch ein gleich Ministerium, Befehl und Bürde tragen!" Vor Allem aber erinnert er ihn, daß es ganz gefährlich wäre, in einer so wichtigen Sache Einem allein zu vertrauen, und daß ihm billig an Förderung vieler tausend Menschen Heil und Seligkeit mehr müsse gelegen seyn, denn an seiner Ehre und Reputation. Niemand hat diesen Mann richtiger beurtheilt, als Spengler. Er sagt es vorher, derselbe werde einmal noch einen großen Lärmen anrichten; nichtsdestoweniger hat er ihn bis an seinen Tod geliebt und noch in seinem Testament mit einer vergoldeten Lampe bedacht.

Es ist überhaupt ein hervorstechender Zug in dem Charakter Spenglers, daß er auch einem irrenden und zürnenden Bruder gegenüber die Pflichten eines treuen Freundes und aufrichtigen Bekenners der Wahrheit auf die würdigste Weise mit einander zu vereinigen gewußt hat. „Ob ich auch", schreibt er als guter Lutheraner an den wankenden Billican, „Theobaldus' Irrsalen widerwärtig bin, so weist mich brüderliche Liebe, daß ich doch seine Person mit nichten hassen, feind seyn oder verfolgen, vielmehr Gott für ihn bitten soll, ihm seine Gnade nicht zu entziehen, sondern den Glanz seiner göttlichen Wahrheit mitzutheilen und

ihn darinnen bis an das Ende zu erhalten. Das will ich, ob Gott will, getreulich thun." Mitunter ersucht ihn wohl auch Einer, wie der ehrliche Stadtschreiber Mauer von Memmingen, „wo er nicht recht daran sei, ihn weidlich zu strafen und über die Hauben zu fahren; er wolle ihn dabei als seinen treuen Vater erkennen." Mit der eben genannten Stadt ist überhaupt Spengler zu Zeiten in lebhaftem Verkehr gestanden, besonders im J. 1529, wo er zwei inhaltreiche Sendschreiben an den dortigen Rath richtete, um denselben im Glauben zu stärken. „Man muß", sagt er hier im Hinblick auf die Macht des Kaisers und die Drohungen der Bischöfe, „neben fürsichtiger und bedachtsamer Führung der Sache vor dergleichen Wasserblasen nicht erschrecken, weil wider Gottes heiliges Wort keine menschliche Gewalt, ja die Pforten der Hölle nichts vermögen. Wohl ist es unmöglich, das Osterlämmlein ohne die sauern Latuken zu essen, das gelobte Land einzunehmen und nicht zuvor durch das rothe Meer zu gehen; aber wir haben Einen, der die Welt überwunden hat, der auch viel stärker ist, denn der Fürst dieser Welt und alles sein Geschwürm." Nichts vermochte diese Zuversicht in seinem Gemüthe zu erschüttern, wenn auch, wie er einmal sagt, es sich anließ, als wollte Alles zu Trümmern gehen. Als er nach der Austreibung der Evangelischen aus Leipzig erfuhr, daß Herzog Georg geäußert habe: „er wolle die Ketzerei ausreuten, und sollte Leipzig gar zu einem See werden", ließ Spengler sich vernehmen: „Ich will gern sehen, ob Gott stärker sei denn er, und ist wohl möglich, daß er eher stirbt, denn er Gottes Wort um ein Haar niederdrückt. Er will je gar tobend werden; Gott helf dem armen verblendeten Mann!" —

Ueber die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche hat Spengler vornehmlich in zwei Fällen mit gesprochen, — als es sich um die Frage handelte, ob man dem Kaiser mit gewaffneter Hand entgegentreten solle? und als die Verhandlungen des Augsburger Reichstags in Folge des von dem Gegentheil angebotenen Vergleichs Manchen eine bedenkliche Wendung nehmen zu wollen schienen. In zwei mit juristischer Schärfe und Besonnenheit verabfaßten Gutachten hat er jede von den beiden Angelegenheiten beleuchtet und die Bedenken, welche in ihm aufgestiegen waren, ohne Rückhalt ausgesprochen. Die Frage, ob man zu einem Trutzbündniß schreiten dürfe? war verwickelter Natur; Spengler hat dieselbe verneint, aber nicht aus Furcht vor den Feinden des Evangeliums, sondern aus Ehrfurcht vor der höchsten obrigkeitlichen Gewalt. Die über die Augsburger Unterhandlungen von ihm verfaßte Denkschrift

war durch die Mittheilungen, welche Baumgärtner ihm gemacht hatte, veranlaßt worden. Er schrieb sofort an Luther und drückte ihm die Befürchtung aus, „daß man sich etwas zu weit begeben haben möchte." Letzterer antwortete beruhigend, unterließ aber doch nicht, sehr ernste Worte an die Freunde in Augsburg zu richten. In seinem Gutachten hatte Spengler namentlich die Competenz des Reichstags bestritten und sein Befremden darüber geäußert, daß man in einer so wichtigen Sache weder die Mitverwandten befragt, noch Dr. Martinus, welcher doch von Anfang an der rechte Prinzipal und Fahnenführer dieses tapfern Handels gewesen sei, gehört habe. Den christlichen, ehrbaren und gelehrten Philippus hält er für zu fromm, als daß er mit Wissen etwas bewilligen sollte, das dem Evangelio zuwider wäre. Aber er meint, derselbe sei noch nicht durch die Spieße gejagt worden wie Luther. Während des Reichstags hat Spengler auch an den Markgrafen Georg, der ihm nicht minder gewogen war, als Herzog Albrecht und Churfürst Friedrich, ein Sendschreiben gerichtet, welches voll gewaltiger Trostsprüche ist und von jedem evangelischen Christen gelesen zu werden verdient. „Wir haben", heißt es hier u. A., „steten Streit wider Amalek; aber weil wir beten, so hat es keine Noth." —

Spengler hat in seinem Leben viel Schmerzliches erfahren. Seine treue Hausfrau war ihm vor der Zeit wieder entrissen worden; auch von seinen 9 Kindern haben höchstens 3 ihn überlebt; die übrigen hatte er, wie er sich einmal ausdrückt, „gen Himmel geschickt." Er selbst aber litt schon seit Jahren an Steinbeschwerden, welche mehr und mehr seine körperlichen Kräfte erschöpften und ihn zuletzt aufrieben. Im J. 1529, wo er sein erstes Testament vollzog, wa er in Folge eines heftigen Krankheitsanfalls so schwach geworden, daß der Rath sich bewogen fand, ihn nach dem Rathhause fahren und, wenn er daselbst blieb, durch den Hausvogt speisen zu lassen. Zwei Jahre später war er wieder so leidend, daß er nicht anders dachte als der alte schartige Krug werde gar zu Trümmern gehen. Wie oft mag er in dieser letzten Zeit sich das Wort vergegenwärtigt haben, welches Luther einmal an ihn geschrieben: „Christus unser Herr stärke und halte euch auf jenen Tag, da wir uns, ob Gott will, fröhlich sehen werden in einer andern Gestalt!" Als er dennoch wieder genesen war, — „ohne Zweifel aus stattlicher Fürbitte vieler frommer Christen", — schrieb er: „er sei in des Herrn Zuchtschule gewesen und habe da gelernt, wie süß, wie gütig und voller Barmherzigkeit der Herr sei gegen

Alle, die ihn vertraulich anrufen; auch was Gemeinschaft der Heiligen sei, habe er in seiner tödtlichen Krankheit wohl empfunden." In den letzten Tagen des J. 1533 vollzog er sein letztes Testament, und am Abend des 7. September 1534 wurde er durch die Gnade seines Gottes von allem Uebel erlöst. Die Kunde von seinem Hingang erregte in den weitesten Kreisen Theilnahme und Betrübniß. „Wenige", schreibt Camerarius, „vermögen jetzt schon zu ermessen, wie viel wir mit diesem einen Manne verloren haben."

Albrecht Dürers, seines Vertrauten, Meisterhand verdanken wir Spenglers Bild; den ähnlichsten Abdruck seines inwendigen Menschen hat er selbst uns in dem Glaubensbekenntniß zurückgelassen, welches seinem zweiten Testamente beigegeben ist. Luther hat dasselbe mit einem Vorworte veröffentlicht, in welchem er „dem feinen werthen Manne" das Zeugniß giebt: „Er hat als ein rechter Christ bei seinem Leben Gottes Wort mit Ernst angenommen, herzlich geglaubt, mit der That groß und viel dabei gethan und nu itzt in seinem Abschied und Sterben solchen Glauben seliglich bekennet und bestätigt, zu Trost und Stärke allen schwachen Christen, die itzt viel Aergerniß und allerlei Verfolgung leiden um solches Lasari Glaubens willen." Die letzten Worte dieses geistlichen Testaments mögen den Schluß des vorstehenden Lebensabrisses bilden:

„Das ist", sagt er, „der Grund meines Glaubens, den ich durch diese meine Handschrift vor Gott meinem Herrn und der ganzen Welt bekenne, dabei ich auch mit Hülfe meines getreuen frommen Gottes, der mich zu dem Licht desselben Glaubens gnädiglich berufen und aus der Finsterniß viel großer Irrsalen, darin ich vor Andern zum tiefsten gelegen bin, wunderbarlich erledigt hat, bis in meinen Tod und Gruben beständiglich gedenke zu bleiben, auch mit und in solchem Glauben zu sterben und vor dem gerechten Richter, meinem einigen Heiland Jesu Christo, in seiner letzten Zukunft zu erscheinen, weiß auch, daß ich aus Gottes Wort dieses meines Glaubens gewiß bin. Rufe darauf zu Gott meinem Herrn, der getreu und wahrhaftig ist, von Grund meines Herzens, mir seine göttliche Gnade barmherziglich mitzutheilen, daß ich in diesem Glauben beständiglich verharre und also von hinnen abscheide, daß ich der Zukunft meines Heilands Jesu Christi mit einem fröhlichen unerschrockenen Gewissen warten möge. Amen."

Spenglers Lebensende ist das eines Bekenners gewesen. — Evangelische Nachwelt, wenn du der Wahrheitszeugen gedenkest,

welche der Herr in den Tagen der Reformation seiner Kirche geschenkt hat, so vergiß auch des glaubenstreuen Rathsschreibers von Nürnberg nicht!

Ch. H. Sixt in Nürnberg.

---

14. Die fünf Studenten von Lausanne.

16. Mai.

Im Frühjahre 1552 reisten fünf Jünglinge, ausgerüstet mit Zeugniß und Vorschrift von der Kirche zu Lausanne und von Viret und Calvin, in ihre Heimath nach Frankreich zurück. Sie hatten unter Theodor von Beza und Viret, auf der hohen Schule zu Lausanne, Theologie studirt und waren als unbemittelt durch die Herren von Bern unterstützt worden. Sie wollten nun das lautere Evangelium in ihre Heimath tragen, und das Pfund, das ihnen Gott anvertraut hatte, auch ihren Eltern, Verwandten und Gefreundten mittheilen. Durch angestrengte Arbeit, Selbstverleugnung, Wachsamkeit und Gebet hatten sie sich auf ihren schweren Beruf vorbereitet. Ihre Namen sind: Martial Alba von Montauban, Peter Escrivain von Boulogne, Bernhard Seguin von Reole, Carl Faure von Blanzac und Peter Navihères von Limoges.

Schon rauchten in Frankreich die Scheiterhaufen, auf welchen im Anfang der Reformationszeit das Licht des evangelischen Glaubens in diesem Lande so rein und hell erglänzte. Die unter Franz I. begonnene Verfolgung wurde unter Heinrich II. heftiger und allgemein. Die Jünglinge konnten sich nicht täuschen über die Gefahren, welche ihrer in der Heimath warteten; allein sie blieben ihrem Vorsatz getreu.

Auf dem Wege gesellte sich ein Mann aus Lyon zu ihnen, der nicht mehr von ihrer Seite wich bis sie diese Stadt erreicht hatten. Sie kehrten in der Herberge zu den drei Fischen ein, und wurden für den folgenden Tag von ihrem Reisegefährten zu Tisch gebeten, und nahmen diese Einladung an. Aber kaum hatten sie ihr Gebet gesprochen und sich zu Tische gesetzt, so trat der Bürgermeister der Stadt mit seinem Lieutenant und 15—20 Gerichtsdienern herein und fragte, woher sie kommen und was ihr Beruf sei. Einer antwortete: „Wir sind Studenten und kommen aus Deutschland!“ Sogleich ließ er sie sammt dem Wirthe, zwei und zwei zusammenschließen und ins Gefängniß abführen. Sie gaben

sich unter einander Zeichen und ermahnten sich gegenseitig in lateinischer Sprache, den Herrn Jesum treulich zu bekennen. Im Kerker wurde Jeder in eine besondere Zelle geworfen, wo er in der Dunkelheit zu seinem Gott um Licht, Trost und Kraft seufzete.

Nach einigen Tagen wurden sie von dem geistlichen Gericht verhört und wegen vieler päpstlichen Artikeln gefragt. Sie antworteten einfach und bescheiden, aber auch offen und unerschrocken. Der Proceß wurde so eilig und nachlässig geführt, daß man wohl erkennen konnte, ihr Leben sei gering geachtet und keine Rettung zu hoffen. Nachdem man Jedem sein Glaubensbekenntniß abgefordert und sie noch einige Male verhört hatte, wurden sie am 13. Mai in den geistlichen Gerichtssaal gerufen und der Ketzerei schuldig erklärt. „Wir wissen wohl", so redete Peter Escrivain den Richter an, „daß Gott uns in Eure Hände gegeben hat, sehet zu, was für ein Urtheil Ihr sprechet. Richtet Ihr ungerecht, so ist über uns ein gerechter Richter, und wenn Ihr sein Wort verdammet, habet Ihr am großen Tage ein Urtheil von ihm zu erwarten." Diese Worte machten einen tiefen Eindruck; blaß und zitternd ging der Richter hin und her. „Der Herr", sagt Escrivain, „donnerte über seinem Haupte." Dennoch wurden sie zum Tode verurtheilt und dem weltlichen Gericht überliefert.

Die Studenten, obwohl sie erkannten, daß ihre Sache hoffnungslos sei, hielten es doch für Pflicht von diesem Urtheil an den König zu appelliren, und so wurde ihre Hinrichtung verschoben. Ein ganzes Jahr schmachteten sie im Gefängniß. Noch zwei andere Bekenner lagen mit ihnen in demselben Kerker, Johann Bergier, Pastetenbäcker, aus Frankreich gebürtig und Loys Corbeil aus dem Canton Waadt. Dieser wurde nach 16 monatlicher Gefangenschaft, als wirklicher Berner Bürger, endlich freigelassen; jener aber bestieg nach den Studenten den Scheiterhaufen und starb mit den Worten: „Herr, wie ist Dein Name so gnädig und süß, Dir befehle ich meine Seele! ich sehe heute den Himmel offen."

Der Herr ließ diese sieben Glaubenszeugen erfahren, daß er sie in ihrer Kerkernacht nicht vergessen habe. Wohlhabende Kaufleute aus der Schweiz, die in Lyon mit Leinwand handelten, nahmen sich ihrer in herzlicher Liebe an. Namentlich war Johannes Lyner aus St. Gallen mit unermüdlichem Eifer und aufopfernder Treue für sie thätig. Durch seine Mildthätigkeit verschaffte er ihnen ein besseres Gemach im Kerker, wo sie zusammen bleiben durften, und er veranlaßte Berns Herren, Fürbitte bei dem König von Frankreich für sie einzulegen.

Im Gefängnisse brachten sie ihre Zeit mit Andachtsübungen zu. Da ihnen verboten war, Psalmen zu singen, waren sie desto fleißiger im Lesen und Betrachten des Wortes Gottes und im Gebet. Bei der Abendandacht ermahnte immer derjenige, welcher dieselbe leitete, jeder möchte sich wohl prüfen, ob er im Laufe des Tages Nichts gesagt oder gethan habe, wodurch ein Bruder verletzt oder beleidigt worden sei. Sie schrieben auch an die Reformatoren, ihre Lehrer, an ihre Verwandten und Freunde und an einige Gemeinden. Diese Briefe sind köstliche Zeugnisse von ihrer Glaubenskraft und der ewigen Gnade Gottes in Christo Jesu, welche sie stark machte.

Martial Alba schreibt an die Gemeinde zu Bordeaux: „St. Johannes spricht, wenn der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir. Das heißt: Er wird euch Kraft und Stärke, Trost und Beständigkeit verleihen, seinen heiligen Namen frei und unerschrocken, vor allen Widersachern und Feinden, unter Dräuen und Schrecken des Todes, unter Feuer und Schwert freudig zu bekennen. Wir werden deßhalb kräftiglich predigen, daß Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes, unsere Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligung und Erlösung, unser Friede und unsere Versöhnung, unser wahrer und vollkommener Heiland sei. — Werdet ihr von der Obrigkeit um eure Religion gefragt, so saget ohne Umschweif die lautere Wahrheit und schonet eure Güter und euer Leben nicht; denn unser Herr spricht: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist mein nicht werth."

Um Christi Willen bitte ich euch, bezeuget durch die Besserung eures Lebens, daß ihr jetzt einem Andern dienet, nämlich dem lebendigen Gott, durch Jesum Christum unseren Herrn. Liebet einander; haltet fleißig eure Versammlungen, um Gottes Wort zu hören; thut den Armen Gutes, und haltet Gottes Ehre höher als euer Leben."

Peter Escrivain berichtet aus seinem Kerker: „Viel Trost und Freude habe ich in den Versammlungen der Gläubigen genossen, aber die Tröstungen und Freuden meiner Gefangenschaft sind noch süßer. Der heilige Geist erinnert mich an jene schönen Verheißungen, welche der Herr denen gegeben hat, die um seines Namens willen leiden, und so läßt er mich die Freuden des Paradieses schmecken. Er spricht zu mir: Glückselige Creatur! wohl bist du jetzt an diesem dunklen Ort, verworfen von aller Welt, als ein Verfluchter und Elender, wohl hast du jetzt große Traurigkeit und

viel Thränen, aber freue dich und blicke hin auf die Krone der Unsterblichkeit, welche dir bereitet ist, droben im Himmel. Wenn du unter großer Schmach und Schande zur Marter geführet wirst, Glücklicher, der du Glauben hältst, freue dich! denn vor Gott und den Engeln ist dir mehr Ehre gethan, als wenn du König, Kaiser oder Monarch der ganzen Welt wärest.

O, Satan hat uns in großen Kampf gestürzt, wenn er uns die Güter, Reichthümer und Ehren dieser Welt zeigte, und daneben die Angst und Traurigkeit, welche die Unsrigen für uns haben, und die große Freude, welche sie bei unserer Befreiung empfinden würden. Aber der gnädige Gott ist uns treulich beigestanden, so daß wir nicht auf diese Dinge, sondern auf die Ehre Gottes, auf die Sache, für welche wir kämpfen, und auf die siegreiche Auferstehung schauen.

Wir haben bisher für die Ehre Gottes gestritten, aber noch nicht bis aufs Blut widerstanden. Wir haben Jesum Christum und seine Wahrheit vor grausamen Feinden bekannt, übrig ist noch, daß wir dieses Bekenntniß mit unserem Blute besiegeln. Weil denn der Feind sich auf allen Seiten rüstet und stärket, so lasset uns getrost sein und freudigen Muth fassen, ritterlich zu kämpfen! Lasset uns die geistliche Rüstung anlegen, in Schlachtordnung treten und dem Herrn Christo, unserem König und Hauptmann, nachfolgen. Jesus, der getreue Herr und Meister, hat sich nicht geschämet, sich unserer Sache anzunehmen und hat Schmach und Marter am Kreuz gelitten, so wollen wir uns nicht weigern, Ihm und seinen heiligen Propheten und Aposteln nachzufolgen, der Weg ist uns ja von so vielen frommen Märtyrern schon bereitet. Ach, heiß geliebte Brüder und Schwestern! wir sehen jetzt vor unseren Augen nur Schande, grausame Marter und das schreckliche Angesicht des Todes; wir sterben alle Tage und Stunden für unsern Herrn Jesum Christum und die Hoffnung, welche wir haben in Ihm. Doch verlieren wir den Muth nicht und lassen uns nicht schrecken; wir sind der Liebe Gottes versichert, sind von ihren Flügeln umgeben und geborgen in den Wunden Jesu Christi. O, wir haben Ursache uns zu freuen und uns zu rühmen, des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi, da unser barmherziger Gott uns so große Wohlthat und Ehre erweist und uns aufnehmen will unter die Zahl seiner Märtyrer, wiewohl wir nur arme Erdenwürmer sind. Ja, wahrlich! theure Brüder und Schwestern, wir fühlen solchen Trost und solche Freude in unseren Herzen, wir empfinden eine solche Süßigkeit am Kreuze Christi und seinen

Dornen. Wenn wir nur recht verstehen könnten die großen Schätze, Reichthümer und himmlischen Segnungen, welche Gott denjenigen mittheilt, die in den Gefängnissen des Antichrists leiden, um seines Wortes willen. — Die Herrlichkeit des Geistes umgiebt uns und erfüllt unsere Herzen mit unaussprechlicher Freude und Wonne, welche uns in den Himmel erhebt und schaffet, daß wir jetzt an den Pforten des Todes uns rühmen können der Hoffnung des ewigen Lebens und der Krone der Unsterblichkeit. Wir wollen unsere Augen vor dieser Welt zuschließen und unsere Häupter stracks gen Himmel erheben!

O seliger Tag, an welchem die Braut mit ihrem Bräutigam zur Hochzeit einziehen, und das Haupt bei seinen Gliedern sein wird!"

Peter Navihères schrieb besonders an seine Eltern; er hatte gegen ihren Willen sich in die Reihen der Evangelischen gestellt. Sie wollten um jeden Preis sein Leben retten und drangen mit heißer Zärtlichkeit auf ihn ein, um ihn zum Widerruf zu bewegen. Sein Onkel kam selbst nach Lyon und versuchte es mit bitteren und süßen Worten. Der Jüngling blieb standhaft. In einem Brief an die Seinen sagt er: „Der Herr Christus lehret uns, daß wir Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen und ihm nachfolgen sollen. Wir dürfen zeitliche Dinge nicht lieber haben, als ihn. Lasset es Euch darum nicht verdrießen, wenn Ihr vernehmen werdet, daß ich um seinetwillen gestorben bin. Ich habe eine gewisse Zuversicht des ewigen Lebens, weil ich im Blute Christi von allen Sünden gereiniget bin. Betrachtet doch, liebe Freunde, und urtheilt mit Wahrheit, ob Euer Zustand in dieser sichern Welt, oder der meinige in diesem Gefängniß besser ist. Die Zeit wird mir nicht lang, obwohl ich schon Jahr und Tag in Ketten und Banden liege. Mein finsteres und düsteres Gemach gefällt mir besser, als Eure schönen und gemalten Säle. Die Schlüssel des Stockmeisters klingen mir lieblicher als allerlei Saitenspiel und leichtfertige Musik. Ich bin fröhlich und getrost im Schatten des Todes; denn ich bin bereit, diese Sterblichkeit abzulegen und in Gottes Ruhe einzugehen. Nun frage ich Euch, fühlet Ihr auch solche Freuden? Eure Renten, Eure Prachtgemächer, der Gesang Eurer Sänger und der Klang Eurer Glocken können sie Euch solchen Trost verleihen?"

Jeder Gefangene arbeitete sein Glaubensbekenntniß, das er den Richtern übergeben hatte, noch besonders aus, damit es veröffentlicht und die Welt von der Gerechtigkeit ihrer Sache über-

zeugt würde. In diesen Bekenntnissen ist hervorgehoben, daß Jesus Christus unser einiger Mittler und Fürsprecher sei und wir durch Ihn allein gerecht und selig werden können. Von der Kirche ist gesagt, es ist nur Eine Kirche, welche weder hier noch dort angebunden, sondern allein da ist, wo Gottes Wort rein gepredigt und die Sacramente treulich ausgespendet werden. Einer der Studenten bat Calvin, sein Bekenntniß zu prüfen und etwaige Mängel zu verbessern. Der große Reformator sagte: „ich war froh, das Bekenntniß zu sehen, und habe kein Wort davon und keines dazu thun wollen; denn ich dachte, eine Aenderung könnte nur seine Kraft und Wirksamkeit, die, wie man deutlich sieht, vom heiligen Geist stammt, schmälern."

Der Muth und die Geduld der Jünglinge wurden selbst von den Katholiken bewundert. Viele kamen in ihr Gefängniß, um sie zu trösten. Auch für ihre Mitgefangenen wurden sie zum Segen. Ein Dieb, der ein Stück Sammt gestohlen und zum Tod verurtheilt war, brach in seiner Verzweiflung in greuliche Gotteslästerungen aus. Die Studenten stellten ihm die Liebe des Vaters und das versöhnende Leiden des Sohnes so lebendig vor Augen, daß sein kaltes und finsteres Herz davon erleuchtet und erwärmt wurde und Frieden fand. Am 14. Januar 1553 starb er auf dem Rade mit großer Standhaftigkeit und Ergebung, auf Gottes Gnade hoffend.

Indessen wurden alle Mittel zur Rettung der Gefangenen aufgeboten. Bern und die ganze Schweiz nahm sich ihrer Sache mit Wärme an. Calvin schrieb ihnen: „Eure Bande sind berühmt geworden, überall hat sich die Kunde davon verbreitet, und die Kinder Gottes beten für Euch, wie es Pflicht ist." Aber der Erzbischof von Lyon, Cardinal Franz von Tournon bot seinen gewaltigen Einfluß auf, um die Jünglinge zum Tode zu bringen. Er hatte zwar, als er bei seiner Rückkehr aus Italien durch das Berner Gebiet reiste, den Herren von Bern feierlich versprochen, die Befreiung der Studenten zu bewerkstelligen. Doch als er zu Hause und in Sicherheit war, vergaß er treulos sein Versprechen und arbeitete eifrigst an ihrem Untergang. So bestätigte der Parlamentshof in Paris das Todesurtheil. Am letzten Februar 1553 wurde den Studenten dieser Beschluß des obersten Gerichtshofs mitgetheilt und bereits wurden Vorbereitungen zu ihrer Hinrichtung getroffen. Da erschien ein Herold mit Briefen von Bern uud verlangte Aufschub. Er wurde gewährt. Die mächtige Republik Bern machte geltend, daß die Studenten von ihr unterstützt

worden und eine Art von Bürgerrecht in ihrem Gebiet erlangt hätten und forderte auf diesen Grund hin ihre Auslieferung. Die schweizerischen Officiere, die in französischen Diensten standen, legten bei Heinrich II. Fürbitte für die Gefangenen ein. Der König schien zu schwanken. Bern schickte einen Herold um den andern an den allerchristlichsten König und stellte ihm vor, daß die Studenten nirgends Unruhe, noch Aufruhr gestiftet, auch nicht dogmatisirt, noch irgend etwas wider den König gethan hätten. Sollte er das Alles nicht berücksichtigen wollen, so möchte er Berns Herren ein freies, unverdientes, königliches Geschenk machen und die Studenten loslassen; sie wollten das höher anschlagen, als eine unschätzbare Summe von Gold und Silber und zu großem Dank und Gegendienst verbunden bleiben. Damit ja Nichts versäumt würde, reiste der treue Lyner selbst nach Paris. Alles war umsonst. Der König war ein schwankes Rohr. Cardinal Tournon's Einfluß siegte.

Der 16. Mai 1553 brachte den Gefangenen die Freiheit; aber in anderem Sinne, und sie sehnten sich darnach. Um 9 Uhr Morgens wurde ihnen, in dem Gerichtssaal des Gefängnisses Roanne (jetzt noch vorhanden) angekündigt, daß sie heute noch zum Scheiterhaufen geführt werden sollten. Sie beteten mit Inbrunst und lobeten Gott mit Psalmen. Um 2 Uhr wurden sie in graue Röcke gekleidet, mit Stricken gebunden und auf einem Karren zum Richtplatz geschleppt. Sie ermahnten sich gegenseitig: „Lasset uns standhaft sein, das Ende des Laufes ist da, und der Sieg am nahen Pfahl ist gewiß!" Auf dem Wege stimmten sie den 9. Psalm an. Als sie über die Saonebrücke, auf den Platz de l'herberie gekommen waren, sahen sie daselbst eine große Volksmenge. Einer unter ihnen rief derselben segnend zu: „Der Gott des Friedens, welcher ausgeführt hat von den Todten den großen Hirten der Schafe, unseren Herrn Jesum Christum, durch das Blut des neuen Bundes, Er mache euch stark in allem guten Werk, zu thun seinen Willen." Dann sprachen sie das Glaubensbekenntniß. Jeder einen Artikel. Der, welcher die Worte zu sagen hatte, „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria", erhob seine Stimme mit Macht, um anzuzeigen, daß die Anklage, sie haben die Jungfrau Maria gelästert, eine Verläumdung sei. Man hieß sie schweigen. Da riefen sie: „So wenig Zeit haben wir noch, und ihr wolltet uns hindern, unsern Gott zu loben und anzurufen!?"

Endlich gelangten sie auf den Platz des Terreaux. Hier

war ein Scheiterhaufen um einen Pfahl geschichtet. Zwischen Holz und Pfahl war rings ein schmaler Raum, in welchen die Verurtheilten hinabgestellt werden sollten. Muthig stiegen sie auf den Scheiterhaufen; der Jüngste voran, der Aelteste zuletzt. Einer um den Andern legte seine Kleider ab, und wurde dann vom Scharfrichter hinabgelassen und an den Pfahl gebunden. Martial Alba, als der Letzte, lag geraume Zeit auf dem Scheiterhaufen auf den Knieen im Gebet. Als seine Reihe kam und er vom Henker ergriffen wurde, sah er den Lieutenant Tignac bittend an und sprach: „Gewähre mir noch eine Gnade!" „„Was ist's?"" fragte Tignac. „Laß mich," antwortete Alba, „laß mich meine Brüder noch einmal küssen, ehe denn ich sterbe." „„Es sei!"" antwortete gerührt der Lieutenant. Mit inniger Zärtlichkeit fiel Martial Alba den Vieren, die schon gebunden waren, um den Hals, küßte einen Jeglichen und rief: „Adieu, mein Bruder!" Die Viere wandten ihre Häupter, bogen ihre Hälse zurück, küßten einander und riefen: „Adieu, mein Bruder! Adieu, mein Bruder!" Zuletzt umarmte Martial Alba auch noch den Henker, mit den Worten: „Mein Freund, vergiß nicht, was ich dir gesagt habe!" Dann wurde auch er an den Pfahl gebunden und das Holz angezündet. Jetzt schlang der Henker eiligst, der Befehl empfangen hatte, ihren Tod zu beschleunigen, Jedem einen Strick um den Hals, um sie mittelst einer Maschine schnell zu erwürgen. Aber das Feuer versengte das Seil noch ehe die Maschine in Bewegung gesetzt werden konnte. Die Flammen schlugen hoch empor. Aus Rauch und Feuer aber vernahm man noch die Worte: „Getrost, Brüder, getrost!"

G. Mayer in Lyon.

---

15. John Knox.

24. November.

John Knox, der berühmte schottische Reformator, war im Jahre 1505 nahe bei Haddington, der Hauptstadt der Grafschaft Ost-Lothian in Schottland geboren. Sein Vater stammte, obgleich selbst nicht von Stande, aus einer alten ehrenwerthen Familie, und konnte seinem Sohne eine klassische Erziehung ertheilen. Als der junge Knox die Elemente des Unterrichts auf der lateinischen Schule zu Haddington erlernt hatte, wurde er im Jahre

1521 auf die Universität Glasgow geschickt, wo er die Vorlesungen des gelehrten John Mair oder Major, zu gleicher Zeit mit dem berühmten Schüler Georg Buchanan genoß. Von seinem frühern Lebensabschnitt oder dem Vorgange, der ihn zur Annahme des protestantischen Glaubens führte, ist wenig bekannt. Um das Jahr 1530 trat er in den Priesterstand, und er scheint auf einige Zeit mit einem der Klöster seines Geburtsorts in Verbindung gestanden zu haben. Doch entsagte er bald, gleich seinem Mitschüler Buchanan, den Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie, und indem er sich auf das Studium der Bibel, wie der Schriften eines Hieronymus und Augustinus legte, öffnete sich sein Geist allmälig zur Aufnahme der Lehrsätze vom Heil, deren Echo sein Vaterland von Deutschland her erreicht, und welche sein jugendlicher und edler Landsmann Patrik Hamilton unlängst mit seinem Blute besiegelt hatte. In seinen Vorlesungen zu St. Andreas, wo jener Märtyrer in den Flammen umgekommen war, verrieth unser Reformator zuerst die Aenderung seiner Gesinnungen. Durch seine Abtrünnigkeit gereizt, denuncirte ihn die Geistlichkeit als einen Ketzer und entsetzte ihn seines Priesteramts, und er entging dem Meuchelmorde nur durch eine rechtzeitige Flucht vor der Rache des Kardinals Beaton, der die Mörder ihm aufzulauern bestellte. Auf einige Zeit fand er Schutz in der Familie Douglas von Langniddrie, wo er als Lehrer angenommen war. In der nächsten Zeit treffen wir Knox in Begleitung von Georg Wishart, einem andern Märtyrer der Reformation, und das Schwert tragen, das stets vor ihm hergeführt wurde, seit auf ihn ein Mordanfall in Dunban gemacht war. In der Nacht, als jener ehrwürdige Märtyrer auf Befehl des Kardinals verhaftet wurde, ordnete er an, daß das Schwert seinem eifrigen Begleiter abgenommen würde, und auf Knoxens Bitte um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen, sagte der gute Mann: „Nein, kehre zu Deinen Kindern zurück (er meinte seine Schüler) und Gott segne Dich; Einer ist Opfer genug.“

Das grausame Märtyrerthum eines Mannes, den er als einen geistlichen Vater verehrte, und den er um seines liebenswürdigen Charakters willen wie einen Bruder liebte, muß einen tiefen Eindruck auf die glühende Seele unsers Reformators hervorgebracht haben. Wir dürfen dennoch nicht überrascht sein, wenn wir erfahren, daß er — da er sein eigenes Leben durch seine blutdürstigen Feinde in unaufhörlicher Gefahr sah — nach der Ermordung des Kardinals Beaton seine Zuflucht nach dem Kastell von St. Andreas nahm, welches damals von den Mördern für

einen gegen die Verfolgungen der päpstlichen Klerisei gesicherten Ort gehalten wurde. Während er in die Festung eingeschlossen war, ereignete sich ein Vorfall, der seiner ganzen zukünftigen Geschichte eine wichtige Wendung gab. Bisher hatte Knoxens Auftreten in Bezug auf die verbesserte Lehre einen Privat-Charakter gehabt, indem es in Auslegungen der Bibel vor seinen Schülern und einigen wenigen Nachbarn bestand. Er hatte nie nach dem Amte eines öffentlichen Predigers gestrebt, auch sah er seinen Priesterstand nicht als eine Berechtigung an, ohne eine regelrechte Berufung des christlichen Volkes sich den Verrichtungen des evangelischen Amtes zu unterziehen. Diesen Ruf empfing er indessen nun in der unerwartetsten Weise. Unter jenen Protestanten, die im Kastell von St. Andreas Zuflucht gesucht hatten, waren Sir David Lindsay of the Mount, der Dichter und Satyriker der Klerisei, Henry Balnaves, einer jener derben Barone, welche die Reformation in Schottland mit Feder und Schwert stützten, und Mr. John Rough, ein berühmter reformirter Prediger. Diese Männer erkannten auf ein Mal an der Art und Weise Knoxens in seinen Katechisationen die Keime jener Energie und Beredtsamkeit populärer Ansprache, worin zu glänzen ihm bestimmt war. Sie drängten ihn, das Predigtamt zu übernehmen. Doch aus Mißtrauen auf seine eigene Kraft, und aus hoher Meinung über die Wichtigkeit des Amtes, lehnte er standhaft ihr Anliegen ab. Zuletzt beschlossen sie, nach gegenseitigem Uebereinkommen und ohne ihn mit ihrer Absicht bekannt zu machen, ihn im Sturm zu nehmen. Als Rough an dem bestimmten Tage eine Predigt über die Erwählung der Geistlichen gehalten hatte, worin er das Recht einer christlichen Gemeinde, wie klein es auch sein möchte, ihren eigenen Prediger zu wählen, aufrecht hielt, wandte er sich plötzlich zu Knox und sagte: „Bruder, du mußt nicht böse sein, wenn ich nun meinen Auftrag ausspreche, welcher lautet: Im Namen Gottes und seines Sohnes Jesu Christi, und im Namen Aller die gegenwärtig Dich durch meinen Mund berufen, befehle ich Dir, daß Du nicht den heiligen Ruf verweigerst, sondern das öffentliche Predigtamt annimmst, so wahr Du erstrebst den Ruhm Gottes, das Wachsthum des Reiches Christi, die Erbauung deiner Brüder und meinen Trost, der ich wie Du wohl weißt der Menge meiner Arbeiten erliege, ja so wahr Du Gottes schweres Mißfallen zu vermeiden suchst und verlangst, daß er seine Gnade über Dir mehre." Dann fragte er, indem er sich an die Gemeinde wandte: „War das nicht Euer Auftrag an mich? und billigt Ihr nicht diese Be-

rufung?" „Er war's, und wir billigen sie", war die Antwort. Tief von der Scene ergriffen, machte Knox einen Versuch, die Zuhörer anzureden, doch seine Gefühle überwältigten ihn, er brach in Thränen aus, und stürzte aus der Kirche. Wenn auch nicht ohne Furcht und Zittern, nahm er doch das ihm so feierlich und und unerwartet auferlegte Amt an. An dem festgesetzten Tage erschien er auf der Kanzel, und legte seinen ersten Text aus Daniel 7, 25: „Und er wird den Höchsten lästern, und die Heiligen des Höchsten verstören, und wird sich unterstehen Zeit und Gesetz zu ändern", ein Thema, welches zugleich das Licht zeigte, worin er das Papstthum betrachtete, und die Zuversicht, womit er seinen Sturz voraussah.

Die geistlichen Arbeiten, in welche Knox so unerwartet eingeführt war, wurden eben so plötzlich unterbrochen. Das Kastell von St. Andreas wurde bald darnach von einer französischen Flotte belagert, und da die Garnison genöthigt worden war, zu capituliren, wurden Alle darin, Knox mit einbegriffen, zu Kriegsgefangenen gemacht, nach Frankreich hinüber geführt, und an die Galeeren überliefert. Dort waren sie mit Ketten beladen allen Beschimpfungen ausgesetzt, womit die Papisten die, welche sie Ketzer nannten, zu behandeln pflegten. Endlich wurden sie, nach einer Gefangenschaft von 19 Monaten, während welcher er und seine Gefährten allen Arten von Versuchungen und Drohungen, ihre Religion zu ändern, widerstanden, durch die Fürsprache Eduards VI. befreit, im Februar 1549, wo Knox nach England herüber kam, und sogleich von jenem vielgeliebten und vielbeklagten Monarchen als einer seiner Prediger angestellt wurde. In dieser Eigenschaft diente er zwei Jahre in Berwick und Newcastle, und als er in den zwei folgenden nach London berufen war, wurde er vom Geheimen Rath zu einem der sechs Kaplane des Königs bestellt. Er wurde sogar für das Bisthum von Rochester ernannt, doch diese Beförderung lehnte er ab. Grade in dieser Zeit und vor seinem Besuch in Genf war Knox von Herzen Presbyterianer. Nach einem Aufenthalt in England von 5 Jahren, in welcher Zeit er Cranmer in der religiösen und liturgischen Kirchenverbesserung half, verheirathete er sich mit Margarethe Bowes, einer Dame von guter Familie, mit welcher er während seines Aufenthaltes in Berwick bekannt geworden war. — Doch der Tod des trefflichen Königs Eduard, und die Thronbesteigung der blutdürstigen und bigotten Maria machte es ihm bald nothwendig für seine Sicherheit zu sorgen. Im Januar 1554 finden wir ihn

in Genf, wo er mit Kalvin eine Freundschaft schloß, die bis zum Tode jenes ausgezeichneten Reformators dauerte. „Obgleich ich mich beim Beginn dieses Kampfes“, schrieb er in dieser Zeit, „in der Rolle des verzagten und schwachen Soldaten gezeigt habe, (ich stelle die Sache Gott anheim), ist doch mein Gebet, daß ich möge wieder in den Kampf zurückgeführt werden.“ Am Ende dieses Jahres erhielt er einen Ruf zum Diener des Wortes an der englischen Gemeinde in Frankfurt am Main; doch in Folge der Streitigkeiten, welche dort hinsichtlich des Gebrauchs der englischen Liturgie und verschiedener Ceremonien entstanden, war er gezwungen, sein Amt zu verlassen, und im nächsten Jahre sehen wir ihn an den Ufern Schottlands in den Kampf wieder zurückgeführt. Sein Aufenthalt in seinem Vaterlande war nur kurz zu dieser Zeit; er fand es noch seufzend unter Verfolgung, doch noch nicht reif für die Erlösung; und da er eine Einladung von seinen verbannten Brüdern nach Genf erhalten hatte, kehrte er im Juli 1556 nach dieser Stadt zurück, und blieb dort bis zum Anfang des Jahres 1559. Obgleich also von seinem Vaterlande getrennt, sehnte sich sein Herz nach seinen Landsleuten, und er gebrauchte seine Feder, sie unter ihren Prüfungen zu trösten, und zur Ausdauer in der Vertheidigung ihrer Religion zu ermuthigen. In dieser Zeit veröffentlichte er seinen berühmten „Ersten Schall der Trompete gegen das gräßliche Weiber-Regiment“, welcher veranlaßt war durch die Tyrannei der „blutigen Maria“, wie die Königin von England wegen der Menge von Hinrichtungen unter ihrem Regiment genannt wurde. Die freien, in jener Abhandlung enthaltenen Gesinnungen gegen weibliche Regierung setzten ihren Verfasser beträchtlichen Wirren aus, während der folgenden Herrschaft Elisabeths in England und Maria's in Schottland. Als indessen endlich der Tod der Maria von England und die Nachfolge der protestantischen Elisabeth den Reformirten glänzendere Aussichten aufschloß, nahm Knox einen letzten Abschied von Genf und schiffte sich im Januar 1559 nach seinem Vaterlande ein. Er fand Schottland vorbereitet, Roms Joch abzuschütteln, welches inzwischen doch der ganzen Nation verhaßt geworden war. Der Luxus, die Verworfenheit und die Unterdrückungen der Klerisei hatten ihr das ganze Volk entfremdet; ihr Ehrgeiz und Hochmuth hatten den Groll der Vornehmen erregt, eine Reihe von Grausamkeiten gegen die Protestanten, die durch das Verbrennen eines alten Mannes, Namens Walter Mill, bei lebendigem Leibe, gekrönt wurden, hatten nur Sympathie für die Dulder erweckt, und

die Vorschläge der Königin Regentin, Maria von Guise, die Protestanten durch Verstärkung aus Frankreich einzuschüchtern, regten ihrerseits die alte Tapferkeit und Vaterlandsliebe Schottlands an. Als Knox als Prediger in Edinburg eingeführt war, predigte er einen Kreuzzug gegen das Papstthum in verschiedenen bedeutenden Städten. Seine männliche und nachdrückliche Predigt brachte den staunenswerthesten Eindruck hervor, das Volk stand in Masse auf, riß die Bilder in den Kirchen nieder und verwüstete oder zerstörte an einigen Stellen, über Wunsch und Absicht des Reformators hinausgehend, verschiedene Klöster. Endlich versammelte sich beim Tode der Königin Regentin das schottische Parlament am 1. August 1560 und forderte, die Religions-Angelegenheit aufnehmend, von den Reformatoren ein Bekenntniß ihres Glaubens in Gegensatz zu den Irrthümern des Papstthums. Das wurde schleunigst durch Knox und seine Gehülfen abgefaßt, und am 17. desselben Monats, da keine Widerrede von den päpstlichen Bischöfen gethan war, wurde das Glaubensbekenntniß vom Parlament gebilligt und die protestantische Religion förmlich eingeführt. In Anschluß daran bereitete Knox ein Werk vor: „Das Buch der Disciplin", welches die Absicht hatte, die Verfassung der reformirten Kirche Schottlands zu regeln. Der Grundriß oder Plan des in diesem Buche vorgeschriebenen Regiments war entschieden presbyterianisch, und hatte eine genaue Aehnlichkeit mit dem der Genfer und französischen Kirchen, nur mit solchen Abänderungen, wie sie erforderlich waren, um es einer nationalen Anstalt zueignen zu können. Kein höheres Amt wurde über dem Pastorate anerkannt, obgleich zuerst und bis die Presbyterien errichtet worden waren, eine Klasse von Männern, Superintendenten genannt, zur Pflanzung der Kirche und zur allgemeinen Beaufsichtigung großer Districte bestimmt wurde, und ein anderer Kirchenbeamter in dem Doktor oder Lehrer der Theologie anerkannt wurde. Der Pastor war durch eine Körperschaft ordnender Aeltesten im Kirchenregiment und durch Diakonen in der Verwaltung der Einkünfte und Almosen unterstützt. Alle diese Würdenträger wurden nach der Regel eingesetzt, nachdem sie vom Volk erwählt waren. Die Gerichtshöfe waren die Session, das Presbyterium, die Synode und die General-Versammlung. Der öffentliche Gottesdienst wurde nach dem Buche der Gemeinde-Ordnung gehalten, das nach dem Muster der Genfer verfaßt war. Die nun entworfene Verfassung war, obgleich von der Kirche angenommen, doch nicht förmlich von der Civil-Gewalt anerkannt. Und das

war dem Geize des Adels und der Vornehmen zuzuschreiben, die gegen die Anwendung der kirchlichen Einkünfte für die Sache der Religion und öffentlichen Erziehung, wie Knox sie in passendem Verhältniß vorgeschlagen hatte, Einwand erhoben.

Die Ankunft der Königin Maria von Schottland zu Edinburg im August 1561 verwickelte unsern Reformator in neue Kämpfe. Jene jugendliche und liebenswürdige Fürstin wurde von ihren Unterthanen mit Jauchzen empfangen; doch sie brachte aus Frankreich ein Herz mit, das mit Vorurtheil von der römischen Kirche ganz getränkt war, und den in Uebereinstimmung mit dem lothringschen Hause abgemachten Plan, die alte Religion in ihre angeborene Herrschaft wieder einzusetzen. In dieser Aussicht leitete sie die Vorbereitungen zur Feier einer großen Messe in der Kapelle von Holyroodt am ersten Sonntag nach ihrer Ankunft. Die durch diesen Schritt hervorgebrachte Aufregung war ungeheuer. Die Messe war durch das Parlament als grober Götzendienst verdammt geworden. Unser Reformator hielt diese Erneuerung des verbannten Ritus für den ersten Schritt zum Umsturz der Reformation, die so glücklich eingeweiht war; und am folgenden Sonntag erklärte er offen von der Kanzel herab, daß „eine Messe ihm fürchterlicher wäre, als wenn zehntausend bewaffnete Feinde in irgend einem Theil des Reiches gelandet wären in der Absicht, die ganze Religion zu unterdrücken.“ Um dieser und anderer kühnen Reden willen wurde er zu einer Unterredung mit Ihrer Majestät vorgeladen, die ihn anklagte, ihre Unterthanen gegen sie aufzureizen, und unter andern Dingen ihn wegen seines Buches gegen weibliche Regierung der Empörung beschuldigte. Als er sich gegen die Beschuldigung der Untreue vertheidigt hatte, wandte sich das Gespräch nach dem zarten Punkt über des Volkes Widerstandsrecht gegen die bürgerliche Gewalt. Knox behauptete kühn, es hätte solches Recht, indem er auf den Fall eines Vaters verwies, der von Wahnsinn ergriffen seine Kinder tödten möchte. „Wohlan Madame, wenn die Kinder aufstehen, sich vereinigen, den Vater ergreifen, sein Schwert von ihm nehmen, seine Hände binden und ihn im Gefängniß halten, bis der Wahnsinn vorüber ist, glauben Sie, Madame, daß die Kinder damit etwas Uebles thun? Grade so, Madame, ist es mit den Fürsten, welche die Kinder Gottes morden wollen.“ Von der Kühnheit dieser Antwort verwirrt, saß Maria einige Zeit in einem Zustande schweigender Erstarrung, und erwiederte dann: „Nun wohlan, ich merke, daß meine Unterthanen Euch und nicht mir gehorchen sollen und thun wollen, was ihnen gefällt und nicht,

was ich befehle." — „Gott behüte", erwiederte der Reformator, „daß ich je auf mich nehme, irgend Jemand zu befehlen, mir zu gehorchen oder die Unterthanen zu der Freiheit anzureizen, zu thun was ihnen gefällt. Doch mein Bestreben ist, daß Beide, Fürsten und Unterthanen, Gott gehorchen mögen. Die Königinnen sollten die pflegenden Mütter der Kirche sein." — „Aber Ihr seid nicht die Kirche, die ich nähren will", sagte die Königin. „Ich will die römische Kirche schützen, denn sie ist, wie ich denke, die wahre Kirche Gottes." — „Euer Wille, Madame, ist ohne Verstand, auch wird Euer Gedanke aus der römischen Hure nicht die wahre und unbefleckte Kirche Jesu Christi machen." — „Mein Gewissen ist nicht so", sagte die Königin. — „Gewissen erfordert Wissen, Madame, und ich fürchte, daß Ihr nicht das rechte Wissen habt. So thaten die Juden, welche unsern Heiland kreuzigten. Habt Ihr je eine andere Lehre gehört, als die, welche der Papst und die Kardinäle anerkannt haben? und Ihr könnt versichert sein, daß sie nichts sagen werden gegen ihren eigenen Stand." — „Ihr legt die Schrift auf dem Einen Wege aus", sagte die Königin ausweichend, „und sie auf dem andern. Wem soll ich glauben? und wer soll Richter sein?" — „Ihr sollt Gott glauben, der klar in seinem Worte vor Eurer Majestät und den gelehrtesten Papisten in Europa spricht", erwiederte Knox. Er erbot sich dann zu beweisen, daß die papistische Lehre nicht Grund habe in dem Worte Gottes. „Nun wohl", sagte Maria, „Ihr mögt dazu vielleicht früher Gelegenheit haben, als Ihr glaubt." — „Sicherlich", sagte Knox, „werde ich sie früher, als ich glaube, haben, wenn ich sie bei meiner Lebzeit überhaupt habe; denn der unwissende Papist kann nicht mit Geduld erörtern, und der gelehrte und listige Papist wird nicht zu Eurer Audienz kommen, Madame, um den Grund seiner Lehre ausforschen zu lassen." Am Ende dieser eigenthümlichen Unterredung sagte der Reformator, indem er von Ihrer Majestät Abschied nahm mit ehrerbietiger Verbeugung: „Ich bitte Gott, Madame, daß Ihr möget im Gemeinwesen Schottlands eben so gesegnet sein, als je Deborah im Gemeindewesen Israels es war." Einige Zeit darnach gab die Königin, als sie von der Ermordung der Protestanten zu Bassy durch ihren Onkel, den Herzog von Guise, gehört hatte, ihren ausländischen Dienern einen glänzenden Ball, wo der Tanz bis zur späten Stunde dauerte. Gegen dies Verfahren zog Knox von der Kanzel in strengen Ausdrücken los, und er wurde wieder vor Ihre Majestät geladen. Zu

seiner Vertheidigung hielt Knox seine Predigt noch einmal vor Maria, welche beim Schluß eine Drohung gegen ihn murmelte. „Er ist nicht erschreckt", flüsterte einer ihrer Begleiter. — „Wie könnte das schöne Angesicht einer edlen Frau mich erschrecken", sagte er, indem er sich scharf nach der Person mit sarkastischem Blick umwandte. „Ich habe in das Angesicht mancher erzürnten Männer gesehen, und bin doch nicht unmäßig erschreckt worden." Wenn indeß Knox Ursache hatte, über Mariens Herrschaft beunruhigt zu sein, so hatte sie und ihre papistischen Rathgeber eben so gut Grund, über den furchtlosen Reformator zu erschrecken. Bei jedem Anschein von Gefahr für die Sache der Reformation blies er Lärm; er belebte die Verzagten, ermahnte die Schwankenden und zeigte die Untreuen an. Wir können uns eine Vorstellung von der Wirkung seiner Kanzelreden aus dem Bericht des englischen Gesandten machen, der in einem Schreiben an den Sekretär Cecil sagt: „Ich versichere Euch, die Stimme Eines Mannes vermag in Einer Stunde mehr Leben in uns zu bringen, als sechshundert Trompeter, die unaufhörlich in unsere Ohren blasen." Des Reformators letzte Zusammenkunft mit der unglücklichen Fürstin war stürmischer als die vorhergehenden, und ist für beide Theile sehr charakteristisch. Er hatte die Königin tief verletzt durch seine Einrede gegen ihre Heirath mit dem charakterlosen und unglücklichen Darnley. Nie sei eine Fürstin so behandelt worden, rief sie leidenschaftlich; sie hätte seine strengen Reden ertragen, sie hätte seine Gunst mit allen Mitteln gesucht, „und doch", sagte sie, „kann ich Euch nicht los werden. Ich gelobe Gott, mich zu rächen"; mit diesen Worten brach sie in Thränen aus. Ihre Begleiter suchten ihre Aufregung zu beschwichtigen, indem sie zu allen Arten höfischer Schmeichelei ihre Zuflucht nahmen. Doch bei dieser Scene entfaltete sich der strenge und unbeugsame Geist des Reformators. Er stand unbewegt vor Schönheit und Königswürde, die in Thränen aufgelöst war. Nachdem Ihre Majestät ihren Gefühlen Luft gemacht hatte, fuhr er in seiner Vertheidigung fort: „Außer seiner Kanzel" sagte er, „hätten Wenige Gelegenheit zur Klage über ihn; er könnte seine eignen Knaben nicht weinen sehn wenn er sie bestrafte, viel weniger könnte er sich der Thränen Ihrer Majestät freuen. Doch auf der Kanzel sei er nicht sein eigner Herr, dort sei er zum Gehorsam dem verbunden, der ihm beföhle offen zu sprechen, und keinem Fleisch auf der Erde ins Angesicht zu schmeicheln. Er habe nur seine Pflicht erfüllt und sei, wenn auch viel gegen sein Gefühl, gezwun-

gen, Ihrer Majestät Thränen lieber zu ertragen als sein Gewissen zu verletzen, und das Gemeinwesen zu verrathen." Diese Vertheidigung entflammte nur den Zorn der Königin, und sie befahl ihm sich zu entfernen. Während er im anstoßenden Gemach den Willen Ihrer Majestät mitten unter den Hofdamen erwartete, konnte er nicht umhin, einem etwas rauhen Humor über den Luxus ihrer Kleidung nachzuhängen. „O schöne Damen" sagte er, „wie angenehm würde dies Ihr Leben sein, wenn es ewig währen könnte. Daß wir doch möchten am Ende in den Himmel kommen mit all diesen fröhlichen Gewändern! Doch pfui über jenen Schalk von Tod, der kommen wird, wir mögen wollen oder nicht."

Knox's Feinde fanden bald Gelegenheit, Mariens Zorn zu befriedigen, indem sie eine Klage über Hochverrath gegen den Reformator einbrachten. Er wurde angeklagt, Circular-Briefe an die vorzüglichsten Edelleute protestantischen Glaubens geschrieben zu haben, worin er sie aufforderte, beim Verhör zweier Personen zugegen zu sein, die beauftragt waren, die Feier der Messe zu unterbrechen. Da sie die Gefahr voraus sahen, darein er sich begeben hatte, riethen ihm eifrigst einige seiner besten Freunde, zu rechter Zeit sich zu unterwerfen. Doch Knox weigerte sich standhaft, im Bewußtsein seine Pflicht gethan zu haben, und am bestimmten Tage erschien er vor einer außerordentlichen Versammlung von Räthen und Edelleuten, vor denen die Sache untersucht werden sollte. Als die Königin ihren Platz im Rathe genommen hatte, und Knox unbedeckt am Ende des Tisches stehen sah, konnte sie sich nicht enthalten ihrem Triumph einen Ausdruck zu geben. Sie brach in ein schallendes Gelächter aus, und rief auf ihn zeigend: „Jener Mann hat mich weinen gemacht, und vergoß selbst nie eine Thräne. Nun will ich sehen, ob ich ihn weinen machen kann." Knox vertheidigte jedoch, unerschreckt von der furchtbaren Versammlung, seine Sache mit solcher Geschicklichkeit und stellte die Gefahr der Protestanten den papistischen Machinationen gegenüber so eindringlich dar, daß, obgleich er verschiedene persönliche Feinde unter seinen Richtern hatte, er mit Ehren freigesprochen wurde zum Verdruß und zur Demüthigung der Königin. „Diese Nacht", sagt Knox in seiner Geschichte, „wurde am Hofe weder getanzt noch gefiedelt, denn Madame war in ihrer Absicht, John Knox durch das Votum ihres Adels in ihre Gewalt zu bekommen, getäuscht."

Da der Mord des Riccio, des Lieblings der Königin, ihre Ungnade auf den protestantischen Adel gelenkt hatte, erachtete

es Knox, den Haß gewahrend, den sie gegen ihn nährte, für klug, Edinburg zu verlassen und sich nach Ayrshire zurückzuziehen. Doch die Verbrechen oder das Mißgeschick der unglücklichen Maria, die sich in rascher Reihenfolge auf einander häuften, öffneten bald den Weg zu seiner Rückkehr. Von Keinem der Edlen Schottlands empfing er wirksameren Beistand, als von Jakob Grafen von Murray, der zum Regenten des Königreichs ernannt war, — „ein wahrhaft guter Mann" sagt der Erzbischof Spottiswood, und werth unter die besten Herrscher deren sich das Reich erfreut hat, gezählt zu werden, und darum bis auf diesen Tag mit dem Titel des guten Regenten beehrt. Doch selbst seine Tugenden hatten ihm in diesem rauhen und stürmischen Zeitalter Feinde verschafft, die ihn zu stürzen suchten; und im Januar 1570 wurde er schändlicher Weise in den Straßen von Linlithgow ermordet. Der Kummer, den diese traurige Begebenheit Knox verursachte, wurde durch andere Umstände verstärkt, welche über die letzten Tage des Reformators einen dunkeln Schatten warfen. Er wurde kurz darauf vom Schlage gerührt, von dessen Folgen er nie ganz wieder genas. Er wurde mit der Partei, welche noch der verbannten und gefangenen Maria anhing, in Streit verwickelt. Er wurde mit allen Arten von Verläumdungen und Tadel von den Freunden der alten Religion angefallen. Er wurde durch Wahrnehmung der Symptome von Kälte, Abfall und Egoismus in Sachen der Religion betrübt, die sich bei den Machthabern offenbarte, und sein Herz wurde von Angst zerrissen bei der Nachricht von dem Blutbad der Protestanten in der Bartholomäus-Nacht in Paris und andern Theilen Frankreichs. Der alte Krieger fing an nach Erlösung zu seufzen, schwach am Leibe und betrübt im Geiste. „Müde der Welt" und „dürstend nach dem Abscheiden", diese Ausdrücke kommen in allem was er in dieser Zeit schrieb häufig vor. Noch einmal gerieth sein Leben in Gefahr. Bei einer Gelegenheit wurde ein Schuß nach dem Fenster abgefeuert, wo er gewöhnlich saß. Die Kugel traf den Leuchter vor ihm und grub sich in die Decke des Zimmers ein. Er zog sich auf kurze Zeit nach St. Andreas zurück. Doch konnte Nichts den Eifer seiner Seele erlöschen oder ihre Standhaftigkeit erschüttern. Er fuhr bis zuletzt fort „mit seiner sterbenden Hand", wie er sich ausdrückt, zu schreiben und mit einem Feuer zu predigen, welches selbst seine Schwäche nicht dämpfen konnte. „Beim Eingang seines Textes", schreibt der treffende Jakob Melville, der ihn zu St. Andreas hörte, „war er eine

halbe Stunde lang gemäßigt, doch wenn er an die Anwendung kam, machte er mich zagen und zittern, daß ich nicht meine Schreibfeder halten konnte. Er war sehr schwach. Ich sah ihn an jedem Predigt-Tage behutsam und furchtsam, einen Stock in der einen Hand, und den guten frommen Richard Bannatyne, seinen Diener, die andere Schulter stützend, von der Abtei nach der Gemeinde-Kirche gehen, und von dem besagten Richard und einem andern Diener auf die Kanzel gehoben, wo er geziemend sich beim ersten Eingang beugte. Doch ehe er seine Predigt geendet hatte, war er so bewegt und lebhaft, daß es schien, als ob er die Kanzel in Stücke schlagen und hinaus fliegen wollte."

Doch das theure Leben unsres Reformators verrann schnell. Als er nach Edinburg zurückkehrte, hielt er seine letzte Predigt in der Tolbooth-Kirche zur Einführung des Herrn Lawson, seines Kollegen und Nachfolgers. Als er den Segen mit einer freundlichen aber zitternden Stimme gesprochen hatte, stieg er von der Kanzel, und auf einen Begleiter gestützt, schlich er die alte High Street hinab, welche ganz von der Versammlung bedeckt war. Sie folgte ihm, eifrigst bemüht einen letzten Abschiedsblick von ihrem geliebten Pastor zu erhalten, bis er zum letzten Male in jenes bescheidene Häuschen in Canongate eintrat, welches noch als ein Andenken an den Reformator erhalten wird. Während seiner letzten Tage war sein Geist zum Theil mit düstern Versuchungen überschattet, welche einem so gewissenhaften Geiste als dem seinigen der Todesangst gleichkamen. Doch schnell überwältigte er diese, und er wurde fähig, auf seinem Sterbebette vor seinen Aeltesten und zahlreichen Freunden, die ihn aufsuchten, ein Zeugniß von der Wahrheit des Evangeliums abzulegen, welches er so treu verkündet hatte. An alle und jeden richtete er passende Ermahnungen. Zuletzt fing die Sprache an ihm zu versagen. Er wünschte, daß seine Frau ihm das 15te Kapitel des ersten Briefes an die Korinther lese. „Ist das nicht ein tröstliches Kapitel?" sagte er. „O welch einen süßen und heilsamen Trost hat mir der Herr in jenem Kapitel dargeboten!" „Nun empfehle ich zum letzten Male, sagte er nach einer kurzen Pause, meine Seele, meinen Geist und Leib (drei Finger während dieser Worte berührend) in Deine Hand, o Herr!" Dann sagte er: „Geh und lies wohin ich zuerst meinen Anker werfe." Sie lasen ihm das 17te Kapitel des Evangeliums Johannes. Dann lag er einige Stunden still. Um 10 Uhr lasen sie das Abendgebet aus dem Buch der Gemeinde-Ordnung, und als sie ihn fragten, ob er die Gebete gehört habe, erwiederte

er: „wollte Gott daß Ihr und alle Menschen sie gehört hätten, wie ich sie gehört habe. Ich preise Gott um den himmlischen Klang.“ Um die 11te Stunde that er einen tiefen Seufzer und sprach: „nun ist es geschehen.“ Als sein treuer Diener Richard bemerkte, daß er sprachlos sei, und von ihm ein Zeichen zu haben wünschte, daß er in Frieden sterbe, hob er die eine Hand in die Höhe, und verschied zwei Mal seufzend ohne Kampf. Er starb an dem 24. November 1572, im Alter von 67 Jahren, nicht so sehr von den Jahren niedergedrückt, als körperlich durch außerordentliche Arbeiten und geistig durch viele Aengsten erschöpft. Seine Hülle wurde auf dem Kirchhof von St. Gilles beerdigt, und als der Körper in die Gruft gesenkt war, verkündete der Regent Morton seine Grabinschrift in diesen Worten: „Hier liegt der begraben, welcher nie das Angesicht eines Menschen scheute.“

John Knox war 2 Mal verheirathet. Von seiner ersten Frau, Margarethe Bowes hinterließ er 2 Söhne, und von seiner zweiten, die eine Tochter des Lord Ochiltree war, hinterließ er 3 Töchter. Die Haupt-Züge seines Charakters sind in seinem Leben hervorragend entfaltet. Strenge, doch nie grausam oder rachsüchtig im Gemüth, entschlossen in seinem Vorhaben, kühn, muthig und unbeugsam im Handeln, und doch voll von der Milch der Menschenfreundlichkeit, muß er anerkannt werden, als ausgezeichnet durch seinen Helden-Eifer als Reformator, seine Gewalt als Prediger, seine Fruchtbarkeit und Eindringlichkeit als Schriftsteller und seine reine Frömmigkeit als Christ. Das Andenken des Reformators, das aus verschiedenen Ursachen in Vergessenheit gerathen oder mit einer Menge von Verleumdungen in seinem Geburtslande überdeckt war, ist später durch die Arbeiten seines Geschichtsschreibers, des verstorbenen Dr. M'Crie wieder enthüllt, der in seinem „Leben des John Knox“ die Wolken des Vorurtheils zerstreut hat, welche sich um den einst verehrten Namen angesammelt hatten, und ein Monument dem Reformator Schottlands errichtet hat, ehrender und dauernder als irgend eines, das aus Erz oder Stein erbaut wäre.

Der Zweck dieser Veröffentlichung war nicht allein den Charakter Knox's zu rechtfertigen, sondern ein allgemeines Interesse für die Sache aufzufrischen, deren Streiter er war, und der Name von John Knox ist jetzt, was er einst war, ein vereinigender Ruf für alle Freunde der Lehre und Verfassung der schottischen Reformation.

Knox hat viele verschiedene Schriften hinterlassen, einige von polemischer, andere von praktischer Art, die meisten von ihnen

durch die ereignißvollen Scenen seines Lebens veranlaßt. Sein größtes und wichtigstes Werk ist seine „Geschichte der Reformation“, wovon eine neue und schöne Ausgabe mit werthvollen Noten neuerdings mit seinen andern Werken von Herrn David Laing in Edinburg veröffentlicht ist.

Thomas M'Crie in Edinburg.

---

16. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

13. August. *)

„Christen sind ein göttlich Volk, aus dem Geist des Herrn gezeuget, ihm gebeuget, und von seiner Flammenmacht angefacht: vor des Bräutigams Auge schweben, das ist ihrer Seele Leben, und sein Blut ist ihre Pracht. Königs-Kronen sind zu bleich vor der Gottverlobten Würde; eine Hürde wird zum himmlischen Palast; und die Last, drunter sich die Helden klagen, wird den Kindern leicht zu tragen, die des Kreuzes Kraft gefaßt.“ Mit diesen Worten, im Jahre 1731 an eine königliche Prinzessin von Dänemark gerichtet, hat der Gottesmann, dessen wir jetzt gedenken, ohne es zu wollen, sich selbst gezeichnet.

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf stammte aus einem uralten in Oesterreich angesessenen adlichen Geschlechte, das im Jahre 1662 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Schon im Zeitalter der Reformation hatten seine Voraltern sich der reinen Lehre zugewendet und sein Großvater verließ um der Gewissensfreiheit willen seine heimathlichen Erbgüter und siedelte sich in Franken ohnweit Nürnberg an. Sein Vater, ein frommer Staatsmann und kursächsischer Minister, stand in Verbindung mit Spener, der ihm bei seinem Eintritt in die zweite Ehe mit einer Freiin von Gersdorf eine fromme Nachkommenschaft und göttliche Weisheit wünschte, um solche „in dieser verderbten Zeit, da es vor Menschen unmöglich scheint, Kinder, so viel mehr im höheren Stande, christlich aufzuziehen“, aus dem Strome des allgemeinen Verderbens zu erretten. Nikolaus Ludwig, geboren am 26. Mai 1700 war die einzige Frucht dieser Ehe und schon sechs Wochen nach seiner Geburt starb sein Vater: nach vierjährigem Wittwenstande verheirathete sich seine

*) Sein Name ist im Ev. Kal. von seinem Todestage, dem 9. Mai, welches der Tag des Gregor v. Naz. ist, auf den 13. Aug. verlegt, an welchem der eigentliche Anfang der Brüdergemeinde gefeiert wird, vergl. S. 196.

Mutter in zweiter Ehe mit dem preußischen General-Feldmarschall von Nazmer, ihr Sohn aber blieb in den Händen seiner Großmutter, der Frau von Gersdorf in Groß-Hennersdorf in der Ober-Lausitz, wo er bis zur Vollendung seines zehnten Jahres unter Mitwirkung seiner unverheiratheten frommen Tante Henriette von Gersdorf und eines gleichgesinnten Hauslehrers adlich und christlich im spenerschen Geiste erzogen wurde. Sein Taufpathe war nebst den Kurfürstinnen von Sachsen und von der Pfalz der ehrwürdige Spener, der noch vor seinem Ende bei einem Besuche in Groß-Hennersdorf den vierjährigen Knaben mit Auflegung seiner Hände segnete. „Meine liebe Großmutter“ — so schreibt er selbst — „hat mich zehn Jahre lang in ihrem Cabinet behalten, meine Tante Henriette hat Abends und Morgens mit mir gebetet und den Tag über dem Gebet gemäß gewandelt.“ Er war ein Frauenzögling bester Art. „In meinem vierten Jahre“ — sagt er — „fing ich an Gott mit Ernst zu suchen, so viel es meine kindischen Ideen an die Hand gaben. Sonderlich aber ist von der Zeit an mein beständiger Vorsatz gewesen, ein treuer Diener des gekreuzigten Jesu zu werden. Den ersten tiefen Eindruck auf mein Herz machte das, was mir meine Mutter von meinem seligen Vater und dessen herzlicher Liebe zur Marterperson des Heilandes sagte.“ — „Ich erinnere mich einmahl sehr darüber geweint zu haben, daß ich in einer Haus-Betstunde den Vers verschlafen hatte: Unser lieber Vater du bist, weil Christus unser Bruder ist. Diese Idee machte in meinem vierten und fünften Jahre einen recht süßen Eindruck auf mich; denn ich glaubte, daß sonach Jedermann berechtigt sei, mit dem Heiland brüderlich umzugehen.“ In diesem Kindesalter schrieb er auch wohl zärtliche Briefe an den Heiland und warf sie zum Fenster hinaus, in der Zuversicht, daß der Herr sie empfangen und lesen würde. Schon damals galt von ihm, was er später zu seiner Charakterisirung sagte: „Ich habe Eine Passion, und die ist Er, nur Er.“ — Empfindsamkeit und unwahre Empfindelei, Schäferspiele in Perücken gehörten mit zu der Eigenheit jener Zeit: Zinzendorf war von Natur zart empfindend und, wenn er von spielenden sinnlichen Ausdrücken seiner zarten Liebe zum Lamme Gottes, dessen Blut für uns geflossen ist, nicht frei war, so galt doch seine Empfindung dem höchsten und edelsten Gegenstande, war natürlich und herzhaft, und mit feuriger Thatkraft, mit Glaubensmuth und Hingebung verbunden. Ueberall brach bei ihm der heilige Geist mit tiefer Erkenntniß und Erfahrung durch die weichen und auch weich-

lichen Formen hindurch, in welchen sein mit Christo gekreuzigtes und durch Christi Blut gereinigtes, selig seinen größten Wohlthäter feierndes Sünderherz sich ausspricht.

Frühzeitig wurde dieses warme Herz durch tiefsinnige bodenlose Speculationen versucht. „In meinem achten Jahre" — sagt er — „kam ich durch ein Lied, welches meine Großmutter vor dem Schlafengehen gesungen, in eine Meditation, und aus derselben in ein tiefes Speculiren, darüber ich die Nacht ohne Schlaf lag, und dieß ging so weit, daß mir zuletzt Hören und Sehen verging. Die raffinirtesten Ideen der Atheisten entspannen sich in meinem Gemüth und ich ward dadurch so angegriffen, und so tief hineingebracht, daß Alles, was ich seitdem von Zweifeln des Unglaubens gelesen und gehört, mir sehr seicht und unzulänglich schien und keinen Eindruck auf mich machte." Durch Abkehr des Willens überwand er entschlossen und für immer diese Anfechtung. „Was ich glaubte, das wollte ich", — schreibt er — „was ich dachte, das war mir odiös, und ich faßte damals gleich den festen Entschluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen, als er langte, und mir ihn soweit aufklären und schärfen zu lassen, als es nur immer damit getrieben werden könnte; im Geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zu Grunde aller andern Wahrheiten legen könnte, und, was ich nicht daraus herleiten könnte, gleich wegzuwerfen." So ward Zinzendorfs Theologie ihrer Quelle nach entschiedne Herzens-Theologie und warf sich, befreit von allem Grübeln über die Gründe und Abgründe alles Seyns, mit ganzer Macht auf die Zwecke des christlichen Lebens und Schaffens. Darin bestand seine Schranke, aber auch seine Stärke.

Als zehnjähriger Knabe wurde er unter Leitung eines unglücklich gewählten Hofmeisters dem Pädagogium in Halle übergeben, das damals der ehrwürdige Gründer A. H. Franke noch selbst leitete: viele begnadigte Männer waren dort versammelt und gingen ab und zu: die Verbindungen der halleschen Pietisten erstreckten sich über viele Länder und im Jahre 1715 erschien auch als Besuchender der Missionar Ziegenbalg aus Ostindien mit einigen getauften Malabaren. Wenn man vielleicht in wohlgemeinter Absichtlichkeit zu viel that, um den aufstrebenden Geist des jungen Grafen zu demüthigen, und ihm dadurch seine Jugend verbitterte, so lebte er übrigens doch in seinem Elemente, umgeben von Worten und Werken der Liebe Christi, und die Liebesflammen schlugen aus seinem Herzen hoch empor dem Heiland entgegen. Nie hat

er ein Lied gesungen, daß nicht von den tiefsten christlichen Ideen und inniger Liebe Jesu durchdrungen wäre: aber die schönsten einfachsten Gesänge sind gerade die frühesten von seinem dreizehnten Jahre an. Nach seiner ersten Communion dichtete er ein Lied, das anhebt:

So ist es denn geschehen,
Ich habe Gott gesehen;
Er hat sich eingefunden
Und sich mit mir verbunden:

und schließt:

Es ward an mir gesehen
Sein Tod und Auferstehen,
Sein Kampf und Ueberwinden,
Sein Suchen und sein Finden.

Schon damals war sein Sinn auf das Wirken und auf die Gemeinschaft mit gleichgesinnten Freunden gerichtet. Mit einigen Mitschülern errichtete er einen frommen Bund, dessen Mitglieder sich erst Tugendsclaven, dann die Gesellschaft der Bekenner Jesu Christi nannten. Zuletzt aber blieben sie bei dem bedeutungsvollen Namen des Senfkorns-Orden. Ihr Siegel war ein Ecce homo mit der Umschrift Nostra medela (unsrer Wunden Heilung). Mit Friedrich von Wattewille schloß er noch einen besondern Bund zur Bekehrung der Heiden und zwar nur solcher, an die sich sonst niemand machen würde. So wurde seine Schulzeit eine Weissagung seiner künftigen Werke.

Sechzehn Jahre alt war er, als sein Vormund ihn auf die Universität gehen ließ, und zwar gerade auf diejenige, die mit den Pietisten in Halle im schroffsten Gegensatz war, nach Wittenberg. Da sollte er seine vortrefflichen Gaben zu einer ehrenvollen Laufbahn im Staatsdienst ausbilden und den frommen Eifer auf das Maaß herabstimmen, bei welchem ein junger Graf sein Glück in der Welt machen könnte. Aus Gehorsam ergab sich Zinzendorf dem Studium der Rechte, blieb aber der glühenden Liebe zu seinem Heiland treu und feierte das Jubiläum der Reformation im Jahre 1717 mit einem Bußliede. Der Hallesche Rigorismus gegen Kartenspiel, Tanz und ähnliche Lustbarkeiten war mit ihm nach Wittenberg gewandert, saß aber nicht so fest in seiner Seele, daß er nicht manche Zweifel gegen diese strenggesetzliche Zucht hätte in sich aufkommen lassen. Im Umgange mit den in ihrer Art auch frommen Wittenberger Professoren ward er inne, daß nicht alle Orthodoxen Feinde des christlichen Lebens und nicht alle Pietisten lauter Frömmigkeit seien. Auf beiden Seiten sah er

Recht und Unrecht und der achtzehnjährige Jüngling wagte es, zwischen Halle und Wittenberg Frieden stiften zu wollen. Seine Angehörigen untersagten ihm dieses Liebeswerk: doch hatten seine wohlgemeinten Bemühungen wenigstens die Folge, daß zwischen A. H. Franke und dem würdigen Oberhofprediger Löscher in Dresden eine nicht ganz unfruchtbare Unterredung zu Stande kam.

Die gegenwärtigen Leiter seiner Jugend, die seinem auf das geistliche Leben gerichteten Sinn die Nahrung entziehn wollten, die derselbe in Wittenberg wie in Halle gefunden, versetzten ihn nach Utrecht, wo er an seinem neunzehnten Geburtstage anlangte. „Ich kam also" — schreibt er selbst — nach Utrecht auf die Universität mit meiner Wittenbergischen Theorie und Halleschen Praxi, welches eine besondre Especе eines jungen reisenden Menschen formirte, wovon manche erbauliche Specialia zu communiciren wären." Auf der ganzen Reise war sein Sinn von allem Irdischen abgezogen und innigst vom Verlangen nach Jesu erfüllt. In der Bildergallerie zu Düsseldorf sah er damals das Bild des Ecce homo mit der lateinischen Unterschrift: „Das habe ich für dich gethan: was thust du für mich?" was einen tiefen Eindruck bei ihm zurückließ. In Utrecht las er neben seinen juristischen Studien Speners theologische Bedenken, lernte englisch und ließ sich mit Reformirten und mit Philosophen in theologische Controversen ein, wobei er bald bemerkte, daß seine Argumente nicht immer ausreichten. Nach einiger Zeit setzte er seine Wanderung nach Paris fort, wo andere junge deutsche Edelleute damals nur die Zerstreuungen der üppigen Stadt und die Vergnügungen des Hofes suchten. Er lebte daselbst nicht nur in lautrer Sittenreinheit, sondern suchte auch die Bekanntschaft ernster Christen unter den katholischen Priestern und Bischöfen auf und trat selbst in eine vertrauliche Verbindung mit dem frommen Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles. Er fand die Prälaten in ihrem Kirchenglauben so fest gegründet, als er in dem seinigen war, und beide Theile entsagten bald der Controverse, um sich in der Liebe Christi zu vereinigen. Später noch, im Jahre 1738, schrieb er: „Uebrigens habe ich in der katholischen Religion nach meiner Art alles, was Jesum liebt, sehr theuer und hoch gehalten, und ich würde mich jetzo unglücklich schätzen, von einem redlichen Katholiken und Liebhaber Jesu unter ihnen, wenn ich gleich in vielen Stücken ganz andere Principia hege, für fremd angesehn zu werden. Die Gränzsteine der Confessionen, als von Gott geordneter verschiedener Haushaltungen, zu verrücken, lag nicht in seinem

Sinne: und wenn er in der Brüdergemeinde mährische Brüder und auch Reformirte mit den Lutheranern in der Abendmahls-Gemeinschaft vereinigte, so wollte er diese Gemeinschaft nicht auf die großen Körperschaften ausdehnen, in welchen Gläubige und Ungläubige unter göttlicher Duldung und Ordnung zusammen gehalten werden.

Der ein und zwanzigjährige Jüngling glühte von Eifer, etwas Neues und Ganzes im Dienste seines Heilandes zu schaffen, bedurfte aber eines äußern Anlasses, um das Werk, das ihm noch dunkel vorschwebte, zu beginnen. Schon glaubte er das Rechte gefunden zu haben, als er nach seiner Rückkehr aus Paris bei einem Besuch in Halle aufgefordert wurde, in den Franke'schen Stiftungen die Stelle des selig verstorbenen Baron von Canstein, der dort die erste Anstalt zur Bibelverbreitung gestiftet, einzunehmen. Aber die Seinigen versagten ihm die Einwilligung, weil sie die Absicht fest hielten, ihn im sächsischen Staatsdienste aufsteigen zu lassen. Er gehorchte und wurde als Hof- und Justizrath bei der Landesregierung angestellt. Zu derselben Zeit ward er mündig, verheirathete sich und kaufte von seiner Großmutter das Gut Berthelsdorf, welches an ihr Gut Groß-Hennersdorf angränzte und zu welchem der unbebaute Hutberg gehörte. Seine Gemahlin war eine geborne Gräfin Reuß, Schwester seines Freundes Heinrich XXIX zu Ebersdorf. Am 22. December 1722 besuchte der Graf zum ersten Male seit seiner Vermählung mit seiner Gemahlin die neuerworbene Besitzung. Der Weg führte die Reisenden im Winterdunkel am Fuße des Hutbergs vorbei und da erblickten sie im Walde ein Licht, das aus einem neu erbauten Hause herüber leuchtete. Es war das Haus der ersten ausgewanderten mährischen Brüder, welches diese am 17. Juni dieses Jahres auf des Grafen Grund und Boden erbaut und seit dem October bezogen hatten. Er trat in die Hütte ein, bewillkommnete freundlich die Bewohner, fiel mit ihnen auf die Kniee und betete inbrünstig um Gottes Segen für die neuen Ansiedler. Dieß ist der Anfang von Herrnhut.

Seit dem Jahre 1468 hatten die Nachkommen der Hussiten, bald geduldet, bald verfolgt, in dem böhmischen Gebirge und in Mähren unter dem Namen der Brüder-Einheit oder Brüdergemeinde eine einfache, möglichst apostolische und ihrer Lage angemessene Kirchenordnung angenommen, in der Reformationszeit sich Luthern genähert und seine Billigung erhalten, schätzten aber ihre kirchliche Zucht zu hoch, als daß sie dieselbe hätten aufgeben mö-

gen, um sich in die große Masse der evangelischen Kirche aufzulösen. Eine neue Erweckung in ihrer Mitte hatte im Anfang des 18. Jahrhunderts neue Bedrückungen veranlaßt, in Folge deren Mehrere unter ihnen zur Auswanderung entschlossen waren und einen Ort suchten, wo sie unangefochten ihrem Herrn dienen könnten. Durch die Empfehlung des Prediger Schäfer in Görlitz waren sie nach Berthelsdorf gewiesen worden und der Graf hatte auf die Fürsprache seines frommen Gutsverwalters eingewilligt, daß ihnen vorläufig eine Zufluchtsstätte auf seiner Besitzung gewährt würde. Fast ohne sein Zuthun war es geschehen, daß die Erstlinge dieser verfolgten Brüder sich jene Hütte am Hutberge zur bleibenden Wohnung gegründet hatten. Aber bald erkannte er in diesen Ansiedlern, die sich schnell mehrten, den vom Herrn ihm zugeführten Grundstoff, an und in welchem er das Werk lebendig ausbilden und gestalten sollte, zu welchem ihn Gott auserkoren und ausgestattet hatte. Er faßte den Gedanken auf, seine empfindungsvolle Liebe des Herrn, als des blutenden Lammes, dieser empfänglichen Gemeinde einzupflanzen und sie zu einem Sauerteig für die erstorbene Christenheit zu machen. Der in Speners Geiste fromme Prediger Rothe, den er nach Berthelsdorf berief, ging auf seinen Sinn ein, erweckte Freunde sammelten sich um ihn, und bald zog der neue Heerd christlichen Lebens viele Aufgeregte an, die als Inspirirte und Separatisten in der verdorrten Kirche keine Heimath mehr fanden. In dieser wunderlichen Mischung machten sich auch hochfahrende Geister geltend und es drohten bald allerlei Meinungen die junge Pflanzung durch Schwärmerei, Zwietracht und Zank zu verwüsten. Der Graf suchte durch die Ueberlegenheit seiner Stellung und seines Geistes dem Unfrieden zu steuern und, weil er es redlich meinte, so half zur rechten Stunde der Herr selbst. Am 13. August 1727 ward bei der Feier des heiligen Abendmahls in Berthelsdorf unter vielen Thränenströmen der Geist der Liebe über die wohl vorbereitete Versammlung ausgegossen, und die Frucht dieses Gnadentages, dessen Gedächtniß noch heute unter den Gedenktagen der Brüdergemeinde gefeiert wird, ging nicht wieder verloren.

Im Anschluß an die alten Ordnungen der mährischen Brüder bildete sich die Verfassung, Sitte und Liturgie der neuen Gemeinde aus und Zinzendorf war die Seele dieser neuen Schöpfungen. Um dieses christliche Gemeindeleben nicht untergehn zu lassen, lehnte man die Verschmelzung mit der lutherischen Kirche

und die Stellung unter das landübliche Kirchenregiment ab, so sehr auch die Prediger Schäfer und Rothe dazu drängten. Doch blieb die neue Gemeinde durch das Siegel seines Geistes, welches ihr Zinzendorf aufprägte, wesentlich ein Gewächs der deutschen lutherischen Kirche, deren Gemüths-Innigkeit erst in ihr sich vollkommen als Gemeindeleben ausprägte. Der Geist des lutherischen Laienthums, der sonst nur im Kirchenliede zu seinem vollen Rechte kam, gedieh hier zur freiesten Entfaltung und das Laien-Patronat, das sonst oft so hölzern ausgeübt war, fand durch Zinzendorf als Kirchenpatron die herrlichste Verklärung. Bei allem Recht und Ansehn, das dem Predigtamte unangetastet blieb, wurde durch die lebendige Mitwirkung vieler niedern Aemter der Unterschied von Geistlichen und Laien, der aus der römischen Kirche in das Lutherthum herübergetragen war, so ausgeglichen, daß die ganze Gemeinde sich als Volk Gottes fühlen konnte. Das Amt des Predigers, aber auch das Amt des Patrons, war, wie jedes andre Amt, ganz im apostolischen Sinne nur brüderlicher Dienst an der Gemeinde, nach dem Worte des Herrn: „Einer ist euer Meister, ihr seid alle Brüder."

Dem tief und weit schauenden Scharfblick Zinzendorfs verbarg es sich aber nicht, daß ein fester Bestand und eine sichere Stellung in der großen Familie der christlichen Kirchen nur dann der neuen Gemeinde gesichert wäre, wenn sie neben dem öffentlichen Bekenntnisse zur Augsburgischen Confession nicht nur ein geordnetes Predigtamt, sondern auch das durch uralte Ueberlieferung geweihte Amt des Bischofs bewahrte, wie es die mährischen Brüder bewahrt hatten, und er sorgte dafür, daß durch Hände-Auflegung eines Bischofs dieser Märtyrer-Gemeinde das Episcopat auf die erneuerte Brüdergemeinde überging, wodurch bei der bischöflichen Kirche Englands die Amtshandlungen der Brüder eine Anerkennung fanden, die leider bis auf den heutigen Tag der lutherischen Kirche Deutschlands von ihr versagt wird. Auch für sich selbst begehrte der Graf das geistliche Amt, und nach Niederlegung seiner Stelle im Staatsdienst bestand er Examina in Stralsund und Tübingen, um zur Ordination zu gelangen. Im Jahre 1737 wurde er Bischof und Ordinarius der Brüdergemeinde. Aber wie innig er sich mit dieser neuen Stiftung verbunden fühlte, so wollte er doch durch dieses Band so wenig als durch seine Zugehörigkeit zur lutherischen Confession in seinem allgemeinen Beruf für alle gnadenbedürftigen Seelen sich beschränken lassen. In einer Gemeinderede zu Herrendyk bei Amsterdam sprach er sich

im Jahre 1741 ganz unumwunden in folgenden Worten darüber aus: „Ich bin von Gott dem Herrn dazu bestimmt, das Wort von Jesu Blut und Tod zu treiben, nicht mit Künstelei, sondern mit Gotteskraft, ohne darauf zu achten, wie es mir dabei gehn wird; und das ist mein Beruf gewesen, ehe ich etwas von den mährischen Brüdern gewußt habe. Ich bin und bleibe zwar mit den mährischen Brüdern verbunden, die unser Evangelium von Jesu Christo ins Herz gefaßt und mich und andere Brüder zur Bedienung ihrer Gemeine berufen haben; doch trenne ich mich dadurch nicht von der lutherischen Kirche: denn ein Zeuge kann in dieser Religion leben und bestehen. Indeß kann ich mich mit meinem Zeugniß nicht an eine Religion binden, sondern die ganze Erde ist des Herrn und alle Seelen sind sein; ich bin mich Allen schuldig. Es wird mir wohl so wenig künftig als bisher an Widerspruch fehlen; aber das Wort von Jesu dem Gekreuzigten ist Gotteskraft und göttliche Weisheit, und was sich dem widersetzt, das wird zu Schanden werden."

Der Widerspruch, den der Graf erlitt, war ebenso ausgedehnt, wie seine Wirksamkeit. Wer könnte die Orte alle zählen, wo er dem Heiland Seelen zu gewinnen suchte, ohne Unterschied unter Hohen und Niedrigen! Von der Schweiz bis Litthauen, in Berlin und in der Wetterau, in Holland und England und bis in die fernen Gegenden von Nord-Amerika, bis in die Hütten der Negersclaven von St. Thomas kann man seine Fußtapfen verfolgen, und sein Wort kam nie leer zurück: es war immer Einigen ein Hauch des Lebens zum Leben, Andern ein Hauch des Todes zum Tode. Zweimal mußte er auf längere Zeit Sachsen verlassen, doch ohne daß die Gemeinde in Herrnhut, die bald zu 600 Seelen und darüber angewachsen war, Schaden erlitt. Zinzendorf zog mit seiner Pilgergemeinde, die ihn begleitete, umher, gründete neue Niederlassungen in verschiedenen Ländern, predigte, dichtete und schrieb für die Verherrlichung des Namens Jesu. Durch Anlegung von selbständigen Ortschaften wurde dafür gesorgt, daß die Brüder unvermischt mit der Welt in ihrer Weise dem Herrn dienen und die Kinder, auch die Jünglinge und Jungfrauen, in ihrem Sinne erziehen konnten. Ihre Freunde aber, die da und dort zerstreut lebten (die Diaspora genannt), besuchten sie fleißig, führten ihnen geistliche Nahrung zu und wirkten durch sie in größeren Kreisen als ein Salz der Erde. Nur auf die zunftmäßige Theologie der Universitäten wirkten sie nicht ein: kaum, daß sie einige stille Anhänger unter den Geistlichen

hatten, die sich zum Pietismus hinneigten. Johann Wesley verdankte zwei herrnhutischen Brüder, mit welchen er auf der Ueberfahrt nach Amerika zusammentraf, die Erleuchtung über die Rechtfertigung allein aus dem Glauben: er machte auch einen Besuch in Herrnhut, wurde aber weder von dem Grafen, noch von der Gemeinde angezogen. Beide Männer hatten verwandte Ziele und Bestrebungen, aber jedem war vom Herrn eine besondere originale Gestalt der Gotteskindschaft gegeben und ihre Arbeitsfelder so angewiesen, daß sie sich nicht vermischen durften. Ebenso wenig konnte der ebenso gesalbte als gelehrte Würtemberger Theolog Johann Albrecht von Bengel sich mit der Zinzendorfischen Seelenführung vereinigen, weil Zinzendorf wohl die Schrift lebendig anzuwenden, aber nicht gründlich im Zusammenhang auszulegen verstand. Die Pietisten, aus deren Schooße Zinzendorf hervorgegangen, waren ihm am nächsten verwandt, waren ihm aber zu ängstlich und zu gesetzlich, und wußten sich in seine freie fröhliche Erscheinung nicht zu finden. Es sind eben im Reiche Gottes mancherlei Formen, die einander ausschließen: aber es ist Ein Geist, der sie verbindet und die verschiednen Gnadengaben in gesonderten Bezirken für denselben Zweck der göttlichen Regierung gebraucht.

Die Sitten der feinen Welt und der Höfe kannte der Graf von Jugend auf und bewegte sich mit Leichtigkeit und Sicherheit in den höchsten Kreisen: aber er legte auf diese Dinge nicht den geringsten Werth und benutzte seine Verbindungen nur für die Sache Christi und seines Reichs. An dem dänischen Hofe stand er in der größten Gunst und war im Juni 1731 zur Krönung des Königs Christian VI. eingeladen worden. Daselbst machte er die Bekanntschaft des königlichen Ober-Stallmeisters Grafen Laurwig, dessen Kammermohr Anton ein Negersclave aus der dänisch-westindischen Insel St. Thomas ihm von dem traurigen Zustand der dortigen Neger und von der Sehnsucht seiner leiblichen Schwester Anna nach Erkenntniß des wahren Gottes erzählte. Um dieselbe Zeit sah er zwei von den Grönländern des dänischen Missionars Egede und faßte den Gedanken, diesen treuen Arbeiter zu unterstützen. Dieß waren die ersten Anlässe zu den Missionen der Brüdergemeinde in Westindien und Grönland. Und bald (1732) begann mit den einfachsten Mitteln, aber mit starkem Glauben unter dem Spott der Welt die Missionsarbeit der Brüdergemeinde, die in so großem Segen steht bis auf den heutigen Tag. Der Jugendtraum des Grafen wurde erfüllt, daß er das Evangelium

den Heiden brächte, und zwar den elendesten, mit welchen sonst niemand sich befassen wollte. Da aber bei überraschend gesegneter Wirksamkeit in Westindien die von ihm und der Gemeinde ausgesandten Brüder in Folge des Hasses der Pflanzer, die nicht wollten, daß ihre Sclaven Christen würden, ins Gefängniß geworfen und in die gefährlichste Lage versetzt waren, reiste er selbst über das Meer, und es gelang ihm, die Gefangenen zu befreien und Alles in besseren Gang zu bringen. So trat er immer für die Seinigen ein und bekannte sich zu den Geschmäheten und Verachteten, ohne sein selbst zu schonen, und in apostolischer Treue führte er aus, was er als Jüngling zu Halle dem Herrn gelobt hatte, ein Diener zur Bekehrung der Heiden zu werden, und zwar derjenigen, welche die verachtetsten waren, der Negersclaven, der Grönländer, der Eskimos, der Hottentotten.

Wie er aber seinem Herrn vertraute, daß die Kraft des Blutes Jesu auch die elendesten verkommensten Heiden zu retten und Gottes Ebenbild in ihnen zu erneuern vermöchte, so sah er auch in den Höchsten und Mächtigsten unter den Menschen nur elende Sünder, die allein in Christo durch Buße und Glauben Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit empfangen könnten. Als er vernahm, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen sich seiner Auflösung näherte, so drängte ihn die Liebe Jesu, diesem Fürsten, der ihm viel Gnade erwiesen, seinen Dank dadurch zu bewähren, daß er ihn mit aller Ehrerbietigkeit auf das Heil seiner Seele aufmerksam machte, und es gereicht diesem Könige zur Ehre, daß er, obwohl mit einigem Widerstreben des Fleisches, sanftmüthig und willig die Wahrheit sich sagen oder vielmehr schreiben ließ: denn schriftlich wurde die Sache unter ihnen verhandelt und die merkwürdigen Briefe, die sie gewechselt haben, sind noch vorhanden.

Von Kindesbeinen an war Zinzendorf in der Gnade seines Heilandes geblieben und vor seinen Augen gewandelt, mit ihm umgegangen, als sähe er ihn mit seinen leiblichen Augen. Auf Reisen stieg er wohl öfter aus dem Wagen, ging allein und redete mit ihm Worte, wie diese: Ach, mein Heiland könnte ich Dir nur einmahl meinen ganzen Plan vorlegen! Daher war er auch der Reinheit seines Werks so gewiß und, wenn seine rasche Natur, sein heftiges Temperament, seine ungezähmte Phantasie ihn bisweilen zu Uebereilungen und falschen Schritten hinriß, so half ihm der Herr bald wieder zurecht und, wenn man meinte, er sei noch in einer leidenschaftlichen Bewegung, die soeben heftig aus-

gebrochen war, so erstaunte man, ihn schon wieder in der ganzen Würde und Ruhe eines seligen Kindes Gottes zu finden. Einst hatte ihn eine kleine Unordnung kurz vor der Abend-Betstunde in die äußerste Bewegung versetzt und er hatte wohl eine Stunde lang zornig geschmält. Unmittelbar darauf erscheint er im Betsaal und hält eine gesalbte Rede in dem reinsten priesterlichen Geiste. Er war nur mittlerer Größe und in späteren Jahren etwas corpulent: aber sein Antlitz strahlte von einer heiligen Klarheit, die sich aus seinen dunkelbraunen Augen über das ganze Gesicht ergoß, und in seinem Anstand war herzliche Leutseligkeit mit adlicher Sitte und priesterlicher Weihe vereinigt. Nach dem Heimgang seiner Gemahlin († 1756), die ihm eine treffliche Gehülfin gewesen, verheirathete er sich im Jahre 1757 am 27. Juni in zweiter Ehe mit einer seit vielen Jahren durch ihre Treue im Dienste des Herrn allgemein legitimirten Aeltestin der Gemeine, Anna Nitschmann, die er bloß mit Rücksicht auf seinen Beruf zur Gehülfin erwählte. Sie überlebte ihn, aber nur um wenige Tage († 21. Mai 1760). Seine erste Ehe war mit vielen Kindern gesegnet, von denen aber die meisten in der Kindheit oder in der Jugendblüthe starben: als Jüngling wurde auch sein Sohn Christian Renatus heimgerufen, dessen Lied „Marter Gottes, wer kann dein vergessen" noch allen Gläubigen unter uns bekannt ist, besonders der letzte Vers: „Die wir uns allhie beisammen finden", mit welchem scheidende Brüder in Christo sich schon so oft den letzten Händedruck gegeben. Sein geliebter Schwiegersohn Johann von Wattewille war bei ihm, als er von der Erde schied.

Im Jahre 1760 war die Einwohnerschaft von Herrnhut bis auf 1300 Personen gewachsen und am 3. Mai dieses Jahres empfing der Graf daselbst Einen der ersten mährischen Brüder, der gerade an dem Tage der Grundsteinlegung des ersten Gemeinhauses, am 12. Mai 1724 dort angekommen und seit einigen zwanzig Jahren den Ort nicht gesehen, da er mit seiner Frau während dieser ganzen Zeit in Amerika, Holland, England und Irland dem Werke des Herrn gedient hatte. Er selbst, der Graf, führte die Angekommenen herum und zeigte ihnen alles Neue, was inzwischen entstanden war. Am Abend vereinigte er eine große Gesellschaft zu einem Liebesmahl und hielt dabei seine letzte Rede, deren Grundton jene Worte eines früher von ihm verfaßten Liedes waren: „Herrnhut soll nicht länger stehen, als die Werke seiner Hand ungehindert drinne gehen."

Der vierte Mai war ein Sonntag und da blieb er, wie er schon seit vielen Jahren gewohnt war, den Nachmittag in stiller Einsamkeit, um mit seinem Herrn über sich und den ihm anvertrauten Kirchenplan auszureden. „Der selige Blick, der zu solcher Zeit an ihm wahrgenommen wurde, wenn er im Geist war an des Herrn Tage, reizte oft seine nächsten Geschwister, ihn auf ein paar Augenblicke zu besuchen, nicht um mit ihm zu reden, welches sie sorgfältig vermieden, sondern ihn nur zu sehen. Die letzten Sonntage sah man seine Augen oft voll Thränen, und dabei seinen Blick so lieblich selig, daß es einen tiefen Eindruck auf seine nächsten Freunde machte*).“ Am fünften Mai stand er nach einer fast ganz schlaflosen Nacht mit einem heftigen Katarrhalfieber auf, arbeitete aber noch, besuchte seine kranke Gemahlin und wohnte am Abend einem Liebesmahle bei, wo ein Lied von 36 Strophen, das er am Nachmittag auf den gestrigen Festtag der ledigen Schwestern gedichtet hatte, theils gesungen, theils vorgelesen wurde. Nach dem Liebesmahle blieb er noch in vertraulicher Unterhaltung mit seinen drei Töchtern und einigen andern Personen seines Hauses und äußerte unter Anderm: Wenn er sonst krank geworden sei, so habe er jedesmal nach der Ursache der Krankheit geforscht und was ihm sein Herr damit sagen wolle; und sobald er die Ursache erfahren, habe er sie lieber seinen vertrauten Freunden entdeckt, als sie bei sich behalten. Er wisse, daß es dem Heiland nicht entgegen sei, wenn man sich auch öffentlich vor seinen Geschwistern als einen Sünder darstelle, und es mache die Zucht allemahl leichter. Dießmal aber sei er gewiß, daß ihm der Heiland mit dieser Krankheit nichts dergleichen zu sagen habe: Er sei heiter in seinem Gemüthe und mit seinem Herrn ganz einverstanden. Am Morgen des achten Mai war er bei steigender Fieberhitze im Geiste besonders munter, empfing alle Besuchenden mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe und sprach: „Ich weiß nicht auszudrücken, wie lieb ich euch Alle habe: wir sind ja wie die Engel zusammen, als wenn wir im Himmel wären.“ Und zu Einem der Umstehenden sagte er: „Hättest du das im Anfang gedacht, daß Christi Gebet, auf daß sie Alle Eines seien, so selig unter uns zu Stande kommen würde.“ Am Nachmittag vollendete er noch eine Arbeit, dankte dem Herrn für die vielen Wohlthaten, die er an ihm und der Gemeinde erwiesen und richtete dann an David Nitschmann und Andre die Worte: „Habt

*) Aus dem Diarium der Brüdergemeinde.

ihr wohl im Anfang gedacht, daß der Heiland so vieles thun würde, als wir nun wirklich mit Augen sehen, an den Gemeinorten, an so vielen hin und her zerstreuten Kindern Gottes und unter den Heiden? Bei diesen habe ich es nur auf Erstlinge angetragen und nun geht es in die Tausende." Seine letzten Worte, die er an seinen Schwiegersohn richtete, waren: „Mein guter Johannes, ich werde nun zum Heiland gehen; ich bin fertig; ich bin in den Willen meines Herrn ganz ergeben, und Er ist mit mir zufrieden. Will Er mich nicht länger hier brauchen, so bin ich ganz fertig zu Ihm zu gehen: denn mir ist nichts mehr im Wege." Bald darauf hauchte er seine Seele unter dem Kirchensegen, den Johannes von Watteville über ihm sprach, bei dem Worte „Frieden" aus: dieß geschah am 9. Mai Morgens 10 Uhr 1760, nachdem er 60 Jahre weniger 17 Tage gelebt. Am 16. Mai gegen Abend wurde seine Hülle auf dem Gottesacker des Hutbergs in feierlicher heiliger Stille unter dem Geleite von Tausenden zur Erde bestattet. Auf dem Stein, der seine Gebeine decket, liest man unter seinem Namen die Inschrift: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibe." Wer möchte dazu nicht Amen sagen! Amen.

H. E. Schmieder in Wittenberg.

Lebensbilder
aus der Gegenwart.

August Neander.
† 14. Juli 1850.
II.

Nachdem wir im vorigen Jahrgang die Jugendentwickelung Neanders geschildert, bleibt uns noch übrig, sein Wirken im männlichen Lebensalter und sein Charakterbild im Ganzen vor Augen zu stellen.

In den Wirkungskreis zu Berlin trat Neander gerade zu der Zeit ein, als diese Stadt (1812 und 13) das Centrum des herrlichsten nationalen Aufschwungs war, welchen Deutschland in diesem Jahrhundert erlebt hat. Neander blieb davon nicht unberührt. Er erkannte in dem, was an dem deutschen Volk und durch dasselbe geschah, zugleich die Anfänge einer christlichen Erneuerung und fühlte um so tiefer den Beruf, von dem Mittelpunkt evangelischen Lebens aus, in den er gestellt war, nach Kräften zu dieser Neubelebung mitzuwirken.

Die Bedingungen seiner Berufung waren nicht glänzend gewesen, auch ist nach dieser Seite hin seine Stellung zeitlebens eine höchst bescheidene geblieben. Dessenungeachtet lehnte er anderweitige Anerbietungen, die ihm wiederholt zukamen, unbedenklich ab. Er war dankbar gegen die preußische Regierung, daß sie ihm zuerst eine Stätte zu umfassendem Wirken geboten, und verzichtete mit einer Uneigennützigkeit, die kaum ihres gleichen hatte, auf jede Verbesserung seiner äußern Lage, die ihm nicht ganz von selbst zufiel. An ungesuchten Beweisen des Vertrauens, der Anerkennung und Theilnahme bis zum Throne hinauf fehlte es ihm dabei zu keiner Zeit.

Das Leben Neanders in Berlin, 38 Jahre umfassend, bietet für eine fortlaufende Beschreibung sehr wenig Stoff dar. Es ist wohl reich an innerer Fülle und Bewegung, es kann auch in seiner Ganzheit mit Recht eine That genannt werden: die wahrhaft große That einer unter vielfachen Kämpfen und Leiden durchgeführten unbedingten Hingebung an die Sache Christi und seines

Reiches; aber von äußerer Handlung und bedeutenden Erlebnissen kommt darin nicht viel vor. Denn Neander führte in besonders hohem Maaße das Stillleben eines deutschen Gelehrten, und sein inneres Leben, soweit es sich kundgab, ist wesentlich in den Herzen seiner Schüler und in seinen Schriften niedergelegt. Darauf also haben wir vornehmlich zu blicken.

Die Fakultät, deren Glied Neander in Berlin wurde, bewirkte bekanntlich in entscheidender Weise den Umschwung vom Rationalismus zu einer lebensvollen, gläubigen Auffassung des Christenthums und war epochemachend für die Gestaltung der ganzen neuern deutschen Theologie. An der Spitze derselben stand der bahnbrechende, nach allen Seiten anregende Schleiermacher, der alte Lehrer Neanders; neben ihm der wahrheitsernste, damals mehr auf das Kritische gerichtete De Wette und der geistvolle Vertreter einer philosophischen Behandlung der Kirchenlehre Marheineke. Von den beiden letzteren fühlte sich Neander mehr abgestoßen. Dagegen bestand eine innere Verwandtschaft zwischen ihm und Schleiermacher: mit diesem vornehmlich theilte er die Auffassung des Christenthums als neuen göttlichen Lebens in der Menschheit und die Zurückführung aller Wirkungen desselben auf die Person Christi als schöpferischen Anfangs- und Mittelpunkt; von ihm hatte er die erste Anregung für die Bearbeitung der Kirchengeschichte in diesem Sinn empfangen; in ihm erkannte er auch stets den Theologen, der vor allen andern eine neue Zeit heraufgeführt, und bekannte gerne, dessen Name werde ihm jederzeit einer der theuersten bleiben. Doch war auch die Verschiedenheit zwischen beiden nicht gering. Schleiermacher, der Dialektiker, vermittelte alles durch feine, kunstreiche Gedankenoperationen, mit denen er wie mit einem Netz den Gegenstand umzog, Neander, der Mann des Gemüthes, erfaßte alles in der Unmittelbarkeit des Lebens und ging ohne Umschweif auf die Sache los; jener verflüchtigte vielfach das Geschichtliche des Christenthums durch Kritik und Vergeistigung, dieser versenkte sich in dasselbe mit seiner ganzen Liebe und behandelte es, weil es ihm zugleich die theuerste Herzenswahrheit geworden, mit der gewissenhaftesten Treue; dem ersteren war es mehr um die Hineinbildung des christlichen Princips in die weltlichen Stoffe zu thun, dem andern mehr um die stete Zurücklenkung von allen Formen des Lebens auf den christlichen Mittelpunkt*). Dieser Gegensatz war immer-

*) Jacobi in der deutschen Zeitschrift.

hin so stark, daß dadurch ein wahrhaft fördernder persönlicher Verkehr gehindert wurde. So stand Neander seinen älteren Collegen gegenüber ziemlich isolirt. Erst mit den später hinzukommenden, auch im Glauben ihm näher verbundenen: Strauß, Twesten und Nitzsch trat er in ein zum Theil sehr inniges Verhältniß, während er zugleich Befriedigung für sein Herzensbedürfniß auch bei christlichen Laien suchte, namentlich bei dem alten, ehrwürdigen Baron von Kottwitz, der von Neander zu sagen pflegte: er habe nur eine Leidenschaft, nämlich die Wissenschaft.

Mit der ungetheiltesten Hingabe lebte Neander für die akademische Jugend; auf sie wirkte er nicht blos belehrend, sondern weit mehr noch erziehend, reinigend und im besten Sinn erbauend. Der Lehrerberuf war ihm die heiligste Lebensaufgabe, bei der ihm vor allem das wahre, ewige Heil der Jünglinge am Herzen lag. Oft und gerne spricht Neander im Sinne Plato's von dem Eros, welcher die Seelen beflügelt und zu den himmlischen Dingen erhebt. Dieser seelenbeschwingende Eros verklärte sich in seinem christlichen Gemüth zu der suchenden, rettenden und helfenden Liebe, die nichts Höheres kannte, als jede in ihren Kreis tretende Jünglingsseele von den Banden der Welt und Sünde frei zu machen, über das Nüchterne und Gemeine emporzuheben und für alles Aechte und Große zu begeistern, vor allem aber zu Christo als dem alleinigen Heiland und Seligmacher hinzuführen. Das war der innerste Kern von Neanders Wirksamkeit und darum hatte dieselbe auch einen so durchaus persönlichen Charakter: bei ihm selbst ging sie aus der ganzen Lebensfülle seines eigensten Wesens hervor, bei denen, auf die sie gerichtet war, suchte sie immer den ganzen Menschen, und zwischen Beiden, Lehrer und Schülern, knüpfte sie ein Band der Liebe und des Vertrauens, welches nur dem edelsten persönlichen Verhältniß im Familienleben verglichen werden kann.

Indeß war auch die eigentliche Lehrthätigkeit Neanders von der größten Bedeutung. Er stellte gleichsam für seine Person eine theologische Fakultät vor; denn er las, mit Ausnahme der Apokalypse, über das ganze neue Testament, über Glaubens- und Sittenlehre und über alle Hauptfächer der historischen Theologie. Der Vortrag war nichts weniger als glänzend; er entbehrte aller dialektischen und rednerischen Kunst und war selbst von Schwächen und Anstößen nicht frei. Nicht selten hatte Neander die ganze Stunde hindurch mit körperlichen Uebeln zu kämpfen und schien, auf den Kathederpult niedergebeugt, eine ihm hingelegte Feder zer-

zupfend, zu seinen Zuhörern in gar keiner Beziehung zu stehen. Aber gerade unter den oft sichtbar quälenden Leiden bewährte sich um so herrlicher die siegreiche Standhaftigkeit seines Geistes und durch alles Hemmende hindurch übte die stille Macht seiner hohen christlichen Persönlichkeit und die Gediegenheit dessen, was er gab, einen unwiderstehlichen Einfluß. Dabei war die Rede, obwohl dem Stoffe nach sorgfältig vorbereitet, doch eine durchaus freie und ergoß sich, von dem kräftigen, wohltönenden Klang einer seelenvollen Stimme gehoben, in ungehemmtem, natürlichem Fluß. Das wichtigste aber lag in der seltenen Gabe Neanders, die Gegenstände, die er behandelte, von innen heraus mit belebender Wärme zu durchdringen und unter Verschmähung alles Formelwesens, alles Gesuchten, Aufgespreizten und Tendenziösen in der allereinfachsten Weise überall nur die Sache selbst reden zu lassen. Seine systematischen Vorlesungen bestanden in lebendiger Wiedererzeugung des Schriftinhaltes, mehr nach Maaßgabe der Totalanschauungen als einzelner Aussprüche der biblischen Schriftsteller, immer aber auf Grund der eigenen Lebenserfahrung. Seine Schriftauslegung, ohne gelehrten Prunk die Ergebnisse gründlicher Forschung darlegend, drang mit geistvollem Tiefblick auf den Wesensgehalt, faßte das Einzelne überall in ein Ganzes zusammen und zeigte durch stetige Hervorhebung der praktischen Momente, wie er selbst ganz in der Schrift lebte und webte. Vor allem aber beurkundeten die historischen Vorträge seine Meisterschaft, die Gestaltungen früherer Zeiten so aus ihrem eigensten Kern und Wesen heraus in beseelten Bildern wieder herzustellen, daß dieselben in ähnlicher Weise eine unmittelbare treffende, erweckende und lebenerzeugende Wirkung hervorbrachten, wie es die Thatsachen selbst zu thun pflegen. Einer der begabtesten Schüler Neanders, Hermann Rossel, erzählt uns, wie er als beginnender Student, noch unklar über seinen Beruf, in eine Vorlesung Neanders gekommen, als dieser gerade über die von den Gnostikern aufgestellte Eintheilung der Menschheit in fleischliche, seelische und geistliche Naturen handelte, und von der lebenswarmen Wahrheit dieser Darstellung so ergriffen worden sei, daß ihm dadurch über sein eigenes inneres Leben zuerst das rechte Licht aufging und sein Entschluß zum Studium der Theologie entschieden wurde *).

Im kirchenhistorischen Seminar, wo vornehmlich die Kirchenväter gelesen und schriftliche Arbeiten über verschiedenartige geschichtliche Gegenstände geliefert wurden, so wie in den theologi-

*) Rossel, Erinnerungen an Neander in der deutschen Zeitschrift.

schen Abendkränzchen, die er zu halten pflegte, trat Neander seinen Schülern noch näher. Da vermißte man an ihm wohl das wünschenswerthe Herrschertalent; er zeigte sich nicht immer als scharfen Geisterprüfer und ließ zu nachsichtig auch die Mittelmäßigkeit in aller Breite sich ergehen. Aber auch hier hat sein zarter Sinn für die freie Entwickelung jedweder Eigenthümlichkeit und die unbegränzte Herzensgüte, mit der er alle selbständigen höhern Geistesregungen freudig begrüßte, ihre reichen Früchte getragen, manches schüchterne Talent geweckt und bedeutendere Begabung in die rechte Bahn geleitet. Mochte sich Neander, der mehr ein Kenner des Menschen als der Menschen war, auch einmal in der geistigen oder sittlichen Schätzung einer Persönlichkeit täuschen, so entsprang dies wesentlich aus der Fülle seiner arglosen, überquellenden Liebe, und diese hat im Ganzen so Großes und Herrliches gewirkt, daß dagegen einzelne Fehlgriffe nicht ins Gewicht fallen.

Im Allgemeinen war Neander für alle Studirende aufs weitherzigste zugänglich. Zu bestimmter Stunde am Nachmittag stand jedem seine Thüre und sein Herz offen; er war bereit ihnen Bücher zu leihen, ertheilte ihnen väterlichen Rath für ihr Leben und ihre Studien und ging bis ins Kleinste auf ihre Angelegenheiten ein. Eine ganz besondere Fürsorge aber widmete er allen irgendwie bedrängten oder leidenden Jünglingen. Er stiftete mit reichen Gaben von seiner Seite einen akademischen Krankenverein und pflegte denselben mit rührender Treue; er war überhaupt auch in Unterstützungen durch Geldmittel bis zur äußersten Gränze, ja fast darüber hinaus wohlthätig und pflegte unter Hinweisung auf das Wort des Herrn: „Geben ist seliger, denn Nehmen" — die Annahme der Gabe gerne als eine Gefälligkeit darzustellen, die der Empfänger ihm erweise. Konnte er gar nichts Weiteres thun, so hatte er wenigstens ein Wort und einen Händedruck der herzvollsten Theilnahme; und mußte er einmal eine Bitte förmlich abschlagen, so geschah es in einer Weise, wobei er selbst mehr beschämt schien, als daß er Beschämung bereitet hätte, mit einer Güte, welche die Erfüllung der Bitte aufwog, und unter deren Eindruck ein junger Mann einmal sagte: „Wenn Neander so abschlägt, wie muß es erst sein, wenn er gewährt."*)

Das alles mußte die studirende Jugend mächtig zu Neander hinziehen, schon zu seinem Katheder, noch mehr zu seiner Person. In der ersten Zeit seines Berliner Wirkens, wo er selbst noch Anfänger im Dociren war und der größte Theil der Jugend für

*) Rossel a. a. O.

das Vaterland in Waffen stand, war sein Zuhörerkreis noch ziemlich beschränkt; aber allmählich schwoll derselbe von allen Seiten her wie ein Strom an; unter die Jünglinge mischten sich auch gereifte Männer aus den verschiedensten Ständen, unter die Deutschen auch Franzosen, Engländer, Nordamerikaner u. a., und kaum war noch ein Saal groß genug, die Menge der Zuhörer zu fassen. Und mit welcher Liebe und Verehrung hingen alle an Neander! Er konnte in einem schönen Gedichte Rossels mit Recht als „der geliebteste der Lehrer" begrüßt werden, er war in der That wie ein Vater geehrt. Insbesondere wurde alljährlich sein Geburtstag von der theologischen Jugend wahrgenommen, um der Dankbarkeit und Begeisterung für den „Mann der Jugend und der Herzen" einen feierlichen und herzlichen Ausdruck durch Fackelzug, Gesang und Anrede zu geben. An diesen Abenden floß denn auch das ganze Herz Neanders gegen seine „jungen Freunde" über. Was als „Huldigung" bezeichnet wurde, lehnte er in aufrichtigster Demuth ab, aber er sprach auch Worte, die in ihrer Einfalt die Gemüther mächtig bewegten. Bei der Geburtstagsfeier im Jahre 1848 hatten ihm die Studirenden vornehmlich für die Aufopferung gedankt, mit der er, eingetretene Krankheitsbeschwerden nicht achtend, seine Vorlesungen fortgesetzt habe. Darauf erwiederte er: das sei für ihn kein Opfer gewesen, wohl aber würde es ihn Selbstverleugnung gekostet haben, nicht zu lesen; denn für die Jugend lebe er, mit ihr zu verkehren, sie hinzuweisen zu dem ewig Einen, dem Herrn und Heilande, das sei der Nerv seines Lebens. Auch könne er das Wort des sel. Schleiermacher, man solle in öffentlicher Lehrthätigkeit nur etwa bis zum funfzigsten Jahre bleiben, dann aber in die Stille sich zurückziehen, nicht gelten lassen. „Vielmehr — so schloß er — so lange ich noch ein Wort zu Ihnen reden kann, werde ich zu Ihnen reden, und wenn ich es nicht mehr können werde, dann werden Sie mit frischen Kräften das von uns begonnene Werk hoffentlich besser fortsetzen als wir; Sie, meine Freunde, denen vielleicht verliehen sein wird, das von uns ersehnte gelobte Land zu schauen, während wir in der Einöde sterben." *)

Eine eigentlich kirchliche Thätigkeit hat Neander nicht geübt, wie denn überhaupt, bei allem praktischen Geist seiner Theologie, ein unmittelbar ins Leben eingreifendes Wirken seinem Wesen fremd war. Als Consistorialrath wohnte er nur den, allerdings

*) W. Beyschlag, Aus dem Leben seines Bruders.

häufig vorkommenden, Candidaten-Prüfungen bei. Dagegen blieb ihm die christliche Vereinsthätigkeit nicht ganz fremd; er suchte dieselbe durch seinen Krankenverein unter den Studirenden heimisch zu machen; er war auch Mitglied der Bibelgesellschaft und schrieb für dieselbe einige treffliche Programme. Indeß sind diese Dinge nicht von erheblicher Bedeutung gegenüber dem zweiten Hauptzweige seines Wirkens, dem er neben dem Lehrberuf fast alle Zeit und Kraft widmete, dem schriftstellerischen.

Auch bei dem Schriftsteller Neander kommt vor allem seine Persönlichkeit in Betracht. Nicht daß er die Gegenstände, die er behandelte, seiner Eigenliebe dienstbar gemacht oder gar absichtlich nach seinem Sinn gemodelt hätte. Im Gegentheil, er wollte überall nur die Sache selbst und deren volle Wahrheit ohne Färbung durch eigenes Vorurtheil oder die Brille eines fremden Systems, und übte auch hierin die Selbstverleugnung, die der Grundzug seines ganzen Wesens war. Aber er wußte nichts von einer solchen Behandlung sittlicher und religiöser Dinge, bei der nicht auch das Herz, der ganze Mensch betheiligt ist, bei der man allem Höchsten und Niedrigsten ohne Liebe und Haß, nur als begrifflicher Zerleger gegenüber steht, wie der Anatom dem Leichnam. Für ihn, dem das Christenthum nur abgeleiteter Weise Lehrbegriff, zu allererst aber Leben und erlösende Gotteskraft war, gab es eine wahre Erkenntniß desselben nur da, wo das Leben Christi Wurzel geschlagen und die Gotteskraft des Evangeliums am Herzen erfahren worden; und weil das bei ihm der Fall war, kannte er auf diesem Boden kein theilnahmloses Schweben über den Kämpfen und Gegensätzen, sondern in den eigentlichen Lebensfragen nur ein entschiedenes Für oder Wider, für das er dann unbedenklich auch seine ganze Person einsetzte. Dies war die sogenannte Pectoraltheologie Neanders, sein Grundsatz: „Das Herz ist es, was den Theologen macht" — womit er natürlich nicht sagen wollte, daß das christliche Herz schon für sich allein den ganzen Theologen fertig zu Stande bringe, wohl aber, daß es die erste Grundbedingung sei, um ein rechter, lebendiger Theologe zu werden. Diesen Grundsatz betrachtete Neander als die Losung derer, „welche die Theologie von todter Scholastik zum lebendigen Wesen des göttlichen Worts zurückgeführt;" an ihm hielt er bei allem Hohn der „ausgehungerten und übersatten Philister" mit mannhaftem, freudigem Trotze fest, und von der Anwendung desselben legen auch alle seine Schriften, besonders die kirchenhistorischen, ein lautes Zeugniß ab.

Neander war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Auf

seinen Julian folgte zunächst zwischen 1813 und 25 eine Reihe weiterer Einzeldarstellungen: der heil. Bernhard und Chrysostomus, die vornehmsten gnostischen Systeme und der Antignostiker Tertullian, die Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums und des christlichen Lebens. Durch diese Arbeiten beurkundete er immer wieder aufs neue seine Gabe, mit feinem und tiefem Sinn in die verschiedensten Individualitäten und Zeiten einzugehen; auch wurde er dadurch der Hauptstifter des wichtigen, in der neuern Zeit so gewinnreichen Zweiges der Monographien. Doch waren das alles nur Vorarbeiten für das eigentliche Hauptwerk seines Lebens: die allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche — welches Neander, angeregt durch seinen Freund und Verleger Fr. Perthes, aber zugleich aus eigenstem inneren Berufe im Jahre 1826 begann, leider jedoch nicht vollenden, sondern nur bis zum 15. Jahrhundert fortsetzen konnte. Dieses mit „Furcht und Zittern" unternommene, aber unter sichtbarem Segen des Herrn weitergeführte Werk ist es vornehmlich, durch welches Neander der Vater der neuern Kirchengeschichtschreibung geworden ist, von ihm haben wir daher etwas eingehender zu sprechen.

Reiche, umfassende Quellenforschung, lautere Wahrheitstreue und nüchternes Urtheil verstand sich bei einer Kirchengeschichte aus Neanders Hand ganz von selbst. Nicht darin aber liegt die Bedeutung des Werkes, sondern in dem dasselbe durchdringenden ebenso glaubensfesten als glaubensmilden christlichen Geiste. Es war nach langer Verkümmerung zum ersten Mal wieder eine frisch und lebensvoll aus dem Wesen des Christenthums selbst herausgeborne, eine im eminenten Sinn christliche Kirchengeschichte, in welcher sich unter dem Gesichtspunct der von innen heraus sich vollziehenden Lebensentfaltung eine Durchdringung des wissenschaftlichen und des christlich-religiösen Elementes darstellt, wie wir es bis dahin nicht finden. Das vor allem ist das Große und Epochemachende der neander'schen Leistung.

Die Kirchengeschichtschreibung unmittelbar vor Neander stand entweder geradezu außerhalb des Christenthums oder im besten Fall wenigstens nicht in der Lebensmitte desselben. Ausgehend von einer Anschauungsweise, für welche Gott nur eine über der Geschichte schwebende Vorsehung, das Christenthum wesentlich Lehre und die Kirche menschliche Gesellschaftseinrichtung war, verkannte sie, selbst bei sonst offenbarungsgläubigem Standpunkt, den Grundcharakter des Christenthums als einer in den Lauf der Geschichte eingetretenen neuen göttlichen Lebensschöpfung, und er-

klärte demzufolge die Erscheinungen desselben nicht von innen heraus: aus der Fülle des in der Kirche sich entfaltenden Lebens und Geistes Christi, aus den dem Christenthum selbst innewohnenden Kräften und Gesetzen, sondern von außen hinein: aus einer Summe äußerlich hinzukommender Ursachen, vornehmlich dem Denken und Wollen, den Absichten und Planen, den Verirrungen und Thorheiten der dabei betheiligten Menschen. So war der Standpunkt ein sehr weltlicher; der Maaßstab der Beurtheilung lag in den eigenen Ansichten des Historikers, durch dessen Kopf die Zeitalter und Personen wie durch ein Nadelöhr hindurchgehen mußten, die Hauptkunst aber bestand in der möglichst geschickten Auseinanderwickelung aller der menschlichen Seelenzustände, aus deren Verschlingung der Knoten der Geschichte sich geschürzt haben sollte.

Ganz anders Neander. Bei ihm gründete sich alles auf den Glauben an den lebendigen Gott, der innerlichst in der Geschichte wirkt und sie durch alles Menschliche hindurch zu heiligen Zielen hinführt. Das Christenthum aber erkannte er vor allem als Leben und Lebensprincip, welches, obwohl nicht aus der Menschheit selbst herausgeboren, sondern in sie von oben hineingepflanzt, doch die Bestimmung hat, die gefallene Menschheit mit neuen himmlischen Kräften zu durchdringen; und daraus ergab sich für ihn die Grundanschauung von einem geschichtlichen Proceß, in welchem, ganz so wie der Herr in dem Gleichniß vom Sauerteig es ausgesprochen, das Leben Christi mit seinen göttlichen Erlösungskräften immer siegreicher in der Menschheit sich entfaltet, dieselbe immer vollständiger durchwirkt und von innen heraus umbildet. Dies war für ihn das eigentliche Thema der Kirchengeschichte und von diesem Standpunkt aus gewinnt auch bei ihm der kirchenhistorische Stoff seine Gestaltung. In Christo — so sieht er es an — ist das neue göttliche Leben in ungetheilter Fülle, über alle Gegensätze erhaben, alles wahrhaft Menschliche in sich zusammenfassend. In der von ihm ausgehenden Entwickelung dagegen tritt es in die Verschiedenheit der menschlichen Individualitäten auseinander, welche als natürlich und göttlich geordnet durch das Christenthum nicht zerstört, sondern geheiligt und verklärt werden sollen. Alles Christenleben wurzelt also in Einem Grund, wächst aber aus diesem hervor in einer den Gesetzen der menschlichen Natur entsprechenden Mannichfaltigkeit von Gestaltungen. Das Mannichfaltige im Einen und das Eine im Mannichfaltigen ist die mit dem Christenthum selbst gegebene Ordnung seiner Verwirklichung in der Menschheit. Es kommen jedoch auch widerstrebende Mächte hinzu:

die Herrschaft der Sünde in der Menschheit, der Einfluß solcher Elemente, die, obwohl dem Christenthum wesentlich fremd, doch von verschiedenen Seiten in die Kirche eindringen, überhaupt alle die Widerwärtigkeiten, von denen jeder irdische Entwickelungsgang begleitet ist. Daraus entspringen Gegensätze, Hemmungen und Verderbnisse nicht nur bei Einzelnen, sondern auch in ganzen Richtungen, Parteien und Zeitaltern; aber es gewinnen auch wieder höhere Vermittelungen des Widerstreitenden Raum, es treten neue Ausgießungen des Geistes zu reformatorischer Belebung und Erneuerung ein, und durch das alles hindurch wächst die Kirche allmählich dem vollkommenen Alter Christi entgegen. Diesen großen, in die innersten Tiefen des Geistes hineingehenden und die mächtigsten Kräfte in Bewegung setzenden Verlauf so darzustellen, daß dabei ebenso die göttliche wie die menschliche Seite desselben zu ihrem Rechte kommt, daß in der Geschichte der Kirche zugleich die Geschichte des Reiches Gottes sich abspiegelt, und das im Leben sich vollziehende Gericht auch im geschichtlichen Abbild anschaulich wird: das war die Aufgabe, die Neander sich setzte und die er, wenngleich nicht in absoluter Vollkommenheit, so doch mit einer in hohem Maaße anzuerkennenden Großartigkeit, Tiefe und Freiheit christlicher Auffassung auch wirklich gelöst hat.

Er verschmähte es dabei aufs entschiedenste, die Geschichte nach einem schon voraus festgestellten Begriffsschematismus, nach einer nur aus dem Denken hervorgegangenen Formel zu construiren, und freut sich dem gegenüber solcher Erscheinungen, wo ursprüngliche Mächte des Geistes und Gemüthes alle Berechnung durchbrechen. Dagegen strebt er sehr ernstlich nach einer „genetischen" Behandlungsweise, also darnach, in der Thatsache selbst die eigentlich treibenden Kräfte aufzuzeigen, alles Einzelne aus seinem größern Lebenszusammenhang hervorwachsen zu lassen, und eine nach inneren Gesetzen vor sich gehende christliche Lebensentfaltung, also die „inwendige Geschichte" in der äußerlichen zur Anschauung zu bringen. Nicht minder läßt er sich angelegen sein, das Ineinanderwirken des Individuellen und Gesammtheitlichen, des Besondern und Allgemeinen nachzuweisen, und es ist ihm auch in dieser Beziehung Bedeutendes gelungen. Doch muß man gestehen, daß seine Begabung für die Schilderung des Individuellen und Persönlichen die entschieden größere war. Dafür hat er einen ungemein zarten, wahrhaft pietätvollen Sinn und, seiner innerlichen Natur gemäß, auch eine besondere Vorliebe. Er wird daher nicht müde, immer wieder neue Lebensbilder vorzuführen, in

denen die weltüberwindende Kraft Christi sich verherrlicht; in den verschiedensten Gestaltungen weiß er das Persönlichwerden des christlichen Geistes gleich liebevoll zu würdigen; und bis in die tiefste Verdunkelung hinein geht er den Lebensspuren des Christlichen nach, „sollten sie auch bei Irrlehrern oder Schwärmern, Sektenstiftern, oder Kirchentyrannen gefunden werden.“*) Nicht ebenso groß und meisterhaft zeigt sich Neander da, wo es sich um die Gesammtbestände der Kirche und deren Zusammenhang handelt: das Wechselverhältniß der Kirche zum Staat und zum Volksleben, die Entwickelung der Lehre, der Verfassung, der gottesdienstlichen Ordnungen und die damit zusammenhängenden Schöpfungen der Kunst, überhaupt alles das, was der Leiblichkeit der Kirche angehört. Es ist sonach mehr die Schilderung des christlichen Lebens nach seiner Innerlichkeit, als die Darstellung der nach außen hervortretenden Gestaltung der Kirche, was den Werth des neander'schen Werkes ausmacht, und unverkennbar kommt darin mehr das Gleichniß vom Sauerteig, als das vom Senfkorn zum Rechte. Auch hatte Neander, seinem ganzen Wesen nach, wenig Sinn für die Form. Insbesondere leidet bei allem Innigen, Warmen und beschaulich Seelenvollen seine Darstellung an einer gewissen Breite und Einförmigkeit und ermangelt in ihren Schilderungen bisweilen der Schärfe und lebensfrischen Färbung.

Bei allem dem bleibt sein Werk ein hochgesegnetes, besonders auch vermöge der ihm innewohnenden erbauenden Kraft. Neander wollte nichts wissen von einem Gegensatze zwischen belehrender und erbauender Kirchengeschichte. Vielmehr fand er in der reinen ungeschminkten Darstellung der Wahrheit auf diesem Gebiete an und für sich auch das Erbauliche. Und ganz in diesem Sinn hat auch seine Kirchengeschichte in weiten Kreisen gewirkt. Indem sie in der Wissenschaft ein Neues schuf, hat sie zugleich der christlichen Gemeinde reiche Kräfte der Erweckung, Belebung und Erhebung zugeführt, und er hat erreicht, was er selbst in der Vorrede als die Summe seines Strebens bezeichnet: „die Geschichte der Kirche Christi darzustellen, als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen.“

Neander hat seine Kirchengeschichte erst mit der nachaposto-

*) Nitzsch in der Gedächtnißrede auf Neander.

lischen Zeit begonnen. Indeß mußte sich ihm das Bedürfniß aufdrängen, auch über seine Auffassung der ursprünglichen Anfänge des Christenthums Rechenschaft abzulegen. So ließ er zuerst im Jahre 1832 die „Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel" erscheinen und gab dann im Jahre 1837 den letzten Abschluß mit einem „Leben Jesu Christi."

Für den Grundzug aller christlichen Entwickelung: Durchdringung des Menschlichen vom Göttlichen in Einheit des Geistes, aber in verschiedener Form menschlicher Eigenthümlichkeit findet Neander das Vorbild schon im apostolischen Zeitalter. Er betrachtet diese Zeit als den Uebergang aus der ersten wunderbaren Schöpfungsperiode des Christenthums zu dem mehr naturgemäßen Verlauf und die darin am meisten hervorragenden Persönlichkeiten, einen Petrus und Paulus, Jakobus und Johannes als „die nothwendigen Mittelglieder zwischen dem Herrn und der folgenden Entwickelung der Kirche, als die Organe und Träger seines Geistes für alle Jahrhunderte, in welchem schon das Gesetz der Mannichfaltigkeit des Einen Lebens sich offenbart." Unter diesem Gesichtspunkt schildert er die Persönlichkeiten der Hauptapostel als stets geltende Grundtypen des christlichen Lebens und gibt im Zusammenhang damit treffliche Darstellungen ihrer verschiedenen Lehrbegriffe; dagegen hat er nicht ebenso befriedigend in dieser Verschiedenheit auch die höhern Einigungspunkte nachgewiesen.

Zu seinem Leben Jesu erhielt Neander einen äußern Anstoß durch das bekannte 1835 erschienene Werk von D. Strauß. Er wollte diesem Versuch einer mythischen Zersetzung der evangelischen Grundthatsachen nicht blos auf kritischem Weg, sondern mit einer positiven Leistung entgegentreten. Dabei verkannte er keineswegs die überschwengliche Größe der Aufgabe und die nie ganz zu überwindende Schwierigkeit ihrer Lösung. Er gedachte an das Wort Herders: wer wohl nach dem Johannes das Leben Christi zu schreiben wagen sollte? — und an das noch schönere der Anna Maria von Schurmann, welche von einem solchen Wagniß abstand, weil sie „die Sonne nicht mit einer Kohle abmalen wolle und gefunden habe, das Leben der Christen sei das beste Bild des Lebens Christi." Indeß glaubte er, die Geschichtschreibung habe doch auch den Beruf, sich mit diesem Höchsten in der Menschheit zu beschäftigen; das Christusbild sei das, „was, nicht von gestern und heute, doch immer mit der Menschheit sich verjüngt und mit neuer himmelanstrebender Jugendkraft die alternde Welt durchdringt"; darum müsse es jedem Zeitalter und so auch dem

unsrigen vorgehalten werden, in welchem eine neue christliche Schöpfung sich vorbereite. So ging denn auch Neander, obwohl seiner Unzulänglichkeit sich bewußt, an das Unternehmen. Er that es nicht mit jener Voraussetzungslosigkeit, für welche Christus eine völlig unbekannte, erst zu bestimmende Größe ist, sondern auf Grund des entschieden ausgesprochenen Glaubens an Ihn als den Sohn Gottes in schlechthin einzigem Sinn, als das vollkommene Abbild des überweltlichen persönlichen Gottes, den urbildlich heiligen Erlöser und Lebensquell für die ganze sündige Menschheit. Bei der Ausführung mag Neander seiner Neigung zur Vermittelung entgegenstehender Ansichten bisweilen zuviel nachgegeben haben und in der Kritik nicht scharf, in der Feststellung der dogmatischen Begriffe nicht immer bestimmt genug gewesen sein. Aber dennoch hat er durch den innigen Glaubensgeist und den edeln Wahrheitssinn, womit er auch diese unvergleichbare Persönlichkeit besonders nach ihrer menschlichen Seite schilderte, Großes gewirkt und dieselbe nicht nur dem Verständniß, sondern auch dem Herzen Unzähliger näher gebracht.

Neben diesen Werken bezeugen noch zahlreiche kleinere, zum Theil in Sammlungen vereinigte, Schriften den großen Reichthum der literarischen Thätigkeit Neanders. Es sind Programme, Vorträge in der Akademie der Wissenschaften, Beiträge zu der in Gemeinschaft mit Nitzsch und J. Müller begründeten „deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben," oder auch selbständig erschienene Einzelarbeiten. Sie behandeln zum Theil sehr interessante Gegenstände, wie z. B. die böhmischen Reformatoren Mathias von Janow und Johann Huß, den erasmisch-reformirenden Georg Wizel, den Vorläufer moderner Denkarten Theobald Thamer, den geistvollen, von Neander besonders hochverehrten Pascal und andere, auch exegetische und praktisch-christliche Dinge; sind aber doch nicht wichtig genug, um in dieser kurzen Charakteristik eingehender besprochen zu werden.

Neanders gesammte theologische Thätigkeit war wesentlich eine positiv grundlegende und aufbauende. Doch hat er es auch nie an kräftigem Kampf und entschiedenem Zeugniß gegen die Verderbnisse der Zeit fehlen lassen, und gegen starke Irrthümer hat er sich immer am stärksten erhoben. Die Richtung auf positives Bauen unter freudiger Aneignung aller von der Geschichte und dem Leben dargebotenen christlichen Elemente zeigt sich am meisten im ersten Jahrzehnt seines Berliner Wirkens. Dagegen tritt in der folgenden Periode auch die Bestreitung und der Angriff mehr

hervor, einerseits gegen die in seiner unmittelbaren Nähe so einflußreich gewordene pantheistische Spekulation, welche die letzten Grundlagen des Christenthums antastete, anderseits gegen den sich erhebenden Orthodoxismus, der die selbständige Entwickelung der Theologie zu gefährden drohte. Wider beides sprach er sich in der unumwundensten Weise, bisweilen sogar in gereizten Worten aus. Doch würde man sich täuschen, wenn man meinte, das polemische Interesse sei in seiner späteren Lebenszeit das vorwiegende geworden. Sein Zorn war nur die Kehrseite der lebendigsten Liebe zur Sache Christi und durch alle Bekämpfung der von ihm für verderblich gehaltenen Richtungen hindurch wollte er immer nur ein entschieden Positives, den Neubau einer wahrhaft evangelischen, auf Geschichte und Erfahrung gegründeten Theologie, welche, ohne dem Zeitgeist zu fröhnen, doch dem tiefern Bedürfniß der Zeit entsprechen und das Werk der Reformatoren wieder aufnehmen sollte ohne ängstliches Gebundensein an ihren Buchstaben.

So gehörte Neander mit seinen Freunden Nitzsch, Twesten, Lücke, Jul. Müller u. a. zu derjenigen Gruppe deutscher Theologen, die man, nicht gerade immer anerkennend, vermittelnde genannt hat. Aber das, was er, der überall ein ganzer Mann war, als „wahre Mitte" suchte, war nicht ein schwächlich halbirendes Verhandeln zwischen Glauben und Unglauben, Rationalismus und Orthodoxie, sondern eine durchaus entschiedene Glaubenstheologie, die am christlichen Inhalt auch nicht das Mindeste schmälern lassen, sondern nur dessen Erkenntnißausdruck frisch und lebendig aus der Sache selbst gestaltet wissen wollte. Mit dem Glauben an eine in unserer Zeit sich vorbereitende neue Schöpfung im Reiche Gottes überhaupt verband sich bei ihm die Ueberzeugung, daß auch die Theologie einer neuen Gestaltung entgegengehe; und wo in dem Proceß dieser Neubildung entweder der evangelischen Wahrheit oder der evangelischen Freiheit Gefahr zu drohen schien, da fühlte er sich berufen, in die Schranken zu treten. Der Pflege der evangelischen Wahrheit galt sein ganzes Leben und für sie zeugte er gegen allen menschenvergötternden Rationalismus, zuerst gegen den gewöhnlichen, dann noch mehr gegen den vornehmen, speculativen. Ebenso war er aber auch stets bereit, die evangelische Freiheit in Schutz zu nehmen, und bethätigte dies namentlich dann, wenn ein Eingriff äußerer Macht in den wissenschaftlichen Entwickelungsgang zu befürchten stand. Dies ist zweimal in sehr entscheidender Weise geschehen, das erste Mal im Jahre 1830 bei dem an die weltliche Gewalt appellirenden Angriff der

evangelischen Kirchenzeitung auf die Halle'schen Professoren Gesenius und Wegscheider, das andere Mal im Jahre 1835, als der Minister von Altenstein ihn zu einem Gutachten aufforderte, ob gegen die Verbreitung des Lebens Jesu von Strauß durch ein Verbot einzuschreiten sei. Im ersten Fall mißbilligte er die Verhandlung theologischer Differenzen vor dem Richterstuhl der Laien, und machte besonders geltend, daß die Durchführung der gegenwärtigen Krisis zu einem gedeihlichen Ziel nur ein Werk der göttlichen Weisheit sei, dem durch menschliche, von außen her einwirkende Mittel nicht vorgegriffen werden dürfe. Im andern Fall widerrieth er unter entschiedener Verwerfung der Strauß'schen Ansichten mit gleicher Entschiedenheit die polizeiliche Unterdrückung des Strauß'schen Buches, weil dasselbe nicht ein populäres sei, sondern ganz in der wissenschaftlichen Sphäre sich halte, hier aber nur mit geistigen Waffen gekämpft werden dürfe, und äußere Machtsprüche, die doch den Stachel nicht aus den Gemüthern ziehen könnten, dem guten Erfolg dieses Kampfes unvermeidlichen Nachtheil bringen würden.

Der Speculation an sich war Neander bei allem Vorwiegen des geschichtlichen Sinnes nicht abgeneigt. In der Jugend hatte er für Plato geschwärmt und im Alter saß er noch einmal zu den Füßen Schellings, mit dem er auch seit dessen Uebersiedelung nach Berlin in inniger Freundschaft lebte. In Plato verehrte er den vorwärtsschauenden Seher, der vieles Christliche vordachte, in Schelling den rückwärtsschauenden, der „die Geschichte zum Ausgangspunkt nahm" und die Thatsachen der göttlichen Offenbarung nachzudenken als höchste Aufgabe der Speculation erkannte. Zu Beiden zog ihn auch der ahnungsvolle Tiefsinn und die in ihren Systemen ausgeprägte Fülle des sittlichen, persönlichen, göttlichen Lebens hin. Dagegen widerstrebte ihm alle Speculation, welche, wie die Hegel'sche, pantheistisch die Persönlichkeit Gottes und des Menschen auflöst, die Weltgeschichte in bloße Bewegung des Begriffs verwandelt und in dieser Begriffsvergötterung auch die Religion zu einer niedern Vorstufe des Denkens herabsetzt. Darin fand er eine Zerstörung des wahrhaft Geschichtlichen, eine Entleerung des Lebens von seinem realen höhern Inhalt, und davor die Jugend zu warnen, hielt er für seine heilige Pflicht. Er kann hierbei gegen Hegel selbst, in dessen Person ein reicherer Lebensgehalt war, ungerecht geworden sein; aber die spätere Entwickelung der Schule hat gezeigt, daß der scharfe Glaubensblick Neanders das, was im System lag, im Wesentlichen richtig durchschaut hat.

Alles Thun und Leiden Neanders weist uns immer wieder auf seine Persönlichkeit zurück, und daß diese von außerordentlicher Art war, verrieth schon sein Aeußeres, obwohl es weder schön noch imponirend war. Der Körper war von mittlerer Größe und ziemlich starkem Gliederbau; das Gesicht hatte ein unverkennbar jüdisches Gepräge: bräunliche Farbe, starke Lippen, eine etwas gebogene Nase, eigenthümlich kurzsichtige, meist zugedrückte Augen, von gewaltigen, buschigen Brauen überschattet, auch die sonst hohe Stirne zum Theil von dem vollen dunkeln Haupthaar bedeckt. Dabei war Neander in Dingen des gewöhnlichen Lebens unbeholfen wie ein Kind und stets fremder Hülfe bedürftig; auch ließ seine Erscheinung die Spuren der körperlichen Leiden nicht verkennen, von denen er zeitlebens heimgesucht war. Aber wenn die geschlossenen Augen sich freundlich aufthaten, wenn die herben Züge in der hervorquellenden unendlichen Herzensgüte sich geistig verklärten und die Stimme, in deren Klang schon die ganze Wahrheit des innern Wesens lag, schlichte, treuherzige Worte sprach, dann trat eine Schönheit und Herrlichkeit des inwendigen Menschen hervor, die das äußerlich Abstoßende bald vergessen machte. Dieser innere Neander war ein Israelite ohne Falsch, eine durch und durch kindliche und arglose Seele, bis auf den tiefsten Grund krystallhell aufrichtig und wahr und darum auch bei Andern ein entschiedener Widersacher alles absichtlich Gemachten, Gesuchten und Manirirten, besonders wenn es in Vornehmheit sich kleidete. Zwar fehlte es auch ihm nicht an dem wohlbegründeten Bewußtsein seiner Bedeutung, aber noch weit mehr war er davon durchdrungen, daß er, was er auch sei und vermöge, nur der Gnade des Herrn verdanke, daß er Ihm gegenüber immer ein unnützer Knecht bleibe, und dies gab ihm eine Demuth und Anspruchslosigkeit, wie sie so schlicht und ungekünstelt nicht leicht wieder bei einem Manne von solchem Gewicht gefunden werden kann. Der Grundanlage seiner Natur nach war er entschieden dem Idealen zugekehrt. Nur in den unsichtbaren, ewigen Dingen fand er seine wahre Heimath, in der äußeren Welt war er stets ein Fremdling, und ein Zug tiefer, ernster Wehmuth geht durch sein ganzes Leben hindurch. In der Jugend entsprang hieraus eine an's Schwärmerische streifende idealistische Richtung; aber dabei konnte Neander nicht stehen bleiben, denn das eigentlich Entscheidende kam bei ihm nicht aus dem Kreis der Gedanken und Ideen, sondern aus dem Urquell des Herzens, aus der ganzen sittlich energievollen, willenhaften Persönlichkeit. Dafür fand er

nur in dem in Christo thatsächlich und persönlich gewordenen Lebensheil, in den göttlichen Realitäten des Evangeliums ein volles Genüge, und nachdem er einmal wahrhaft von Christo ergriffen war, gab er sich seinem Herrn auch mit einer Liebe hin, die alles andere beherrschte und fortan das himmlische Feuer wurde, welches immer mehr sein ganzes Wesen durchglühte, läuterte und heiligte. Diese johanneische Christusliebe, die ebenso zart und innig ist in der Hingabe an das Göttliche, als mannhaft und kräftig in der Abwehr alles Ungöttlichen, die im Heiligthum des Herzens den Frieden bewahrt, den die Welt nicht geben kann, und doch rastlos in der Welt wirkt zur Rettung des Verlornen und Leitung des Geretteten: sie war das eigentliche Lebenscentrum Neanders, „sie der Zauberschlüssel, durch den er so weiten Zugang hatte zur Kirche der Vergangenheit und zur Kirche der Zukunft, der ihm auf gleiche Weise die Herzen der abgeschiedenen Geister wie der lebensfrischen Jugend erschloß; sie auch die Wunderkraft, die, wie sie dem Jüngling bereits eine wunderbare Gereiftheit gegeben, so den kränkelnden, alternden Mann jugendfrisch und jugendfreundlich erhielt unverkürzt bis ans Ende." *)

Wie alles bei Neander so war auch sein häusliches Leben im höchsten Grade einfach. Er war nicht verheirathet, aber eine liebende Schwester, Hannchen, sorgte für ihn aufs treulichste. Das Geschwisterpaar war auffallend verschieden: Neander der stille, in sich gekehrte Gelehrte, die Schwester auch dem Weltlichen nicht fremd, heiter, scherzhaft und lebenslustig. Indeß verstanden sie sich vortrefflich; Neander ließ sich die Leitung der Schwester und ihre munteren Geistessprünge lächelnd gefallen, sie aber ordnete zu Hause und auf Reisen alles nach seinem Bedürfniß, dachte und lebte so ganz nur für ihn, daß sie nach seinem Tode einer zum Geburtstage glückwünschenden Freundin sagen konnte: „Lassen Sie das, ich habe keinen Geburtstag mehr, weil ich kein Leben mehr habe." In der Tages- und Jahresordnung Neanders bewegte sich alles in vollkommen gleichmäßigem Pendelschwung. Um sechs Uhr stand er auf und verwendete die Morgenstunden in strenger Abgeschlossenheit zur Vorbereitung auf seine Vorlesungen, deren er meist drei an jedem Tage von 11 Uhr an hielt; nach Tisch ging er am Arm der Schwester oder eines Studenten spaziren, widmete dann eine Stunde dem Verkehr mit jungen Theologen und gab sich die übrige Zeit bis 10 Uhr seinen Studien und schrift-

*) W. Beyschlag, Aus dem Leben seines Bruders.

stellerischen Arbeiten hin. Gleicherweise kehrten im Lauf der Jahre dieselben Vorlesungen wieder, und nur selten fügte er Neues hinzu: nach Schleiermachers Tod die Ethik, im letzten Jahrzehnt seines Lebens auch Geschichte der Ethik und eine übersichtliche Darstellung der Kirchengeschichte nach ihren innern Entwickelungsgesetzen. Blos die Bad- und Ferien-Reisen, die er nach Böhmen, Bayern, Schwaben und in die Rheingegenden zu machen pflegte, brachten eine Abwechselung. Sie sollten, indem man ihm vorstellte, es sei ein Bedürfniß für die Schwester, vornehmlich ihm selbst zur Erholung dienen; doch führte er auch auf diesen Ausflügen Folianten mit und suchte neben alten Freunden auch alte Handschriften und Druckwerke auf.

Für die Geselligkeit, zumal in größerem Umfang, war Neander nicht organisirt und hierin weit entfernt von der Meisterschaft seines Collegen Schleiermacher. Mit seinem kindlich schlichten, unbeholfenen Wesen bildete er zu dem geistreich beweglichen, witzigen, alles pikant zuspitzenden Berlin einen Contrast, der kaum stärker gedacht werden konnte, immerhin aber Respekt einflößte. Doch war Neander schon vermöge seines innig liebreichen Wesens nichts weniger als ungesellig; er sah gerne ältere Freunde und näher stehende Studirende bei sich, namentlich an Sonntag Mittagen, wo sich zwischen einer ältern, um ihn geschaarten Gruppe und einer jüngern um die Schwester Ernst und Scherz in schöner Weise mischten.

Nach langjährigem, ruhigem Wirken mußte Neander noch die Schrecknisse der Jahre 48 und 49 erleben. Sein Gemüth wurde davon tief erschüttert. Er war ein treuer Vaterlandsfreund: der Beruf des deutschen Volkes, in dessen Wesen er eine besondere Vorbestimmung für das Christenthum erkannte, stand ihm sehr hoch und er suchte auch die Jugend dafür zu begeistern. Zugleich hatte er, soweit er auf das Politische einging, keineswegs absolutistische Grundsätze, sondern eher Vorliebe für eine constitutionell monarchische Verfassung, weil eine solche, was ihm das Entscheidende war, der individuellen christlichen Entwickelung freieren Raum zu geben schien. Dagegen erfüllte ihn Aufruhr und Empörung mit Abscheu, und er sprach sich auch nach dieser Seite mit der gewohnten Stärke aus. Seine Bürgerpflicht versäumte er allerdings selbst unter diesen Umständen nicht; er ging in die Wahlversammlungen nnd empfahl zum Erstaunen der Demokraten die Wahl gottesfürchtiger Männer; er that auch sonst, was er vermochte, Collegen und Studirende zur Unterstützung der geordneten Gewalten zu vereinigen. Indeß zog er sich doch, sobald die Pflicht

es gestattete, von diesem ihm fremden Gebiete zurück und würdigte nur die Erscheinungen der Zeit vom Standpunkte des Reiches Gottes aus in freimüthig ernsten Urtheilen, die er auch der Jugend nicht vorenthielt.

Zeitlebens hatte Neander mit mancherlei, zum Theil besorglichen körperlichen Uebeln zu kämpfen; aber er trotzte mannhaft den daraus entspringenden Störungen und war nur mit äußerster Mühe zu einer Unterbrechung seiner Vorlesungen und Arbeiten zu bewegen. Ein seit 1847 eingetretenes, mit Erblindung drohendes Augenleiden zwang ihn, in der Arbeit für seine Kirchengeschichte nachzulassen; aber er bediente sich nun fremder Augen, um neue verbesserte Ausgaben früherer Werke zu besorgen. Er ahndete, daß ihm nur noch kurze Frist des Wirkens zugemessen sei, und täuschte sich nicht. Gegen die Mitte des Monats Juli 1850 befiel ihn ein außergewöhnliches Unwohlsein, welches alsbald zu einer heftigen Brechruhr sich entwickelte. Angegriffen von den Vorboten der Krankheit ließ er sich doch nicht abhalten, in die Vorlesung zu gehen. Aber es begegnete ihm, was sonst noch nie vorgekommen: seine Stimme versagte ihm zu wiederholten Malen, er konnte nach mühevoll durchgeführter Stunde nur mit fremder Hülfe vom Katheder steigen und nach Hause gelangen, so daß schon damals ein Zuhörer zu seinem Nachbar sagte: „Das war unseres Neander letzte Stunde!" Anfänglich gelang es ihm noch, die Anfälle der Krankheit gewaltsam niederzukämpfen und er setzte sogar mehrere Stunden das gewohnte Diktiren fort. Aber bald wurden die Symptome gefährlicher; er mußte sich zu Bette legen und durfte dasselbe trotz des sehnlichsten Verlangens nach der gewohnten Thätigkeit nicht wieder verlassen. In den lichten Augenblicken war er voll Dank und Theilnahme für seine Umgebungen, besonders seine Schwester, erflehte sich in ergreifenden Worten lindernden Schlaf und sagte in seiner kindlichen Weise: „Es ist wahr, Alles kommt von Gott und wir müssen ihm dafür danken." In den Phantasien war er mitten unter seinen Schülern und Arbeiten, hielt einen geordneten Vortrag über neutestamentliche Exegese und gab nach mancherlei anderem, indem er, wie gewöhnlich, genau da anknüpfte, wo er stehen geblieben, noch ein längeres Diktat für seine Kirchengeschichte über die sogenannten „Gottesfreunde" des 14. und 15. Jahrhunderts, welches er mit den Worten schloß: „Dies wäre das Allgemeine; es kommt nachher die weitere Entwickelung." Dann frug er nach der Zeit und auf die Antwort: „Es ist halb zehn" — erwiederte er: „Ich bin

müde, ich will nun schlafen gehen; gute Nacht!" Das waren seine letzten Worte. Nachdem ihm der Herr noch einen, früher sehnlichst erbetenen, längeren Schlummer verliehen, ging er in der Frühe des 14. Juli, an einem Sonntag, zur ewigen Sabbatruhe ein.

Die Todeskunde rief unter den Freunden und Schülern Neanders in Berlin die tiefste Bestürzung hervor, aber auch überall, wo sie sonst in Deutschland und weit über dessen Gränze hinaus sich verbreitete, war sie von dem erschütternden Schmerz begleitet, daß eine Säule der Kirche gefallen, daß in den vordersten Reihen der Kämpfer für das Reich Gottes eine unausfüllbare Lücke entstanden sei. Am 17. Juli wurde Neander unter der allgemeinsten, pietätvollsten Theilnahme bestattet. Im Sterbehause redete sein alter Freund Strauß sehr passend über die Worte Joh. 21, 7: „Da sprach der Jünger, welchen der Herr lieb hatte: Es ist der Herr!" Am Grabe knüpfte F. W. Krummacher eine Schilderung der stillen innerlichen Größe Neanders an den Ausruf an: „Wisset Ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und Großer gefallen ist in Israel?" In der akademischen Aula feierte Nitzsch seinen hingegangenen Collegen in einer Gedächtnißrede, welche den belebenden Theologen und bahnbrechenden Kirchenhistoriker in markigen Zügen charakterisirte.

Nur 61 Jahre hatte Neander gelebt. Aber er hat diese Spanne Zeit zum reichsten Segen für sich und andere ausgekauft. In sich selbst ist er immer mehr zu einer in Christo geheiligten Persönlichkeit ausgereift und nach außen haben sich von ihm aus Ströme des lebendigen Wassers über Tausende ergossen. Andere theologische Zeitgenossen mögen im Bereich der strengern Wissenschaft noch Größeres und mehr Schöpferisches geleistet, Spätere auch für schärfere Fassung der Lehre oder Ausbau des Kirchlichen mehr gethan haben: mit mehr Liebe und darum auch erweckender, belebender, begeisternder, als Neander, hat keiner gewirkt; im segensreichen Einfluß auf das Herz der Jugend, in der Ausbeutung der Wissenschaft auch zur Erbauung der Gemeinde geht er allen voran, die in dieser Zeit an der Verjüngung der evangelischen Kirche zu arbeiten berufen waren, und darum ist er auch mit Recht an seinem Grabe „der Jüngste der Kirchenväter" genannt worden. „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach!"

C. Ullmann in Carlsruhe.

Folge der Lebensbilder
im Jahrgang 1860.

A. Aus dem Leben Jesu.

1. Die Taufe Jesu.
2. Die Einsetzung des heiligen Abendmahls.

B. Aus der Kirche.

I. Aus dem neuen Testament.

3. Maria, die Mutter des Herrn.

II. Aus der alten Kirche.

a) Märtyrer.

4. Babylas, Bisch. von Antiochien † 250.
5. Mamas, ein Hirt † um 274 } zu Cäsarea
6. Gordius, Hauptm. † um 304 } in Cappadoc.
7. Georg.
8. Die 40 Märt. zu Sebaste † um 320.

b) Kirchenlehrer.

9. Papst Leo d. Gr. † 461.

III. Aus dem Mittelalter.

10. Vicelin, Apostel der Wenden † 1154.

IV. Aus dem Zeitalter der Reformation.

a) in Deutschland.

11. Luther in Worms 1521.
13. Lazarus Spengler in Nürnberg † 1534.

b) in Schottland.

12. Patrik Hamilton verbrannt 1528.
15. J. Knox, Reformat. Schottlands † 1572.

c) in Frankreich.

14. 5 Stud. v. Lausanne verbr. zu Lyon 1553.

V. Aus dem Zeitalter nach der Reformation.

16. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf † 1760.

Lebensbilder aus der Gegenwart.

Neander, Professor in Berlin † 1850. Zweiter Theil.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.


3 2044 069 629 509

